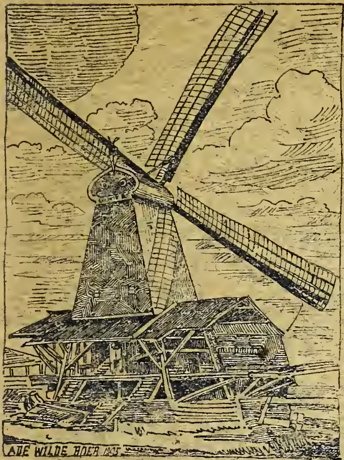


VON NORDISCHER VOLKSKUNST

AUFSÄTZE GESAMMELT

VON KARL MÜHLKE

BERLIN 1906

VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.

VON
NORDISCHER VOLKSKUNST

BEITRÄGE

ZUR

ERFORSCHUNG DER VOLKSTÜMLICHEN KUNST

IN

SKANDINAVIEN, SCHLESWIG-HOLSTEIN,
IN DEN KÜSTENGEBIETEN DER OST- UND NORDSEE
SOWIE IN HOLLAND.

GESAMMELTE AUFSÄTZE

HERAUSGEGEBEN VON

KARL MÜHLKE
GEHEIMER BAURAT

Mit 336 TEXTABBILDUNGEN

BERLIN 1906.
VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.

VORWORT.

Die nachstehend zu einem Bande gesammelten Aufsätze waren in den letzten Jahren zum größeren Teile in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“, zum kleineren Teile im „Zentralblatt der Bauverwaltung“, in der „Zeitschrift für Bauwesen“, im „Jahresbericht des städtischen Kunstmuseums zu Flensburg“ und im „Jahresbericht der Denkmalpflege in Westpreußen“ abgedruckt worden. Sie behandeln Forschungen auf dem Gebiete des Hausbaues und der häuslichen Einrichtungen alter Zeiten, die mit dem Volksleben in unseren nordischen Küstenländern eng verwachsen waren und gewissermaßen als ein Niederschlag des Volkstums anzusehen sind. Die Landschaften, welche die Ostsee und Nordsee umgürten, standen bereits zur Zeit der Völkerwanderung in einem engen wirtschaftlichen und kulturellen Wechselverkehr. So trifft man vielfach auf verwandte Bauformen und ähnliche Lösungen gleicher Kulturaufgaben. Wenn in den nachstehenden Aufsätzen die einzelnen Landschaften auch längst nicht erschöpfend behandelt werden konnten, im Gegenteil das Gebotene teilweise recht lückenhaft ist, so wird doch die Zusammenfassung der Abhandlungen in vieler Beziehung willkommen sein. Auch wird dieselbe es erleichtern, die Lücken in der Erkenntnis der Volkskunst unserer Wasserkante durch weiteres Eindringen in ihre Zusammenhänge und ihr Wesen allmählich auszufüllen.

Die Reihenfolge der Aufsätze entspricht im allgemeinen der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Küstenländer. Während zur Zeit des frühen Mittelalters die Wikinger und Skandinavier Meer und Küsten beherrschten, wurde mit dem Aufblühen der Hansa das deutsche Hinterland Träger der Macht- und Kulturbestrebungen. Dabei hat die zimbrische Halbinsel vielfach als Brücke für den Weg der südlichen Kunst nach den nordischen Reichen gedient. Hatte schon bei der Besiedelung der Niederungen und Marschen der deutschen Küstengebiete der flandrische

und holländische Bauer in frühesten Zeiten eine große Rolle gespielt, so nimmt nach dem Niedergange der Hansa und dem Aufblühen der holländischen Freistaaten überall an der Wasserkante, namentlich in Bremen, in Hamburg, an der schleswig-holsteinischen Westküste und in Danzig der Einfluß der holländischen Kunst eine hervorragende Stellung ein, welche erst mit der neuesten Entwicklung im vergangenen Jahrhundert ihr Ende erreicht.

Den Verfassern der Einzelaufsätze, welche ihr Einverständnis zum Wiederabdruck derselben gegeben haben und teilweise deren Ergänzung in bereitwilligster Weise übernahmen, sei hierdurch der Dank des Unterzeichneten ausgesprochen. Leider ruhen schon zwei derselben, Heinrich Sauermann in Flensburg und Buhlers, seiner Zeit in Danzig, nach Vollendung ihrer irdischen Laufbahn in der heimischen Erde. Auch dem Verleger, welcher in anerkennenswertester Weise die Herausgabe des Büchleins ermöglicht und gefördert hat, gebührt der Dank aller Beteiligten.

Berlin im Frühjahr 1906.

K. Mühlke.

INHALTSÜBERSICHT.

Berichtigungen und Druckfehler.

Seite 9 Zeile 6: lies „erbaut“ anstatt „aufgeführt“.

Seite 77, Anmerkung 47, Zeile 3: lies „mit dem flöteblasenden Hasen“ anstatt „mit den flöteblasenden Hasen“.

Seite 82, zweiter Absatz, zweitletzte Zeile: das Wort „hauswirtschaftlichen“ ist unter Streichung des n am Schlusse in die drittletzte Zeile vor „Beschäftigung“ zu stellen.

Seite 100, die Jahreszahl am Schlusse der Seite muß lauten: 1903 anstatt 1893.

Seite 131, drittletzte Zeile: die Bezugnahme in der Klammer auf Abb. 155 muß fortfallen.

Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit.

Immer größer wird die Zahl derer, welche, Erholung von der Berufsarbeit und dem Hasten der Großstadt suchend, zur Sommerzeit ihren Weg nach den Fjorden Norwegens, nach den Hochgebirgen Skandinaviens, nach den Wäldern, Flüssen und Seen Schwedens nehmen. Die nordische Landschaft, farbenreich an der westlichen Meeresküste, ernst gestimmt an den weiten Seen, Moorflächen und Wäldern des östlichen Flachlandes, ist ein viel besuchtes Studienfeld für die deutschen Maler. Dagegen ist die Zahl deutscher Architekten, welche sich studienhalber in den nordischen Bruderreichen aufhielten, bisher nur gering bemessen. Dies mag es entschuldigen, wenn der Verfasser es wagt, hier mit wenn auch nur flüchtigen Reiseeindrücken an die Öffentlichkeit zu treten. Vielleicht können sie doch manchem, der seine Schritte nach dem Norden lenkt, Fingerzeige für eingehendere Studien geben.

Mag man Skandinavien an der Meeresküste besuchen, mit dem Dampfroß durcheilen, oder in gemächlicherer Weise zu Wagen oder auf der Kanalfahrt bereisen, überall geben noch heute die Holzbauten des Fischers, des Bauern, des Kleinbürgers der Städte und die hölzernen Landhäuser des Wohlhabenden die Staffage zum Landschaftsbild. Trotzdem mancherlei Raubbau in den weiten Wäldern des Landes getrieben ist, liefern letztere in dem schwach bevölkerten Lande noch immer das Holz zu dieser heimischen Bauweise, während die Versorgung des Auslandes mit Bauholz sich allerdings mehr auf den äußersten Norden Schwedens beschränkt. So findet man vereint in demselben Ort und derselben Dorflage Holzbauten verschiedensten Alters und in den Bauten der vergangenen Jahrhunderte Hausanlagen, welche noch das älteste Muster des skandinavischen Hauses aufweisen.

Aufnahmen alter norwegischer Bauernhäuser sind in Deutschland vornehmlich durch das in deutscher Sprache herausgegebene Werk „Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart" bekannt geworden, welches von dem leider zu früh verstorbenen Architekten H. Munthe und dem Universitätsprofessor Dr. L. Dietrichson gemeinschaftlich bearbeitet ist.[1]) Das Werk behandelt gleich ausführlich die alten kirchlichen Bauten, die Stabkirchen und die profanen Bauten des Bauern. Grundlegend für die Behandlung der letzteren waren die in der norwegischen, von N. Nicolaysen herausgegebenen Zeitschrift[2]) „Kunst og haandverk

[1]) Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung 1894, S. 286.

[2]) Der ausführliche Titel der in Christiania noch käuflichen Zeitschrift lautet: Kunst og haandverk fra Norges fortid udgivet af foreningen til norske fortismindesmerkers bevering ved N. Nicolaysen. Christiania. Karl C. Werner u. Co.'s bogtrykkeri. 1881—1891.

fra Norges Fortid" 1881—1891 veröffentlichten Bauernhausaufnahmen. Diese Zeitschrift bietet vorzügliche Aufnahmen norwegischer Bauernhäuser auf 74 Tafeln und entspricht somit dem Werke, das der Verband deutscher



Abb. 1. Hof in Bredland. Telemarken.

Architekten für das deutsche Bauernhaus in Arbeit genommen und nahezu vollendet hat.

Gleichwie die Entwicklung des deutschen Bauernhauses und der Übergang von den Bauformen des Altertums zu denen der Neuzeit mit der Änderung der Feuerstätte Hand in Hand geht, so ist auch im skandinavischen Hause die Raumbildung, die Beleuchtung der Räume, die Ausstattung und Stellung der Möbelstücke im wesentlichen abhängig von der Art der Feuerstelle. Aus der Rauchstube mit dem Herd (are) in der Mitte des Raumes und dem Oberlicht (lyre) über dem offenen Dachraum wanderte die Feuerstelle als Ofen (ovn) zunächst in die Ecke der Stube. Mit der Erfindung des Schornsteins (peis) wurde dann das offene Dach und das Oberlicht überflüssig. An deren Stelle treten die geraden Balkendecken und die seitlichen Fenster. Über der Zimmer-

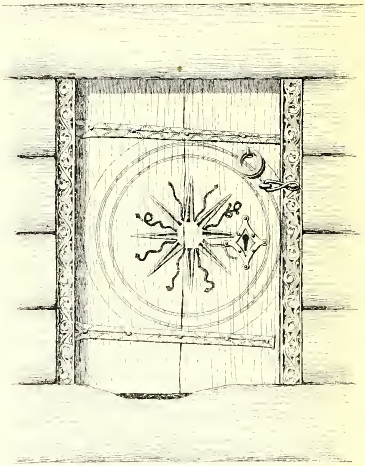


Abb. 2. Tür aus Garvik, Silgjord, Telemarken.
(Nach Kunst og haandverk.)

decke entstehen neue Räume, welche mit den schon früher üblichen kleineren Oberstübchen über dem Vorraum und der Nebenkammer, den Ramstuben, zusammen schließlich zu einem vollständigen oberen Stockwerk ausgebaut werden. Diese Entwicklung ist in anschaulicher Weise vom Universitätsprofessor Lund in Kopenhagen in seinem 1882 in deutscher Sprache herausgegebenen Werke „Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts" geschildert. Lund weist auch nach, wie trotz der Mängel der alten Arestube noch jahrhundertelang nach der Erfindung des Ofens vielfach die alte Einrichtung vorgezogen wird. Er schreibt dies nicht nur der Anhänglichkeit an das Gewohnte zu, sondern auch den eigentümlichen Schönheiten, welche jenen Räumen durch die geheimnisvolle Beleuchtung der Lyre oder des flackernden Herdfeuers gegeben wurden.

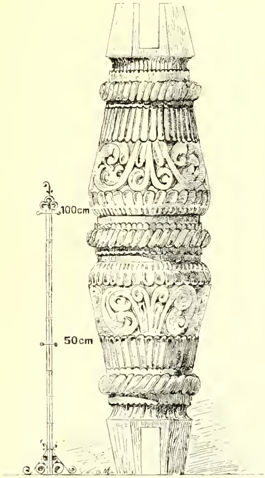


Abb. 3. Säule von einem norwegischen Stabur.
(Jetzt im Nord. Museum in Stockholm.)

Auch die einzelnen Bauformen dieser Gebäude sprechen dafür, daß wir es hier mit einer urwüchsigen Bauweise zu tun haben, die mit dem Volke und dem Boden, auf dem sie entsprossen, fest verwachsen ist. Mag das Holzwerk als Blockbau oder als Stabwerk (aus senkrechten Stäben) oder als Bohlwand hergestellt sein, überall, außen und innen, wird es unverhüllt gezeigt. Die Form ist aus dem Baustoff und den Bedingungen der Bauart allein abgeleitet. Wie urwüchsig und zu dem Boden, auf dem sie stehen, gehörig liegen diese Bauten in den Tälern des Hochgebirges, in den Lichtungen der Wälder und an den Ufern der vielen Wasser (vgl. den Hof in Bredland, Landschaft Telemarken, Abb. 1). Die reichliche Verwendung von Umgängen und offenen Laubengängen, namentlich in den oberen ausgekragten Geschossen, die Durchführung des Blockbaues und die flache Neigung des mit Birkenrinde und Rasen gedeckten Daches geben den Häusern trotz ihrer sonst mannigfach abweichenden inneren Einrichtung vielfach Ähnlichkeit mit den Holzbauten der weit entfernten Alpenländer.



Abb. 4. Rauchstube aus Kjelleberg in Saeterdalen.

Die Ornamentik des Äußeren beschränkt sich bei den eigentlichen Wohnhäusern im wesentlichen auf die Ecksäulen der kleinen Vorhallen, die Türpfosten, die Stiele und Brüstungen der Lauben und Umgänge, schließlich auf eine liebevolle Behandlung des niedrigen Türflügels selbst. Besonders kommt hierbei der Kerbschnitt in den mannigfaltigsten Formen, z. B. auch als Mandelschnitt, zur Verwendung. Die schweren Türbohlen sind vielfach mit kreisförmigen Verzierungen geschmückt, die wohl nicht mit Unrecht als verwandt mit dem Zierat der Schilde der Krieger zu deuten sind. Ist doch die Tür des alten skandinavischen Hauses tatsächlich der Schirm, Schutz und Schild desselben (vgl. die nach einer Aufnahme in Kunst og haandverk in Abb. 2 wiedergegebene Tür aus Garvik, Silgjord, Telemarken). Die reihenweise Verwendung des Mandelschnittes zur Belebung von lotrechten Wandbrettern, das Ausschneiden von Tauschnüren, die sich kreisförmig winden, sind Motive, die auch an deutschen Möbelstücken des Mittelalters wiederkehren. Ihre vielfache Ähnlichkeit mit dem Zierat vorgeschichtlicher Gegenstände läßt vermuten, daß wir es hier mit einer Zierweise zu tun haben, deren Anfänge weit in alter Zeit zurückliegen.



Abb. 5. Schlafhaus aus Rolstad in Gulbranddalen.
(Jetzt im Freiluftmuseum in Bygdö.)

Auffällig ist es, daß die bekannte reiche Ornamentik der Stabkirchen an den Profanbauten nicht oder doch höchst vereinzelt zu finden ist. Anstatt der hochaufragenden Drachenköpfe, des Giebelschmuckes der Stabkirchen, findet man an den Giebeln der Hausbauten gar keinen Schmuck oder einen lotrechten, einfach profilierten Spieß, nur vereinzelt bei den reicher ausgestatteten Bauten der Vorrats- und Schlafhäuser (Lofter und Stabure) wohl auch reicher geschnitzte Giebelbrettchen und Sparrenenden. Die profane Säule unterscheidet sich von den Säulen der Stabkirchen auch in ausgesprochenster Weise. Kurz und gedrungen pflegt sie zu sein, und, mag sie ganz einfach gedreht sein oder reiches Schnitzwerk aufweisen, meistens entwickelt sich ihre Form aus der Mitte gleich nach oben und unten, so daß Kapitell und Sockel vollständig einander entsprechend geformt sind. Abb. 3 gibt eine besonders reich geschmückte Holzsäule wieder, vermutlich zu einem norwegischen Stabur gehörig, die jetzt im nordischen Museum in Stockholm aufbewahrt wird. Bei besonders schönen gedrungenen Umrissen wechseln tauartige Verschnürungen mit blattkelchartigen Verzierungen, während der Rest der Säule mit einem friesartigen Rankenornament geschmückt ist, dessen Durchbildung echt nordisch ist und vielfach auch auf den holzgeschnitzten Gebrauchsgegenständen wiederkehrt. Dasselbe mutet uns romanisch an. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß diese Formen urgermanisch sind und die romanischen Stilformen beeinflußt haben.

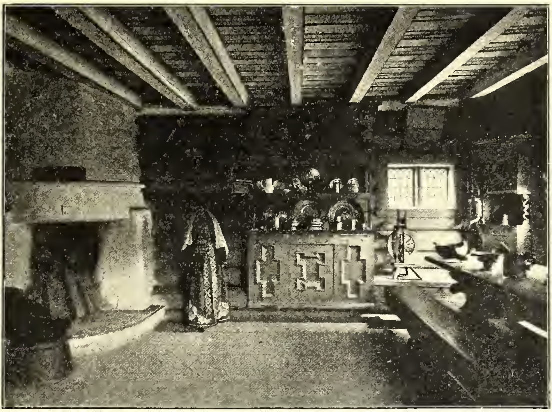


Abb. 6. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal.

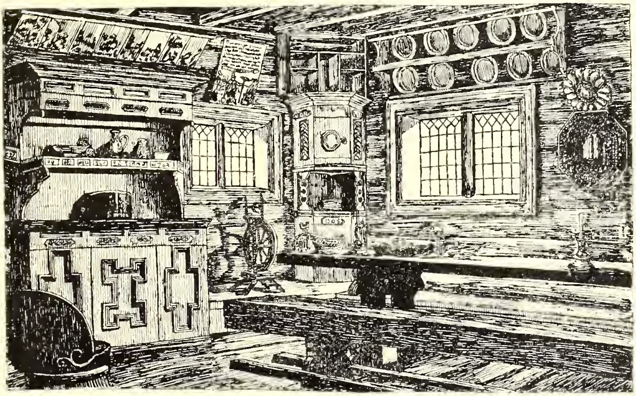


Abb. 7. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal. Fensterecke mit Eckschrank.
(Jetzt im Freiluftmuseum in Bygdö.)

Auch dem eiligen Reisenden, dem es nicht vergönnt ist, die ältesten Hausbauten in den entfernten Tälern der Hochgebirge aufzusuchen, ist es möglich, dicht bei Christiania einzelne ältere Hausbauten in der freien Natur zu studieren. Dieselben sind von anderen Landschaften nach dort

versetzt und wieder aufgebaut. Auf dem kleinen Gebirge Holmenkollen, von Christiania in $^3/_4$ Stunden mit der elektrischen Bahn erreichbar, auf einer Berghalde, umgeben vom Tannenwald, in der Nähe des vom Architekten Munthe erbauten Wirtshauses Frognersäteren, sind zwei Häuschen aufgestellt. Das eine, ein Wohnhaus aus Nyhus im Hallingdal, zeichnet sich durch eine kleine erdgeschossige Vorhalle am Hausgiebel aus und weist noch die gut erhaltene innere Einrichtung mit Eckschränken auf der Fensterbank und seitlichen Schränken auf, welche die eigenartige, der schrägen Decke folgende Abdeckung zeigen. Daneben erhebt sich ein einstöckiges Vorratshaus mit geschnitzter Türumrahmung und reicherem Giebelspieß.

Auf Anregung des Königs Oskar ist eine ganze Anzahl altnorwegischer eigenartiger Holzbauten in nächster Nähe von Christiania auf einer Waldlichtung der Halbinsel Bygdö aufgeführt worden. Ringsum die aus Gol im Hallingdal stammende Stabkirche mit ihren turmartig aufragenden, schindelgedeckten Dächern und niedrigen Laubenumgängen liegen vier Bauernhäuser, jedes von besonderer Eigenart.

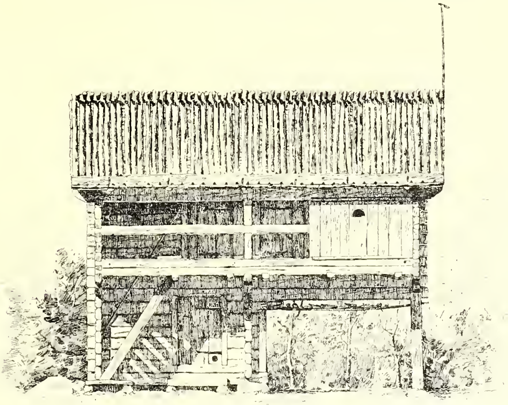
Abb. 4 stellt das Innere der aus Kjelleberg in Saeterdalen übergeführten Arestube dar. Der Raum ist nur durch das kleine Oberlicht über dem Herd erleuchtet. Als Kesselhalter dient ein weitausladender, wie ein Drachenhals emporgerichteter Holzausleger. Die kurzen Bettkojen in den Ecken neben dem Eingang und die Türgewände sind mit einfachen Kerbschnittmustern verziert. Der eigentümlich geformte altertümliche Stuhl neben der Bettkoje ist gleich den Einbäumen aus einem Baumstamm durch Aushöhlen desselben gefertigt. Die Abbildung gibt die scharfe Beleuchtung des Bodens des Raumes im Gegensatz zu dem Halbdunkel der rauchgeschwärzten Decke wieder.

Dicht daneben am Waldesrande erhebt sich ein zweistöckiges Schlafhaus aus Rolstad in Gulbranddalen, dessen äußere Schauseite Abb. 5 wiedergibt.[3]) In dem Bau ist unten eine angenähert geviertförmige Vorratskammer, darüber der Schlafraum untergebracht, welcher an drei Seiten von einem Umgang umgeben ist. Eine Zwerggalerie unterbricht die aus aufrechtstehenden Bohlen gefertigten Umgangswände auf das reizvollste. Das einfache Überkragen des Oberstockes, die Wechselwirkung der kräftigen wagerecht gelagerten Blockwände des Unterbaues und der lotrechten Bohlwände oben, die Überdeckung mit einem einfachen glatten Dache, dazu die natürlichen Farben des Holzwerkes, alles wirkt zusammen zu einem stimmungsvollen Ganzen von eigenartiger Schönheit.

Das Bauernhaus aus Hove in Hitterdal, welches 1738 erbaut wurde, ist ein Beispiel eines reicher ausgestatteten Bauernhauses aus späterer Zeit. Die Grundrißanordnung mit der einen großen Stube, der kleinen Nebenstube und dem Vorraum sowie einem kleinen Gang, der von der Vorhalle an der Eingangstür nach dem Aufstieg zum Bodenstock führt, ist noch der alten Hausanlage nachgebildet. Aber die gerade Balkendecke der Stube mit der gestülpten Verbretterung, ebenso die innere Einrichtung erinnert schon mehr an niederdeutsche Bauernstuben aus gleicher Zeit. Abb. 6 zeigt den Kamin in der Stubenecke, dessen Seitenwände das Feuer nach allen Teilen der Stube ausstrahlen lassen. Zwischen Kamin und dem 1762 gefertigten Schrank ist ein weit ausladendes Bord für den großen Braukessel angeordnet. Rechts schließt die Fensterbank an, welche unter den beiden

[3]) Das Haus ist genauer dargestellt und beschrieben in „Kunst og haandverk“, Bl. 10 u. 11.

Eckschränken der Giebelwand durchläuft (vgl. Abb. 7). An der gegenüberliegenden Längswand steht ein zweiter Schrank. Daneben springt das mit einem Schrank und dem Kellereingang verbundene Himmelbett weit in den



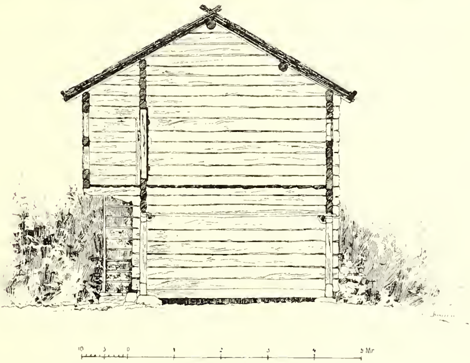


Abb. 8 u. 9. Vorratshaus mit Torweg
Nedre Opsveten. Kirchspiel Söderbarke. Västerbärgslagen in Dalekarnien.
(Aus Svenska byar och gardar.)

Raum hinein. Zwischen den beiden Türen der inneren Schmalwand, die zum Vorraum und der Schlafkammer der Kinder führen, ist ein Handtuchhalter in das Wandgetäfel eingebaut. Die breiten Fenster, deren Bleiverglasung

oben rautenförmig ausgebildet ist, werden durch Wandborde überragt, welche mit Fayencetellern gefüllt sind. In der ganzen Einrichtung spiegelt sich die Gesetzmäßigkeit einer Lebensführung wieder, in welcher alles durch alte Überlieferung festgelegt ist. Dabei ist dem Raum eine malerische Wirkung nicht abzusprechen, er erregt das Gefühl einer behaglichen Traulichkeit. Jedes Möbelstück hat seinen rechten Platz nicht nur durch althergebrachte Sitte, sondern auch behufs Befriedigung der praktischen Rücksichten erhalten.

Das vierte Haus in Bygdö, ein reicher ornamentierter Stabur, aus Berndal in Telemarken stammend und dort 1748 erbaut, ist in seiner architektonischen Durchbildung im Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 1892 (Seite 58) von Robert Mielke bereits aufs eingehendste geschildert worden.[4]) Die Schauseite des Baues atmet die Freude an reicher Verzierungskunst, deren Formen Einflüsse mannigfachster Art aufweisen. So zeigen die Türflügel beider Geschosse und der Dachluken eine rautenförmige Zeichnung und jene diagonale Stellung der Rahmhölzer, wie sie vielfach in Norddeutschland und selbst in den Nordalpen wiederkehrt. Der frühere Schlafraum im Oberstock, welcher jetzt durch ein weiter ausgeschnittenes Oberlicht sein Licht empfängt, wird zur Zeit als kleines Museum benutzt und ist von mannigfachem Hausrat besetzt. Darunter befinden sich Bänke, Stühle, Kannen und sonstiges hölzernes Kleingerät, deren Flächen mit reichem nordischen Schnitzwerk überzogen sind, daneben auch Modelle von Stabkirchen und alten profanen Holzbauten.

Die Sagaliteratur, welche so gute Aufschlüsse über die Bauart des norwegischen Bauernhofes und der Königshallen zur Zeit des Beginnes der Herrschaft des Christentums gibt, läßt uns hinsichtlich des altschwedischen Bauernhauses in Stich. Immerhin ist auf Grund der noch erhaltenen Reste alter Bauten anzunehmen, daß auch in Schweden das fensterlose, mit einem kleinen Oberlicht versehene Blockhaus mit dem einen Hauptwohnraum und dem Herd in der Mitte desselben der Ausgangspunkt der weiteren Entwicklung war, in welcher gleichfalls die Änderung der Feuerstätte auch die sonstigen Änderungen in der Form und Einrichtung des Hauses brachte. Bei der großen Ausdehnung des Landes ist diese Weiterentwicklung jedoch keine gleichmäßige gewesen. Während im abgelegenen gebirgigen Norden die älteren Bauformen und der Blockhausbau länger, bis in die letzten Jahrhunderte erhalten blieben, findet im südlichen Schonen sogar der nach dänischer Art an allen Seiten von Wohn- und Wirtschaftsbauten umschlossene, breit gelagerte Bauernhof mit Fachwerkwänden Eingang. Ebenso ist auch die Durchbildung des Hausrats und der Möbelausstattung im Flachlande des südlichen Schwedens mehr abhängig von den aus Norddeutschland und den Niederlanden übertragenen Modeströmungen.

Eine Schilderung alter Bauernhäuser aus dem nördlichen Schweden, aus den Landschaften Dalekarnien (Dalarne) und Västermanland, wird an der Hand lichtbildnerischer und zeichnerischer Aufnahmen des Architekten Gustav Améen in der Veröffentlichung des nordischen Museums „Svenska byar och gårdar“ gegeben. Auf 16 Tafeln sind Blockhausbauten, hauptsächlich zweistöckige Vorrats- und Schlafhäuser (Visthusbod), dargestellt, welche mit den ausgekragten Umgängen des Oberstocks ganz norwegisch anmuten. Nur fehlt die reichere Durchbildung der Galerien, Türen und Ecksäulen, wie solche

[4]) Der Aufsatz von R. Mielke ist nachstehend abgedruckt. Der Bau ist zugleich veröffentlicht in „Kunst og haandverk“, Tafel 61.

bei den norwegischen Staburs so häufig ist, vollständig. Ein Beispiel dieser Blockbauten ist in Abb. 8 u. 9 wiedergegeben, und zwar ein Vorratshaus mit Durchfahrt.

In gleicher Weise ist auch das große Vorrats- und Schlafhaus zu Björkvik in Ostergotland, also aus dem südlichen Schweden, ohne jede schmückende Zutat aufgeführt. Dr. Hazelius ließ in seinem Freiluftmuseum Skansen bei Stockholm eine getreue Nachbildung desselben aufführen. Nur fehlen in letzterer die Läden, welche in dem ursprünglichen Bau zu Björkvik (vgl. Abb. 10[5]) die Öffnungen der Umgänge schließen. Der Bau wirkt durch seine glücklichen Verhältnisse, durch die scharfe Betonung der wagerechten Linien, die vollständige Umgürtung des Bauwerkes mittels des ausgekragten Umganges, die Zusammenfassung der wenigen Öffnungen und die Unterbrechung des großen pyramidalen Daches infolge Höherführung des inneren Baukörpers als ein folgerichtig aufgebautes Kunstwerk. Auch drängt sich gerade beim Anblick dieses Baues die Frage auf, ob nicht bei der Herstellung dieser zweistöckigen Häuser mit ausgekragtem Obergeschoß Verteidigungsrücksichten Einfluß gehabt haben. Gleicht doch der Umgang des Schlafhauses in Björkvik so überaus den Wehrgängen deutscher Burgen, daß man versucht ist, den Bau für eine altgermanische Bauernburg zu halten.

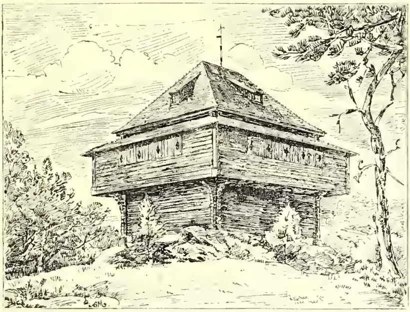


Abb. 10. Vorrats- und Schlafhaus in Björkvik.

Das Freiluftmuseum des Dr. Hazelius in Skansen bei Stockholm bietet nun noch eine ganze Blumenlese alter schwedischer Bauernhäuser und Holzbauten, welche entweder im Original nach dort übergeführt oder den betreffenden Bauten genau nachgebildet sind. Gelegentlich des Berichtes über die Ausstellung in Stockholm ist S. 425 des Jahrg. 1897 des Zentralblattes der Bauverwaltung bereits eine Abbildung des Innern des einen Hauses aus Mora in Dalekarnien gegeben worden (vgl. Abb. 11). Das Haus soll aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen und entspricht im Grundriß mit dem Vorplatz, der kleinen Kammer und dem Hauptwohnraum vollständig der voraussichtlich ältesten Bauart des Landes. Das Dach ist im Innern noch offen gezeigt, die Stube also als ryggåsstugan gebaut. Aber das Oberlicht ist bereits durch seitliche Fenster an der Giebel- und Langseite und der Herd durch einen übereck offenen Kamin mit Backofen und Schornstein ersetzt. Die kojenartigen Wandbetten erinnern an die Einrichtung von Schiffskajüten. Die so reizvoll in die Bettwand hineingebaute Uhr wird in ihrer allgemeinen Form von südlicheren Vorbildern beeinflußt, während die Behandlung der Einzelheiten von

[5]) Nach einer von Arch. Amèen zur Verfügung gestellten Photographie gezeichnet.

der Herstellung durch einen nordischen Kunstarbeiter Zeugnis gibt. Besonders eigenartig sind die Hängestangen, welche den Raum durchqueren und zum Aufhängen von Prunktüchern bestimmt sind. Die Stangen enden in reich geschnitzten Drachenköpfen. Die Außenseite des Hauses wird vornehmlich durch eine kleine Vorhalle an der Eingangstür gehoben, eine Einrichtung, welche sich auch bei neueren ländlichen Bauten erhalten hat. Das Haus gehörte einem Uhrmacher, dessen Arbeitsplatz am Giebelfenster in der Abbildung erkennbar ist.

Benachbart diesem Bau erhebt sich auf Skansen ein Bauernhaus aus Kyrkhult in der Provinz Bleking im Süden des Landes, unmittelbar be-



Abb. 11. Stube aus Mora in Dalekarnien, jetzt in Skansen.

nachbart der südlichsten Landschaft Schonen. Das aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts stammende Haus wird im Volksmunde wegen der Dreiteilung des Baues Dreieinigkeitshaus genannt. Es handelt sich hier um jene Erweiterung des ursprünglichen Hausplanes, nach welcher zu beiden Seiten der altertümlichen, mit Oberlicht versehenen, bis ins Dach hineinreichenden Hauptstube Kammern mit Oberstuben angeschlossen sind. So ist dem Bedürfnis nach größerer Weiträumigkeit Rechnung getragen, ohne daß die altgewohnte Einrichtung des Hauptwohnraumes geändert zu werden brauchte. Abb. 12 gibt eine Darstellung dieses Hauptraumes, der zwar noch mit Oberlicht erhellt ist, aber daneben auch schon die Neuerung der seitlichen Fenster aufweist. Als ein Eindringling aus dem Süden, aus Dänemark und Niederdeutschland ist der reich verzierte eiserne Bilegger anzusehen. Der Raum ist in seiner festlichen Ausschmückung mit Dukagånggeweben unter der schrägen Decke und den urwüchsigen auf Leinwand gemalten Tapeten an den Wänden dar-

gestellt. Die Wandbänke sind mit farbigen Kissen belegt. Unter dem Hausrat fällt besonders der von der Decke herabhängende und in der Luft pendelnde Sitz des jüngsten Kindes auf.

Derartige Ryggåshäuser mit einseitiger oder beiderseitiger Oberstube sind nicht nur in Blekingen, sondern auch in Westsmåland, in Nordschonen, in Halland und vereinzelt auch in Westgotland verbreitet. Einige Beispiele aus Småland sind in der diese Provinz behandelnden Veröffentlichung des Nordischen Museums veröffentlicht.

In dem dritten, in Skansen aufgestellten Bauernhause, einem aus Herte, Kirchspiel Bollnäs in Helsingland, also aus einer Landschaft nörd-

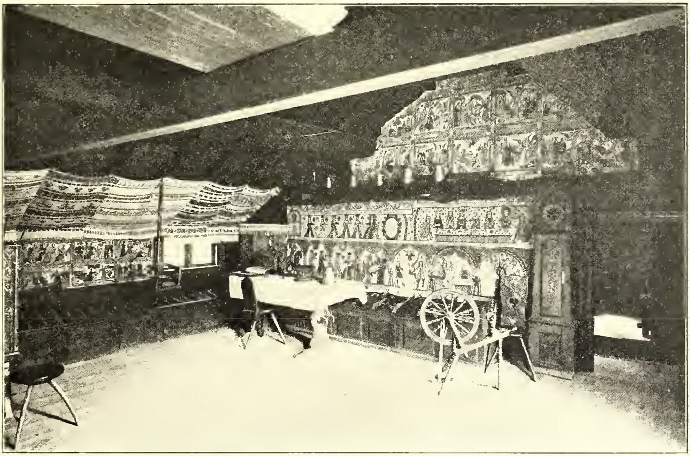


Abb. 12. Stube aus Kyrkhult in Blekingen.

lich von Dalekarnien stammenden Bau des 18. Jahrhunderts sind die Eigentümlichkeiten des alten skandinavischen Hauses noch mehr verwischt. Die Räume sind im Erdgeschoß ohne Rücksicht auf die Feuerstellen einfach aneinandergereiht, da mehrere Schornsteine die beliebige Einrichtung der letzteren ermöglichen. Die geraden Decken und seitlichen Fenster, ebenso die geputzten Innenwände, welche mit Blumenmustern im Rokokogeschmack bemalt sind, haben als Errungenschaft der Neuzeit dem Gebäudeinnern ein vollständig anderes Gepräge gegeben. Das Holzwerk der Inneneinrichtung ist, ähnlich den Ausführungen des Modestils in Friesland, Holland und Schleswig-Holstein, unter Nachahmung von Marmor farbig gemalt. Immerhin geben die großen offenen Peise (Kamine) in den Stubenecken, die mit Schränken verbundenen Bettkojen, die breiten mit Holzbekleidung eingerahmten Fenster und die gestülpten Holzdecken den Räumen eine behagliche, gemütvolle Stimmung. Von dem Wohlstand des Besitzers zeugen die mannigfachen Wandgemälde, welche

der Künstler Herrmann 1786 auf den Kalkputz malte, Darstellungen aus der Bibel, z. B. die Vertreibung aus dem Paradiese, Mariä Verkündigung, die Flucht nach Ägypten. In der geräumigen Herrenstube ist die ganze Leidens-

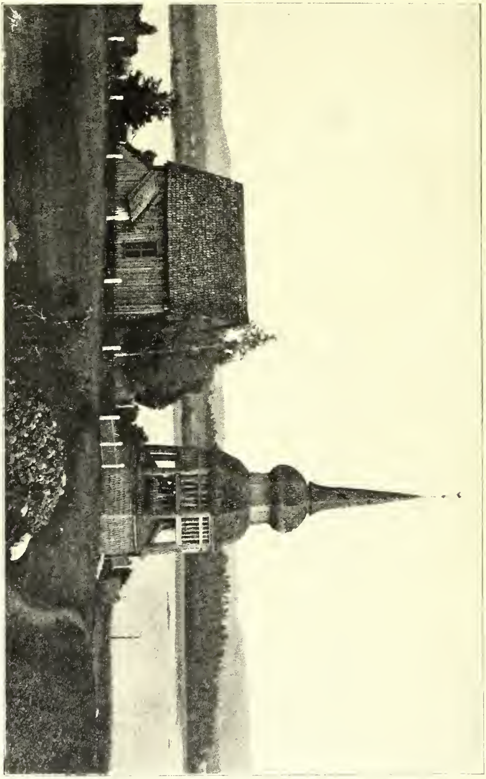


Abb. 13. Kirche in Hasjö in Jämtland.

geschichte Christi dargestellt. Die naive Frömmigkeit der Bewohner fand gewiß nichts Unrechtes dabei, angesichts dieser frommen Bilder gelegentlich auch fröhliche Feste zu feiern.

Skansen beherbergt noch einen großen Bauernhof, der aus Håslöf in Schonen nach dort übergeführt ist. Der 1622 bis 1623 erbaute Hof umfaßt mit seinem Wohnflügel, den Wirtschafts- und Stallräumen einen

großen Innenhof. Die Anlage entspricht also der Bauweise, welche in jener Zeit auf den großen Bauernhöfen Dänemarks, Jütlands und vereinzelt auch in Nordschleswig sich ausgebildet hatte. Es ist dies nicht zu verwundern, da Schonen politisch zu Dänemark gehörte und erst Anfang dieses Jahrhunderts Schweden angegliedert wurde. Der langgestreckte, die eine Seite des Hofes einnehmende Wohnflügel enthält neben der Hauptstube, entsprechend dem holsteinischen Pesel, einen großen Saal, daneben Nebenstuben, eine große Küche mit allen Einrichtungen für Brau- und Branntweinbrennerei. Das Wandgetäfel der Hauptstube ist mit Karyatiden geschmückt, welche ganz im Geschmack der reichsten niederländischen Renaissance gearbeitet sind, ein Beweis dafür, daß damals die Modestile auch in Südschweden, wenigstens in das Haus des wohlhabenden Landmannes Eingang fanden.



Abb. 14. Kirchturm zu Håsjö in Jämtland.
Nachbildung in Skansen.

Daß die Modestile der vergangenen Jahrhunderte selbst bis zum äußersten Norden hinauf ihre Einflüsse ausgeübt haben, hiervon geben einzelne kirchliche Holzbauten der Landschaften Jämtland und Norland Zeugnis. Es sind dies Kirchtürme, welche dem alten Gebrauch entsprechend als selbständige Glockentürme errichtet wurden und in ihren Umrissen den Renaissancebauten südlicher, vielleicht slawischer Landstriche ähneln. Von zwei derartigen Bauten hat Dr. Hazelius Nachbildungen in Skansen errichten lassen, von den Kirchtürmen zu Håsjö in Jämtland und zu Hällestadt. Abb. 13 gibt den erstgenannten Turm wieder, wie er sich neben der einfachen Holzkirche in der nordischen Landschaft erhebt. Abb. 14 zeigt denselben Turm in seiner Nachbildung auf Skansen. Die achtseitige geschwungene Kuppel mit dem Tambour, der Zwiebelkuppel, dem spitzen Dachspieß und dem krönenden Hahn auf der Spitze ist fast eine genaue Nachbildung deutscher und niederländischer Renaissancetürme, und doch gibt der schindelbekleidete Sockelbau, der durchbrochene Turmschaft mit den runden Ständern und dem Holzgitterwerk dazwischen dem Bauwerk einen eigenartigen urwüchsigen Charakter. Der ähnlich konstruierte Hällestadtturm entwickelt sich aus einem viereckigen, vollständig durchbrochenen Unterbau und endet gleichfalls in einer achtseitigen spitzen Pyramide.

Während das Freiluftmuseum Skansen bei Stockholm jene eigenartigen Holzbauten in ihrer ganzen Durchbildung zur Anschauung bringt,

hat Dr. Hazelius in seinem Nordischen Museum in Stockholm durch Aufstellung einzelner Bauernstuben noch Gelegenheit gegeben, das Innere derartiger Bauernhäuser zu studieren. Man findet daselbst Stuben aus Dalekarnien und aus Helsingland im Norden, aus Södermanland inmitten des Landes und aus Halland in Südschweden. Auch hier ist nicht nur das Innere der Stuben mit allem Hausrat dargestellt. Es fehlen auch nicht Nachbildungen der Bewohner, welche als Kostümfiguren in echter Tracht in die Räume hineingesetzt sind. Dabei sind dieselben während irgend einer Handlung dargestellt. So wird z. B. in der Dalekarnienstube vom Bildhauer C. A. Söderman des Dichters Lindegrens Lied „Lillans letzte Stunde" dargestellt. Die Einrichtungsgegenstände einer vergangenen Zeit sind erst durch ihre Beziehungen zum täglichen Leben verständlich, und Kostümbilder vergangener Jahrhunderte sind in der Folgerichtigkeit ihrer Stimmung und Farbengebung ebenfalls nur zu beurteilen, wenn man die Menschen in ihrer alten Umgebung sieht. So ist eine derartige Zusammenstellung von Innenräumen und Kostümbildern, wenn dieselben in voller Treue wiedergegeben sind, von hohem Wert. Dr. Hazelius beabsichtigt in dem Neubau seines Nordischen Museums eine ganze Reihe derartiger Innenräume vergangener Jahrhunderte aufzustellen. In der heftweise erscheinenden Veröffentlichung „Minnen från Nordiska Museet" ist in bunter Folge eine Anzahl derartiger Räume in farbiger Darstellung veröffentlicht worden.

Wen der Weg bis nach Dalekarniens Seen führt, der pflegt nicht zu versäumen, seine Schritte nach dem alten Hausbau des herrschaftlichen Hofes Ornäs an den Ufern des Runsees zu richten. Gustav Wasa entkam in diesem Hause 1520 seinen dänischen Verfolgern. Es ist ein besonders ausgedehntes Vorratshaus mit drei Vorratskammern im Erdgeschoß und sechs Zimmern im Oberstock, nämlich zwei Lusthäuschen am Ende des Söllers und vier Stuben längs desselben. Der Bau ist nicht nur als geschichtliches Heiligtum, sondern auch als merkwürdiges Baudenkmal aus Schwedens Vorzeit unter die Obhut des Staates gestellt. Lund schildert in dem vorher genannten Werk den eigenartigen Bau als eine der edelsten Schöpfungen jener alten Bauart.

Für uns Deutsche leichter erreichbar ist das Museum des kunsthistorischen Vereins zu Lund in Südschweden. Auch hier ist, gleich wie in Skansen bei Stockholm, ein Volkspark angelegt, in welchem sich vereinzelte Gruppen alter Bauernhäuser erheben. Eines der ältesten bekannten Holzhäuser Südschwedens, ein Vorratshaus aus Småland, ist zum Kneipraum eingerichtet. Es sitzt sich beim Schoppen Wein recht gemütlich in dem anspruchslosen, mit altem Gerät eingerichteten Raum. Der Park enthält noch ein zweites, etwas reicher ausgebildetes Vorratshaus aus Asleda in Småland, das im I. Stock durch eine malerisch nur durch kleine Holzsäulchen gebildete Zwerggalerie ausgezeichnet ist. Schließlich ist noch ein ganzer Bauernhof aus Blekinge mit allem Zubehör zu schauen. Auch hier ist der reizvolle Innenraum der Hauptstube als Ryggåsstuga gebaut und ebenfalls festlich mit Dukagånggeweben geschmückt, welche an der Dachschräge und an Hängestangen befestigt sind. Über dem Tisch hängt die aus Stroh geflochtene Schmuckkrone, welche auch in Nordschleswig und Jütland heimisch war. Der Kamin wird in eigenartigster Weise von einem übereck ausgekragten großen trichterförmigen Schornstein überragt. In den eigentlichen Museumsräumen zu Lund sind gleichfalls einige Bauernstuben eingebaut, deren Einrichtung durch Aufstellung von Kostümfiguren noch besonders anschaulich gemacht ist.

König Oskar II. begann mit der Überführung alter Holzbauten nach Bygdö im Jahre 1881. Dr. Hazelius richtete das Freiluftmuseum Skansen in

den Jahren 1891 und 1892 ein. In letzterem Jahre wurde auch der Volkspark des Museums in Lund mit alten Holzbauten besetzt. In jüngster Zeit sind zwei ältere schwedische Holzhäuser sogar über den Sund nach Kopenhagen übergeführt worden und haben daselbst im Rosenborgpark (Kongens Have) als ein Zubehör des dänischen Volksmuseums Aufstellung gefunden, nämlich ein kleines Vorrats- und Schlafhaus aus Småland und ein größeres Wohnhaus aus Halland. Letzteres enthält eine mittlere Sparrenstube mit Oberlicht und zwei seitliche geräumige Lofts.[6])

Der Blockhausbau und der Bohlwandbau, wie er sich in den schwedischen Bauernhäusern ausgebildet hatte, muß im Mittelalter und in die Neuzeit hinein nach den schriftlichen Überlieferungen vielfach auch in den Städten im Gebrauch gewesen sein. Der Übergang vom Holzbau zum Steinbau vollzog sich meistens unmittelbar. Nur in denjenigen Städten Südschwedens, welche von Norddeutschland aus besonders beeinflußt wurden, wie z. B. in Ystad und Malmö, haben auch Bürgerhäuser aus Fachwerk vereinzelt Eingang gefunden. Ein Beispiel eines derartigen reicheren Fachwerkhauses ist im Lunder Museumspark aufgestellt, nachdem es mehrere Jahrhunderte als Patrizierhaus die Stadt Malmö verschönt hatte. Die übergekragten Stockwerke des Baues, die reichgeschnitzten Konsolen, die gemusterte Fachwerkausmauerung, die Giebelbekrönungen, alle diese Einzelheiten zeigen eine ähnliche Ausbildung wie die niedersächsischen Fachwerkbauten jenseit der Ostsee.

Schleswig 1899. K. Mühlke.

Ein norwegisches Bauernhaus.

Wohl bei keinem Volke hat die Entwicklung des bäuerlichen Wohnhauses zu so verschiedenartigen Gestaltungen geführt als bei den in allen ihren Daseinsäußerungen zur Sonderart neigenden Germanen. Während sich bei anderen Völkern schon in den ersten Anfängen dieser baulichen Tätigkeit ein bestimmter Typus herausbildete, der dann im allgemeinen derselbe geblieben ist, entfaltete sich bei den germanischen Stämmen schon früh eine ganze Reihe von Typen, die, wenn sie auch wahrscheinlich von derselben Urform ausgingen, doch im Laufe der Zeiten immer mehr voneinander abwichen, die aber insgesamt eine verhältnismäßig hohe künstlerische Durchbildung erfuhren. An dem Wohnhause, dessen politische und sittliche Bedeutung aus allen alten Stammesgesetzen hervorgeht, kam auch sehr frühzeitig ein künstlerisches Behagen zum Ausdruck, das in reizvoller Weise alte Überlieferungen und persönliche Gestaltung mit einer durchdachten Konstruktion verbindet. Allgemein bekannt sind ja in dieser Beziehung das Schweizer- und Schwarzwaldhaus; aber auch im hohen Norden, bei den uns stammverwandten Norwegern, nimmt das Wohnhaus seit den ältesten Zeiten einen wesentlichen Teil der künstlerischen Schaffenskraft des Volkes in Anspruch. Wie die diesem Lande eigentümliche Architektur sich — um von den wenigen von den Hanseaten und Normannen beeinflußten Steindomen in Stavanger, Bergen, Drontheim usw. abzusehen — im Kirchenbau als

[6]) Nach dem neuerlichen Berichte von E. v. Berlepsch-Valendas in der Zeitschrift des bayer. Kunstgewerbe-Vereins „Kunst und Handwerk" ist im Jahre 1904 zu Lillehammer in Norwegen ein weiteres Freilichtmuseum eingerichtet worden, das schon jetzt eine stattliche Reihe alter völlig eingerichteter Wohnhäuser und Speicherbauten, sowie eine Holzkirche umfaßt.

nationale Holzbauweise zeigt, so findet diese im Bauernhause eine besonders dankbare Aufgabe. Sie erhebt sich gerade auf diesem Gebiete zu einer Volkstümlichkeit, deren Spuren in den versteckten Tälern des südlichen Norwegens noch heute anzutreffen sind.

Besonders zwei Typen sind es, die im norwegischen Wohnhausbau hervortreten. Am Süd- und Westrande, an der buchtenreichen Küste, überwiegt die offenbar von den Hanseaten beeinflußte Anlage, die sich im Grundriß als eigenartige Mischung des altnordischen und norddeutschen Hauses ausweist, als deren älteste Vertreter wahrscheinlich die Häuser an der Tyskebryggen in Bergen gelten dürfen. Im Innern des Landes dagegen findet sich die unbeeinflußte, ursprüngliche nordische Haus- und Hofanlage. Da liebt es der Norweger — in dieser Beziehung in gewisser Übereinstimmung

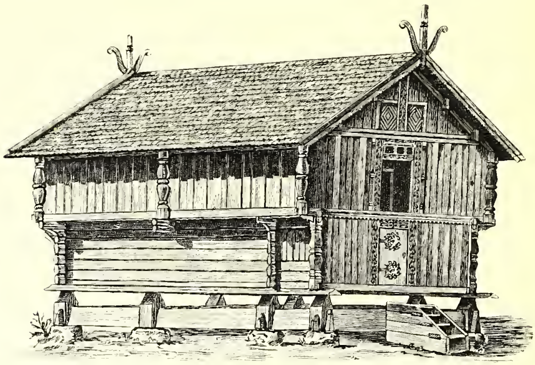


Abb. 15.

mit dem Thüringer und dem Franken — noch heute wie ehemals für jeden Zweck ein besonderes Gebäude zu errichten und so die stolze Abgeschlossenheit des Hofes auch äußerlich sichtbar zu bezeugen. Bis zu 33 solcher Baulichkeiten hat man auf demselben Grundstück gezählt, von denen das Wohnhaus und der Speicher, Stabur genannt, mit besonderer Vorliebe künstlerisch ausgeschmückt werden. Unsere Abb. 15 gibt die Gesamtansicht eines solchen „Staburs“ (wörtlich Stäbebauer), das ehemals im Berdal im südlichen Norwegen stand, seit einigen Jahren jedoch nach der Halbinsel Bygdö bei Christiania übergeführt und wieder aufgerichtet wurde, wo es jetzt mit seiner inneren Einrichtung neben anderen älteren Holzbauten als Sehenswürdigkeit gezeigt wird. Das Haus ist nicht sehr alt. Nach Übereinstimmungen mit anderen bestimmt datierten Bauten stammt es aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Unterlage (Abb. 17 u. 24) bilden zwei Reihen von je vier Steinen, auf denen ein fest verbundenes Rahmenwerk liegt. Über den von den Steinen unterstützten Stellen erheben sich acht niedrige Pfosten, die den Boden des ersten Geschosses tragen. Diese eigenartige, an den Pfahlbau erinnernde Anordnung hat den Zweck, Haus und

Vorräte durch den hindurchstreichenden Wind trocken zu halten und sie tunlichst vor Mäusen zu schützen. Aus demselben Grunde ist auch die Treppe etwas von der Schwelle abgerückt. Eigentümlich ist die verwickelte Eckverbindung (Abb. 24). Auf die ineinander geklinkten, im Profil sich

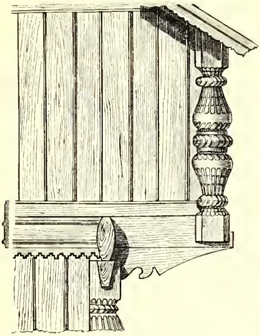


Abb. 16.

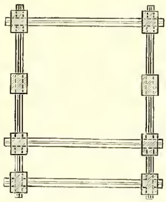


Abb. 17.

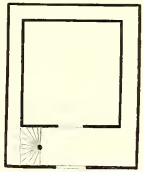


Abb. 18.

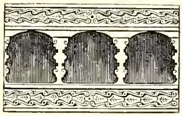


Abb. 19.

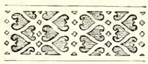


Abb. 20.

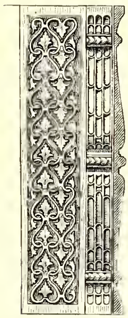


Abb. 21.

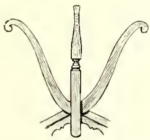


Abb. 22.



Abb. 23.

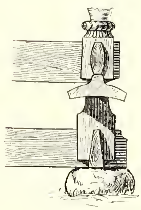


Abb. 24.



Abb. 25.



Abb. 26.

Abb. 15—26. Stabbur, früher in Berndal, jetzt im Bautenmuseum zu Bygdö.

nach oben keilförmig verjüngenden Unterschwellen ist ein lotrechter, am oberen Ende zweiseitig profilierter Pfosten gesetzt, der durch den Druck der auf ihm ruhenden Last beide Schwellen zusammenhält. Auf ihn sind an den Langseiten zwei weitere, flachere Schwellen von sonderbar kielförmigem Profil aufgezinkt. Sie bilden die Unterlagen für die Blockwände des unteren Geschosses. Der Zapfen, mit welchem der unterste Blockbalken der Längswand in den quer vorliegenden der Giebelwand eingreift, ist von linsen-

förmigem Querschnitt. In ähnlicher, aber vereinfachter Weise ist die Eckverbindung der Schwelle vom zweiten Geschoß hergestellt (Abb. 16). Nur ist hier der Raum zwischen den linsenförmigen Zapfen an der Vorderseite mit einem oben und unten mit Karniesen versehenen Brette verkleidet, unter dem sich eine Zahnleiste befindet.

Das Untergeschoß besteht aus einem schmalen Vorraum, an dessen linker Seite eine enge Wendeltreppe in das Obergeschoß führt. Dieses zeigt die gleiche Raumanordnung mit der Abweichung, daß sich hier der Vorraum zu einem engen, durch Vorkragung gebildeten Umgang erweitert (Abb. 18). Wozu dieser lichtlose Umgang, der sich häufig findet, gedient hat, ist unklar. Die Bauern erzählen scherzend, er habe den Platz für die Donjuanerien des Gesindes abgegeben; wahrscheinlich hat er zur Trockenhaltung der im Innern gelagerten Vorräte dienen sollen. Eigentliche Fenster besitzt weder der obere noch der untere Raum, das Licht fällt vielmehr durch die im Giebelfeld befindlichen Luken, durch die offenen Türen oder durch kleine in der Tür oder oberhalb derselben angebrachte Galerien in das Innere.[7] Bisweilen soll sich auch im Dache ein mit Darm bespanntes Fenster befunden haben. Mit wenig Veränderungen kehrt diese Anordnung fast bei allen Stabburs wieder; es wird höchstens das obere Stockwerk oder der untere Vorraum fortgelassen, in welch letzterem Falle das Haus dann nach allen vier Seiten vorkragt.

Mit bewunderungswürdiger Ausdauer pflegte besonders im südlichen Teile des Landes das Äußere dieser Häuser geschmückt zu werden. Man begnügte sich nicht mit reichen Profilierungen, sondern gab diesen wieder den mannigfaltigsten Schmuck. So auch an unserem Hause. Seine Eckpfosten (Abb. 16 u. 23) sind dafür bezeichnende Beispiele. Das geschmackvolle traillenförmige Profil war dem Erbauer nicht ausreichend; er versah den geschwungenen Hauptkörper mit Riefelungen, die wiederum durch Zwischenstege unterbrochen sind. Ähnliche Kanäle legte er schraubenförmig um die Wülste und charakterisierte den Ab- und Anlauf durch Schuppenreihen. Und verschieden von diesem oberen Eckpfosten bildete er wieder den unteren, sowohl durch anderen, hier viereckigen Querschnitt wie auch durch Wechsel im Profil und in den Einzelheiten. Die Türpfosten sind unten wie oben zunächst mit einem reich geschnitzten Brett bekleidet (Abb. 21). Sein palmettenartiges Muster bekundet die Renaissancezeit der Entstehung; doch scheint das Motiv schon sehr alt zu sein. Im Nordischen Museum in Kopenhagen befindet sich ein eigentümlicher Wagen aus dem 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr., bei dem ein ganz ähnlich geschmückter Bronzebeschlag (Abb. 20) fast alle Holzteile bedeckt. Wenn im vorliegenden Falle auch unmittelbare Einwirkung des Südens anzunehmen ist, so wird die Aufnahme des Motivs der Verschnürung doch durch uralte Überlieferung verwandter Form begünstigt worden sein. Ein gleich behandeltes Brett bildet an der unteren Tür den Türsturz, während bei der oberen (Abb. 19) die Galerie das gleiche Muster zeigt. Neben dem beschriebenen, die Pfosten bekleidenden Brett ist ein zweites, pfostenartiges angebracht, das nach oben und unten verlaufende, durch Querwülste unterbrochene Rinnen hat.

Mit der Sorgfalt, mit welcher sich die zunächst ins Auge fallenden Teile des Baues durchgebildet zeigen, sind auch die minder hervortretenden Einzelheiten behandelt. Mit Ausnahme der unteren Langseiten und der

[7]) Jetzt ist die eine Dachhälfte des in Rede stehenden Hauses mit einem großen Oberlicht versehen, um die Besichtigung zu erleichtern.

Rückwand, die den ungeschmückten Blockverband zeigen, sind alle Flächen mit gestülpten und gefalzten Brettern verkleidet, deren Kanten sorgfältig mit Karniesen versehen wurden (Abb. 26). In der nordischen Holztechnik ist das Kantenprofil sehr alt; es tritt schon bei dem bekannten, vor einigen Jahren bei Gogstad am Christiania-Fjord ausgegrabenen Wikingerschiff auf, bei dem sogar die Bretter unter der Wasserlinie damit geschmückt sind (Abb. 25).

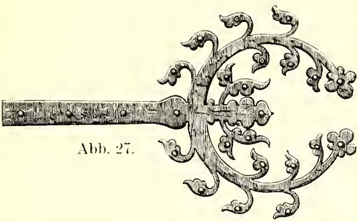


Abb. 27.

Das mit Schindeln gedeckte, ziemlich flache Dach bildet unmittelbar die Decke des oberen Gemaches; es ist an den Giebelseiten mit einer einfachen Gesimsleiste verziert. Eine leicht geschwungene Giebelverzierung bildet den oberen Abschluß (Abb. 22). Daß trotz des allgemeinen Renaissance-Gepräges an unserem Hause noch alte Erinnerungen sich geltend machen, bezeugt neben den schon erwähnten Einzelheiten der Holzbehandlung auch der geschmackvolle Beschlag der unteren Tür (Abb. 27): er beweist, daß der Schöpfer des Baues den stilistischen Einflüssen sehr unbefangen gegenüberstand. Gerade hierin aber liegt ein besonderer Reiz der norwegischen Bauernhäuser. Die Naivetät, mit der die verschiedensten Stilerinnerungen ineinander verwebt sind, wirkt so erfrischend und ursprünglich, wie wir es sonst nur noch in unserer alten Bauernkunst finden.

Robert Mielke 1892.

Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen in Norwegen.

Bauliche Reste aus der Zeit der Hansa in Skandinavien behandelt ein ausführlicher Bericht des Regierungs- und Baurats de Bruyn beim Deutschen Generalkonsulat in Kopenhagen. Gestützt z. T. auf zwei bereits früher erschienene Veröffentlichungen in norwegischer Sprache,[8]) bewahrt er eine merkwürdige Bauanlage in der alten Handelsstadt Bergen noch in der Stunde ihres Unterganges vor völliger Vergessenheit. Die Abhandlung besagt in Kürze etwa folgendes:

Unter den wenigen Baudenkmälern, welche in Skandinavien noch bis in die neueste Zeit von der einstigen Macht der Hansa zeugen, nehmen die Bauten an der „Tyskebryggen“ in Bergen eine hervorragende Stelle ein. Trotzdem müssen auch sie jetzt neuzeitlichen Bedürfnissen weichen und sind bereits bis auf einen ganz geringen Rest bis zur Unkenntlichkeit verändert oder ganz verschwunden.

„Tyskebryggen“ heißt die im Osten den Hafen Bergens begrenzende Uferstraße. Die hieran errichteten Baulichkeiten dienten der deutschen dort handeltreibenden Kaufmannschaft Jahrhunderte hindurch als Unterkommen ihrer selbst und ihrer Handelswaren. Zum Verständnis der Anlage ist ein

[8]) 1) Nicolaysen, Historike Tidsskrift. 3. Raekke 1. Om de norske Kobstaeder i Middelalderen. 2) Koren-Wiberg, Det tyske Kontor i Bergen. Bergen 1899. John Griegs Forlag.

kurzer geschichtlicher Rückblick sowie ein Blick auf die Organisation der Ansiedlung, des sogen. Bergen-Kontors, erforderlich. Im frühen Mittelalter schon entwickelte sich zwischen Norwegen einerseits, Deutschland und Bri-

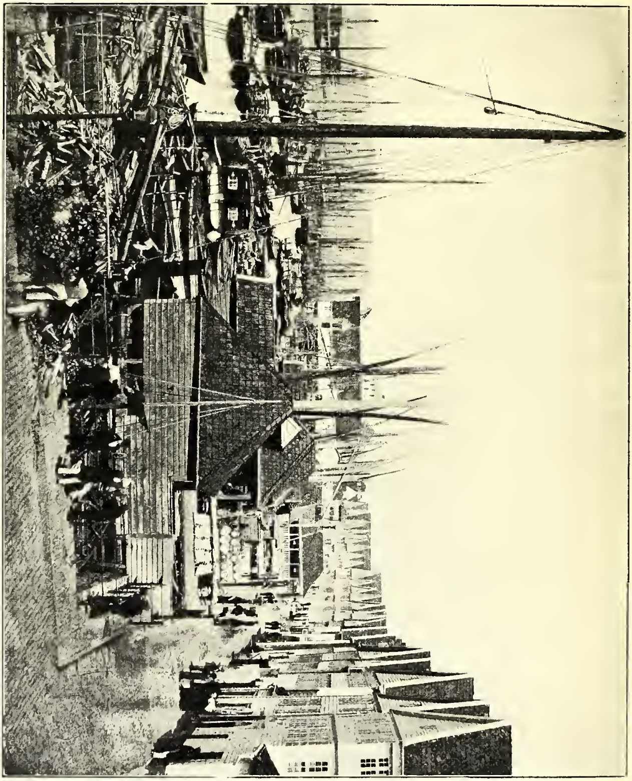


Abb. 28. Der Hafen und die Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen.

tannien anderseits ein reger Handelsverkehr, dessen wichtigster Stützpunkt auf norwegischer Seite Bergen infolge seiner hervorragend günstigen Lage wurde. Als der norwegische Adel sich von den Handelsgeschäften, die anfänglich ganz in seiner Hand ruhten, zurückzuziehen begann, suchten die Ausländer sich an seine Stelle zu setzen, denn die einheimische Bürgerschaft war durch Armut und Unkenntnis dazu außerstande. Aus dem Wettstreit



Abb. 29. Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen nach einem Modell.

zwischen Engländern und Deutschen gingen die letzteren, unterstützt durch die inzwischen erfolgte Gründung des Hansabundes, im Laufe des 13. Jahrhunderts als Sieger hervor. Zeitweise sogar von den norwegischen Königen begünstigt, erwarben sie nach und nach die anfänglich nur gepachteten vorhandenen Handelshäuser als festen Besitz. Dagegen war ihr Verhältnis zu den Eingeborenen infolge der selbstherrlichen, mit allerhand Vorrechten ausgestatteten Stellung stets ein sehr gespanntes, das mehrfach zu fruchtlosen Versuchen führte, die Fremden zu vertreiben. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichte die Ansiedlung im Jahre 1445, als fast alle Höfe an der Tyskebryggen in deutschen Besitz gelangt waren, durch die Gründung einer festen Gemeinschaft unter Lübecks Leitung, des Bergen-Kontors, das einen völlig selbständigen Staat im Staate bildete.

Diese Blütezeit dauerte etwa ein Jahrhundert, in dem die Zahl der Angestellten gelegentlich 2000 überschritten haben mag. Vom Jahre 1556 ab aber begannen die Norweger unter tatkräftiger Führung die Macht des Kontors zu brechen, und als auch der Rückhalt am Hansabunde durch dessen Auflösung aufhörte, gelangten die Kaufhöfe allmählich in den Besitz der Einheimischen zurück. Erst 1764 jedoch wurde der letzte an einen Norweger verkauft und damit das Kontor aufgelöst. Aber auch die Baulichkeiten selbst waren nicht die gleichen geblieben im Wechsel der Zeiten. Mehrfach hatten große Brände stattgefunden und zuletzt wurde nochmals im Jahre 1702 die ganze Tyskebryggen ein Raub der Flammen.

Wie sich indessen bis ins 18. Jahrhundert weit hinein die Formen und Bräuche des Handelsverkehrs erhalten hatten, so sollen nach ausdrücklicher Versicherung auch nach dem letzten Brande alle Bauten in der alten Gestalt ohne irgendwelche Veränderungen wieder aufgeführt worden sein; und diese Neubauten von 1702 sind es, die gegenwärtig das alte Bild veranschaulichen müssen, obgleich auch sie in den weiteren zwei Jahrhunderten so vielfach umgebaut wurden, daß nur noch ein ganz spärlicher Rest in seiner damaligen

Gestalt erhalten ist. Der Grund für diese baulichen Veränderungen lag vor allem darin, daß nach dem Rückfall der Kaufhöfe in norwegischen Besitz ihre Organisation eine andere wurde, inbesondere ihre Benutzung zu Wohnzwecken fast ganz aufhörte. Ihre ursprüngliche Gliederung aber, deren Urbild übrigens im norwegischen Bauerngehöfte zu finden sein soll, hatte sich mit der Zeit aufs engste der Ordnung des Kontors angepaßt. Dessen oberste Verwaltung ruhte in den Händen eines etwa 20gliedrigen Kaufmannsrates. Diesem unterstanden die einzelnen Kaufhöfe, jeder einen Gebäudebezirk für sich bildend, mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Ihre Anzahl schwankte; 16 sind auf die Neuzeit überkommen. In jedem Hofe befanden sich eine Anzahl — in der Blütezeit bis zu 15 — sogenannter

I. Stockwerk. **a** Hundehütte. **b** Sommerbett (nach anderen Winterbett) des Handelsverwalters. **c** Sommereßzimmer des Vorgen. **d** Wandtisch. **e** Tellergestell. **f** Pale (Wortbedentung unklar) enthielt senkrecht übereinander drei Abteilungen, unten links Biertonne (darüber Gläserbrett); rechts Wagebalken, im Mittelteil Tafelgeräte; Zweck der obersten Abteilung unbekannt. **h** Schlüsselschränkchen. **i** Waschbecken, darüber hängend Wasserkanne. **k** Tisch. **l** Bänke. **m** Gewichte. **n** Schrank (vierteilig, unten für Kleider, oben für die Geschäftsbücher eingerichtet). **o** Branntweinschränkchen. **p** Geheimtreppe zum Schlafzimmer des Handelsverwalters. **q** Kanzlei.

II. Stockwerk. **a** Gesellenbett. **b** Winterbett (nach anderen Sommerbett). **c** Burschenbetten.

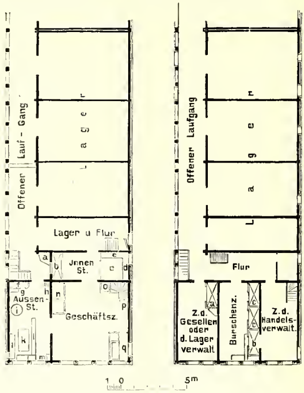


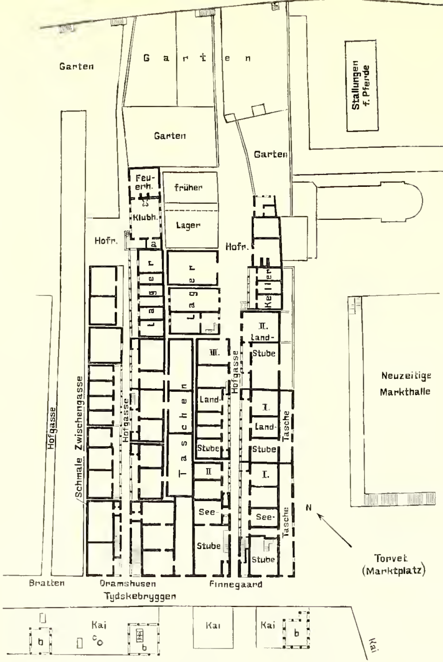
Abb. 30. Erstes Stockwerk. Abb. 31. Zweites Stockwerk.

Südliche Seestube der Finnegaard.
(Jetzt Hanseatisches Museum.)

Handelsstuben, d. h. familienartiger Handelsgemeinschaften, deren Haupt jedesmal ein Handelsverwalter war und die dementsprechend auch eine mehr oder weniger eng zusammenhängende Raumgruppe bewohnten. Ihr besonders bezeichnendes Gepräge erhielten die Kaufhöfe sowohl durch das Erfordernis, viel Lagerräume für Waren zu bieten, als auch durch das Gebot der Ehelosigkeit aller Angestellten. Denn hierdurch konnten die Wohnräume erheblich beschränkt werden. Für den Winter diente sogar je ein Klubhaus als einziger heizbarer Raum des ganzen Hofes all seinen Insassen gemeinsam für Mahlzeiten, Unterhaltung, Gericht und Gebet.

Die gesamten Baulichkeiten der Tyskebryggen (Abb. 28, 29 u. 36) bedecken mit den anschließenden Gärten einen Baublock von annähernd 300 m Länge und durchschnittlich 125 m Tiefe. Das einst in seiner Mitte befindliche Rathaus ist schon längst einer Straße (Nikolaikirke Almending) gewichen, die den Block nunmehr in zwei Teile zerlegt. Diese zerfallen weiter in 16 schmale, senkrecht zur Hafenstraße verlaufende Geländestreifen

Die Kaufhöfe Dramshusen und Finnegaard.



a Bierkeller **b** Seeschuppen. **c** Wippbaum.

Abb. 32. Erdgeschoß.

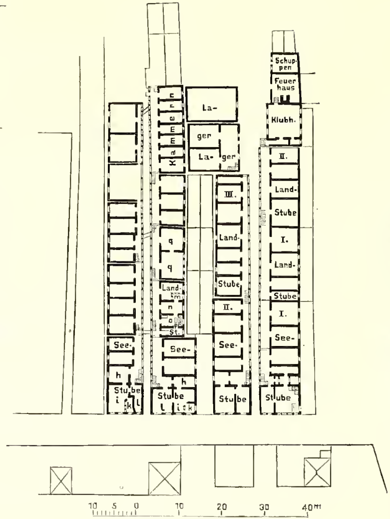
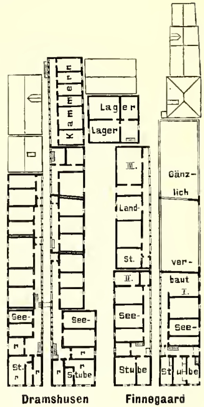


Abb. 33. Erstes Stockwerk.



h Innenstube. **i** u. **n** Geschäftszimmer. **k m** u. **q** Kontor. **l** u. **o** Außenstube. **p** u. **r** Schlafzimmer.

Abb. 34. Zweites Stockwerk.

von meist etwa 19 m Breite bei voller Baublocktiefe. Ein zugehöriger kleiner Bootshafen mit Kai, Seeschuppen und Wippbaum liegt auf der anderen Seite der Uferstraße ins Wasser vorgebaut (Abb. 32). Auf einem jeden dieser Grundstücke stehen in etwa $^2/_3$ seiner Länge, parallel nebeneinander zwei — selten einer — der Kaufhöfe in Gestalt mehrerer mit ihren Giebeln aneinander gereihter, dreigeschossiger Häuser, an die sich das eingeschossige Klub-

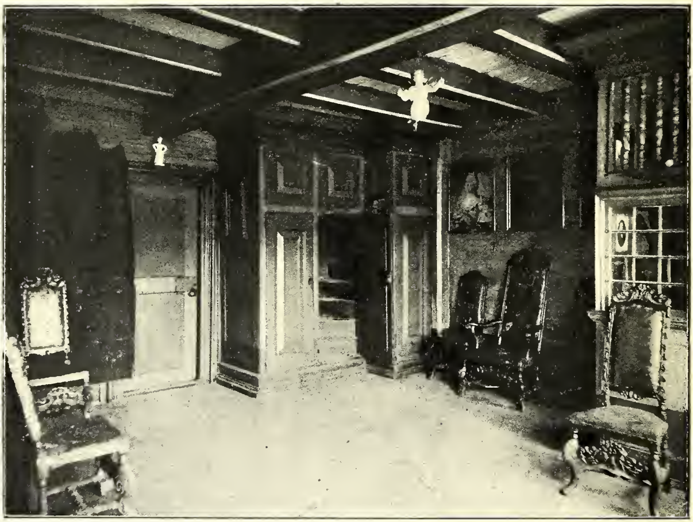


Abb. 35. Seestube des Finnegaard. Geschäftszimmer.

und Feuerhaus nebst allerhand Schuppen anschließen. Den Rest des Grundstücks nehmen Gärten ein.

Beide Gebäudereihen kehren sich nach einer schmalen gemeinsamen Hofgasse in allen Stockwerken mit offenen Laufgängen, die auch die Treppen enthalten und bisweilen über den Hof hinüber durch Laufbrücken verbunden sind. Ein Torweg schließt beiderseits die Hofgasse gegen die Straßen ab. Sämtliche Räumlichkeiten sind von den Laufgängen aus zugänglich und erhalten ihre dürftige Beleuchtung von ebenfalls sehr schmalen Zwischengassen her, welche die einzelnen Grundstücke voneinander trennen. Selbst diese Zwischengassen sind häufig noch mit niedrigen Anbauten, den sogen. Taschen, besetzt. Eine ausreichende Beleuchtung weisen nur die wenigen an der schmalen Straßenfront belegenen Räume auf. Die Handelsstube, der sie angehören und die auch sonst durch Weiträumigkeit bevorzugt ist, heißt Seestube, während die übrigen, an den Höfen wohnenden Hausgemeinschaften den Namen Landstuben tragen. Das Erdgeschoß enthielt lediglich Lagerräume, die Ober-



7. März sind durch einen Mehrheitsbeschluß 5000 Mark für die Überführung und den Wiederaufbau des Hauses zur Verfügung gestellt, ohne zunächst wegen der weiteren Anlage eines Freilichtmuseums Verbindlichkeiten einzugehen. Das Hochbauamt, insbesondere der tatkräftig für den Plan eingetretene Stadtbaurat Pauly hat den Auftrag erhalten, das Erforderliche in die Wege zu leiten. Die Minderheit der Stadtverordneten, welche gegen die Durchführung des Unternehmens Stellung nahm, begründete ihre abweichende Meinung einerseits dadurch, daß sie im allgemeinen der Anlage



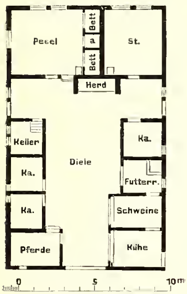
Abb. 92. Diele (vor dem Abbruch).

eines Freilichtmuseums in Kiel auf der Krusenkoppel entgegentrat, anderseits das zu versetzende Haus als ein typisches ostholsteinisches Bauernhaus nicht anerkennen wollte.

Die Krusenkoppel am „Düsternbrooker Wege“ ist ein nach der letzteren Straße abfallendes, an das sogenannte „Düsternbrooker Gehölz“ anschließendes, in der Nähe der Wasserfläche der Kieler Föhrde gelegenes Gelände mit teilweisem Baumbestande, das nach dem Vermächtnis des alten Kruse der Stadt als Ganzes erhalten bleiben und der Bevölkerung als Erholungsplatz dienen sollte. Es ist wohl begründet, daß an dieser Zweckbestimmung nichts geändert, vielmehr derselben nur in erhöhtem Maße entsprochen wird, wenn ein derartiges niedriges Bauernhaus oder selbst mehrere derselben zerstreut in der Landschaft aufgestellt würden. Ist doch all unseren alten Bauten und namentlich den Häusern des Landmanns der Vorzug eigen, daß sie mit der Natur gewissermaßen zusammengewachsen

erscheinen, und gerade in der Erkenntnis dieses Umstandes würde für unsere zukünftige Bevölkerung ein großes Mittel der Belehrung liegen, durch welches der Genuß an der freien Natur in keiner Weise geschmälert wird.

Wie aus den beigegebenen, uns vom Stadtbauamt freundlichst zur Verfügung gestellten Abb. 91 bis 93 ersichtlich ist, handelt es sich allerdings nicht um das Haus eines Großbauern mit ausgedehnten Stallungen, sondern um das Gewese eines Kleinhufners oder Kätners, wie solche vielfach in den Dörfern neben den Anlagen der Großbauern und vielleicht besonders häufig in der Nähe der alten Städte vorkommen. Immerhin zeigt das Haus alle grundsätzlichen Eigentümlichkeiten eines niedersächsisch ostholsteinischen Bauernhauses, die dreischiffige Anlage um die breite hohe Diele mit der anschließenden Fleetverbreiterung, das hohe Einfahrtstor mit dem oberen Bogenabschluß, die niedrigen seitlichen Fachwände und das mächtige rethgedeckte Dach mit den Ulenlocks und dem Giebelspieß am Ende der Firsten. Die Seitenräume neben der Diele sind vielleicht erst später zu Kammern ausgebaut, während zu Anfang die Benutzung zu Stallzwecken noch einen größeren Umfang gehabt haben mag. Inmitten des Fleets an der Fleetwand hat der besonders eigenartige Herd mit den seitlichen Wangen, dem Schwibbogen und der vorderen durchbrochenen Füllwand des Bogens seinen Platz. Er ähnelt in seiner großen Breitenausdehnung vielfach dem auf Schleswig-Holstein Taf. 8, Abb. 9 unseres Werkes: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche“ dargestellten Herde des Hauses Rix aus dem benachbarten Schönbeck in Ostholstein. Auch die schräge Stellung der Steine in dem durchbrochenen Gitterwerk der oberen Füllmauer des Herdes ist beiden Ausführungen eigen. Wir haben es hier also mit einer durchaus landschaftlich eigenartigen Durchbildung zu tun. Auch das etwa um die Hälfte eines Sechseckes vorspringende Kiekfenster links neben dem Herde, welches die Verbindung zwischen der Wohnstube und der Diele erleichtern soll, ist durchaus ostholsteinisch. Die Anlage der beiden Stuben im Wohnflügel mit der zwischenliegenden Bett- und Schrankanlage kehrt genau bis auf den gleichen Maßstab in dem 1673 erbauten Hause in Kosel in der benachbarten Landschaft östlich des Amtes Hütten bei Eckernförde wieder. An mehreren Bauteilen können wir also Vergleiche und Beziehungen zu charakteristischen Anlagen des engeren ostholsteinischen Hügellandes feststellen.



a. Schrank.

Abb. 93. Grundriß.

Dem Unternehmen der Stadt Kiel ist somit aus vollem Herzen dauernder Erfolg zu wünschen. Möge nach gelungener Überführung des alten Hauses die Nutzbarmachung desselben zur Belehrung und Erfreuung breiter Volkskreise in geschicktester Weise gelingen, wozu neben guter Überwachung und Zugänglichkeit die Herstellung und der billige Vertrieb eines gedruckten, mit Abbildungen bereicherten Führers wohl die beste Hilfe sein würde. Auch die am Wiederaufbau des Heldtschen Hauses aus Ostenfeld in der Stadt Husum gemachten Erfahrungen werden hierbei gute Dienste leisten können.

Berlin 1905. K. Mühlke.

Inzwischen ist die Überführung des Hauses nach der Krusenkoppel und somit der Beginn eines Freilichtmuseums in Kiel glücklich durchgeführt.

Der Neubau des städtischen Museums in Altona.

In einer Abhandlung der Zeitschrift für Bauwesen schließen sich an eine Beschreibung des Neubaues folgende Ausführungen über den Inhalt des Museums und die bei der Aufstellung der Kunstschätze befolgten Grundsätze.

Auch in der kulturgeschichtlichen Abteilung ist von dem Leiter der Anstalt Prof. Dr. Lehmann der Grundsatz durchgeführt, die wertvollen Zeugnisse alter Volkskunst in ihrer Umgebung lebendig vorzuführen. Da in Schleswig-Holstein die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart mehr als die zeitlichen Modeströmungen der Volkskunst den Stempel aufgedrückt haben, so ist, abgesehen von den Gegenständen der Schnitzkunst, nicht die zeitliche Aufeinanderfolge, sondern die landschaftliche Zusammengehörigkeit maßgebend für die Aufstellung gewesen. So sehen wir zunächst Modelle der einzelnen Bauernhaustypen, behufs besseren Vergleiches alle in einem einheitlichen Maßstabe 1 : 20 ausgeführt. Die bisher fertiggestellten Modelle umfassen ein Fischerhaus (Doppelhaus für 2 Familien) aus Blankenese, eines der nördlichen Sachsenhäuser aus dem Dorfe Winnert im Kirchspiel Ostenfeld, ein großes Bauernhaus aus dem Altenlande südlich der Elbe, ein Haus aus Mölln in Lauenburg, eins der größten Wilstermarschhäuser aus Großwisch und ein holsteinisches Haus aus der Gegend von Bordesholm. Es ist beabsichtigt, noch weitere Haustypen, namentlich das Dithmarser Haus, den Eiderstedter Hauberg, ein nordfriesisches Haus, schließlich das angeliter und nordschleswiger Haus darzustellen.[48]) Die Modelle sind so ausgeführt, daß man durch Fenster und das teilweise offene Dach hindurch einen Einblick in die innere Ausstattung der Stuben, Dielen, Stallungen und sonstigen Räume hat. — In demselben Saale sind, erläutert durch Landkarten der einzelnen Landschaften, die Trachten der Einwohner in zusammengestellten Gruppen zur Darstellung gebracht. So unterscheidet man Altenländer und Vierländer Trachten, solche aus dem mittleren Holstein, aus der Probstei, den friesischen Inseln usw. Auch in diesen Abbildern von Männern, Frauen und Kindern ist irgend eine bestimmte Beschäftigung dargestellt (vgl. Abb. 94). Dabei sind die Köpfe den hauswirtschaftlichen Stammeseigentümlichkeiten entsprechend verschieden modelliert.

Als besonderes Verdienst muß es schließlich der Museumsleitung angerechnet werden, daß sie eine Reihe von Bauernstuben nach dem Vorbilde der nordischen Museen in den Bestand des Museums aufgenommen hat. Wie schon vorher erwähnt, sind nachträglich die hinteren Teile der Flügel des Baues in kleinere Geschosse zerlegt und mit Bauernstuben ausgefüllt. Diese Stuben sind nicht alle und nicht in jedem Stück im Original überführt. So mußte das Blankeneser Zimmer nach dem, man möchte sagen glücklicherweise in Blankenese verbliebenen Vorbilde nachgearbeitet werden, und in der Friesenstube sind Arbeiten aus verschiedenen Häusern zusammengestellt. Immerhin geben diese Stuben ein so überzeugendes Bild einer echten Volkskunst und liefern so mancherlei Fingerzeige für das Verständnis einer durch Stammeseigenschaften, Lebensgewohnheiten, Überlieferung und gesunde Volkskraft geschaffenen Eigenart, daß wohl niemand diese Museumseinbauten missen möchte. Das vornehmste und reichste der ausgestellten Bauernzimmer ist die Wilstermarschstube, welche aus dem 1759 von Peter

[48]) Nunmehr ist auch das Modell eines Fischerhauses aus dem Fischerdorfe Gothmund bei Lübeck an der Mündung der Trave zur Aufstellung gelangt.



Abb. 94. Trachtengruppe: Friesische Trachten aus Nordfriesland und Föhringer Tracht aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.



Abb. 95. Stube aus Groß-Wisch in der Wilstermarsch. (Jetzt im Altonaer Museum.)

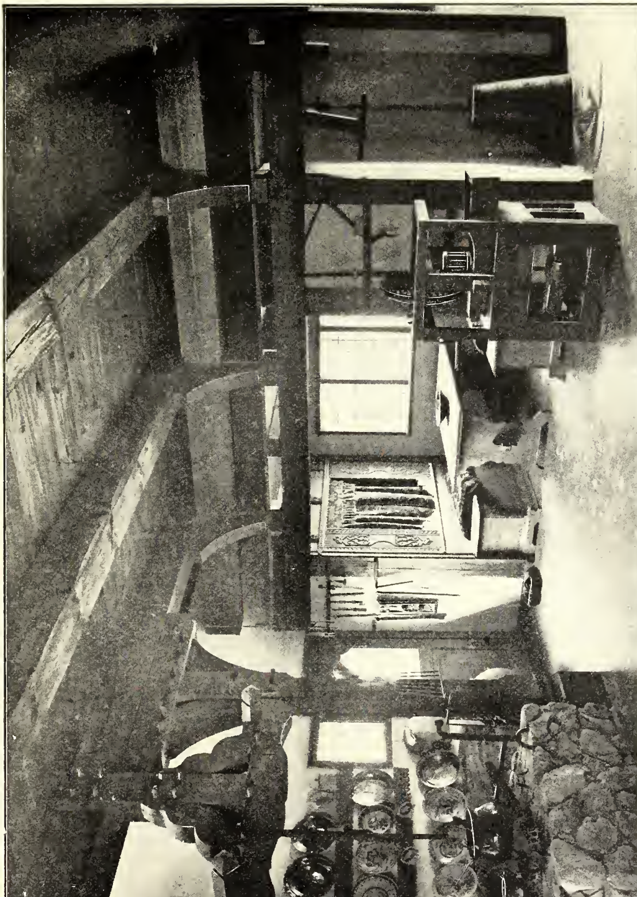


Abb. 96. Ostenfelder Diele. Nachbildung im Altonaer Museum.

Hass in Großwisch erbauten Hause nach dem Museum überführt wurde (Abb. 95), mit ihren teils getäfelten, teils mit Fliesen belegten Wänden, den durchbrochenen Schnitzereien des Silberschrankes über der Tür und der nach der Diele führenden Durchgucköffnung, dem Bilegger, dem Eckschrank und all dem sonstigen Hausgerät. Die Bemalung der Decke mit biblischen Bildern nach Merianschen Stichen gibt gleichfalls Zeugnis von dem hohen Wohlstand, dem Kunstverständnis und dem frommen Sinn des Erbauers.

Es würde zu weit führen und gehört auch nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, die übrigen Bauernzimmer, die Blankeneser Fischerstube, das Zimmer aus Altenlande, das Probsteier Zimmer, die Kachelstube aus Süderdithmarschen und die friesische Stube näher zu beschreiben. Nur sei noch die in der Abb. 96 wiedergegebene Diele erwähnt. Herd, Herdbank, Krützboom und Randboom sind nach dem jetzt in Husum wiederaufgestellten Heldtschen Hause, die reichgeschnitzte Bettwand des Siddels nach einem anderen Hause des Kirchdorfes Ostenfeld, die eigentliche Diele nach der Diele eines Hauses in Winnert bei Ostenfeld nachgebildet. Manch altertümliches Gerät ist in dem Raume aufgestellt und tritt in seiner richtigen Umgebung zur Erscheinung. — So lockt die ganze Einrichtung des Museums den Besucher, sich näher in die Eigenart unserer Vorfahren zu versenken. Das Gebäude und der Inhalt vereint sich zu einem reichen Bilde. Das Museum birgt einen Schatz alter Kultur vereint mit dem Abbilde heimischer Tier- und Pflanzenwelt. Das Haus ist nicht nur ein geeignetes Kleid für den Körper, sondern zugleich ein Zeichen der steigenden Wertschätzung, welche die Gegenwart der deutschen Vergangenheit entgegenbringt, und ein Wendepunkt in der hoffentlich weiter fortschreitenden baulichen Entwicklung der aufblühenden Stadt Altona. K. Mühlke. 1903.

Das neue Kunstgewerbe-Museum in Flensburg.

In einer Abhandlung der Zeitschrift für Bauwesen schließen sich an die Beschreibung des Neubaues folgende Ausführungen über den Inhalt des Museums.

Der Einbau und die Verteilung der Sammlungsgegenstände erfolgte selbständig durch den Museumsdirektor Heinrich Sauermann, der durch seine Arbeit für das Museum und durch das Inslebenrufen der Schnitz- und Tischlerschule die Notwendigkeit des Baues geschaffen und so für denselben die Grundlage gegeben hatte. Bei der Aufstellung des Bauprogramms, bei der Ausschreibung des genannten Wettbewerbes, war er als Preisrichter mitbeteiligt. Bei der Ausarbeitung des endgültigen Entwurfes hat er mit Rat und Tat geholfen, schließlich während der Ausführung mitgewirkt, daß den Bedürfnissen seiner Anstalten auf das tunlichste nachgekommen wurde. So weit pflegt ja auch in solchem Falle die Arbeit jedes Museumsvorstandes zu gehen. Sauermanns Arbeitsfeld ging nun aber noch weiter. Er hat den Einbau des Museums und der durch seine Vermittlung erworbenen Bauernstuben selbständig entworfen und mit Hilfe seiner Schnitzschule und sonstiger Flensburger Meister ausgeführt. — Für die Benutzung der Sammlungen hat der Direktor zur Eröffnung des Museums einen Führer herausgegeben, der die beiden Grundrisse vom ersten und zweiten Stockwerk mit Raumbezeichnungen enthält (vgl. Abb. 97 bis 99). In ihnen ist durch eingezeichnete Pfeile die Richtung und Reihenfolge gekennzeichnet, in der die Besichtigung zweckmäßig zu erfolgen hat; außerdem ist in jedem Raum zum besseren Zurechtfinden der Besucher neben jeder

Eingangstür ein Grundriß befestigt, in dem die Abteilung, die man gerade besichtigt, durch rote Farbe auffällt. Im nachfolgenden geben wir an der Hand des „Führers" einen kurzen Überblick über den reichen Inhalt und fügen unsern Mitteilungen die diesem gleichfalls entnommenen Abb. 100 bis 104 bei, die uns der Museumsvorstand bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Die Besichtigung beginnt mit der sich an das Haupttreppenhaus anschließenden Vorhalle im ersten Stock, die, wie bereits erwähnt, vom Direktor Sauermann in altertümlichen Formen und in entsprechender Farbengebung als altgermanische Halle in Holz ausgeführt ist.

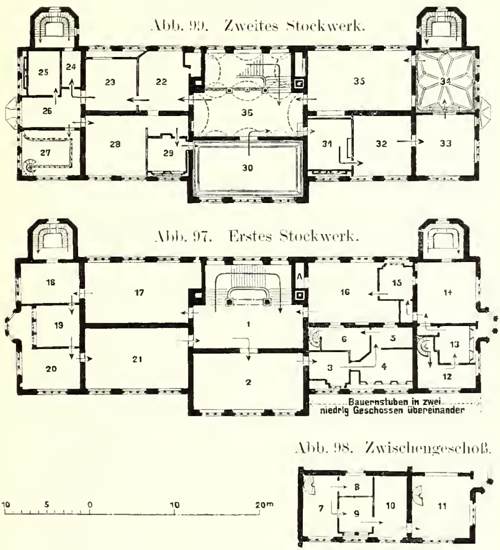


Abb. 99. Zweites Stockwerk.

Abb. 97. Erstes Stockwerk.

Abb. 98. Zwischengeschoß.

1 Vorgeschichtliches
2 Hausfleiß
3 Hooger Zimmer
4 Pesel aus Röm
5 Galerie
6 Schafflunder Brautgemach
7 Bauernmöbel
8 Hallig-Zimmer
9 Zimmer aus Westerbüttel
10 Bauerngerät
11 Bauerntrachten
12 Bauernmöbel
13 Pesel aus Winnert
14 Mittelalterliches Gerät
15 Zimmer aus dem Mittelalter
16 Mittelalterliches Gerät
17 Arbeiten der Frührenaissance
18 Desgleichen
19 Pesel aus Gjenner
20 Arbeiten von Ringerink
21 Arbeiten der Hochrenaissance
22 Arbeiten der Barockzeit
23 Pesel aus der Wilstermarsch
24 Flensburgensien
25 Zimmer von Föhr
26 Schiffahrtsausstellung
27 Diele a. d. Barockzeit
28 Arbeiten a. d. 18. Jahrhundert
29 Zimmer aus Schleswig
30 Fayence und Porzellan
31 Zimmer aus Friedrichstadt
32 Holländ. Hausgerät
33 Desgleichen
34 Frühmittelalterliches Kirchengerät
35 Mittelalterliches und Renaissance-Kirchengerät
36 Möbel aus Süddeutschland usw.

Von den in dieser Halle ausgestellten vor- und frühgeschichtlichen Gegenständen fällt neben den steinzeitlichen und Bronzefunden ein im Alsensund entdeckter Einbaum mit zwei Ruderplätzen auf. Von Interesse ist auch eine Nachbildung des im Kieler Museum befindlichen Nydamer Bootes, das in den Jahren 1859 bis 1863 mit einer großen Anzahl Waffen und Geräten aufgefunden wurde. Es war für 28 Ruderer bestimmt. Die Nachbildung (in $1/_6$ der natürlichen Größe) bezeugt das außerordentliche Geschick unserer Vorfahren im Bootbau. Hieraus, sowie aus der eigenartigen Zierweise der zahlreichen Waffen, Geräte und Schmucksachen wird geschlossen, daß das Fahrzeug von einem Volksstamm aus der Zeit der Völkerwanderung herrührt, der sowohl in der Schiffsbaukunst, sowie in der Waffen- und Kunsttechnik gleich Hervorragendes leistete.

Der an die altgermanische Halle grenzende Mittelsaal enthält Hausfleißarbeiten, denen der Führer beachtenswerte Zeilen widmet, die wir hier der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen auszugsweise wiedergeben.

Der Hausfleiß kann als eine bedeutsame Frühstufe menschlicher Kulturentwicklung gelten, weil seine Tätigkeit sich auf die Herstellung der in der eigenen Familie oder in dem eigenen Berufe erforderlichen Gebrauchsgegenstände erstreckt. Aus seinen Arbeiten spricht nicht nur die Absicht des Herstellers, sie zweckentsprechend und haltbar auszuführen, sondern auch eine immer größer werdende Sicherheit in der Beherrschung von Stoff, Werkzeug und Technik. Mit der Zeit tritt dann auch das Bestreben hervor, das Zweckmäßige zugleich schön zu gestalten. Wenn sich neben persönlichen Äuße-

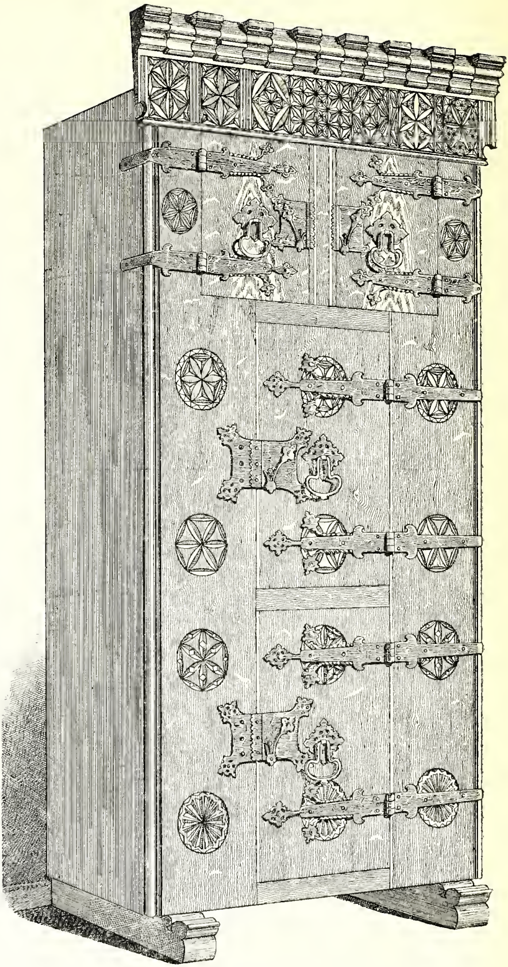


Abb. 100. Gotischer Wandschrank mit reich verzierten Bekrönungsbrett.

rungen des Schönheitssinnes auch überlieferte Kunstformen bei diesen Hausarbeiten zeigen, so verdienen sie als Erzeugnisse einer Volkskunst besondere Würdigung, weil sie sich als der Beginn bewußter künstlerischer Tätigkeit eines Volkes erweisen. Der Bestand solcher Leistungen ist bedingt einesteils durch eine in der wirtschaftlich einfachsten Weise verlaufende Ausführung, anderenteils durch die Unbeweglichkeit der Überlieferung der Formen, welches beides wiederum eine räumliche Abgeschlossenheit vom Verkehr zur Voraussetzung hat. Das Wesen der Hausindustrie beruht dagegen auf ganz anderen Voraussetzungen. Hier sind Hersteller und Abnehmer nicht die gleiche Person. Als wichtiges Glied tritt hier der Händler auf, der die Ware bestellt und an den Mann zu bringen sucht. Indem er auch für Muster und Rohstoff sorgt, entwickelt sich aus dieser Herstellungsweise eine Art Fabrikarbeit.



Abb. 101. Beiderwandstoff, Leinen und Wolle.
Flensburg. 17. Jahrhundert.

Das im Flensburger Museum an Hausfleißarbeiten Vorhandene kann schon dieser höheren Stufe der Entwicklung zugerechnet werden. Alles ist in der Provinz Schleswig-Holstein und zwar nahezu ausschließlich in den Gegenden nördlich der Eider zur Ausführung gebracht. Die Arbeiten aus Holz, vermittels Schnitzmesser in Kerb- und Flachschnitt ausgeziert,

scheinen hauptsächlich für den Bedarf des Hauses und besonders für die Benutzung durch das weibliche Personal hergerichtet zu sein. Unter diesen nehmen die Gegenstände, die bei Anfertigung und Herrichtung der Wäsche benutzt werden konnten, die erste Stelle ein. Mancherlei Aufschriften deuten hierauf hin und beweisen uns, welchen Wert man in früheren Zeiten auf die Inordnunghaltung der Wäsche legte. Daß das Mangelholz am häufigsten unter diesen verzierten Geräten anzutreffen war, hat seinen Grund darin, daß es wohl in keinem Hause fehlte, und daß es infolge seiner breiten Fläche vornehmlich Raum zur Anbringung reicher Zierformen darbot. Viele knapp abgefaßte Inschriften an diesem Gerät bekunden, daß wir es vielfach mit Geschenken zu tun haben, die der Bräutigam oder der junge Ehemann für die Auserkorene seines Herzens erdachte und ausführte (vgl. Abb. 56 und die Ausführungen auf Seite 50). An langen Winterabenden oder auf einsamen Meerfahrten mögen sie entstanden sein. Die Tatsache, daß geschnitzte Hausgeräte in allen Gegenden Schleswigs gleichmäßig häufig vorkamen, beweist, daß der Landmann ebenso wie der Küsten- und Inselbewohner an der Herstellung dieser Arbeiten beteiligt war, für die die Bewohner von Nordfriesland besondere Begabung bezeugten. Sehr be-



Abb. 102. Eckschrank, Eichenholz.
Norderdithmarschen um 1590.





Abb. 103 u. 104. Anhänger, Silbertreibarbeit.
Von einem Halligenschmuck.

merkenswert ist die bunte Bemalung, womit diesen Schnitzwerken häuslicher Kunst ein wirkungsvolleres Aussehen gegeben wurde. Von den ausgestellten Arbeiten dieser Art fällt die große Anzahl schöner Mangelhölzer besonders ins Auge. Daneben sind noch Wäscheklopfer, Kästchen von verschiedenen Formen und Bestimmungen, Teller, Löffelbretter, Kuchenformen, Garnwinden, Messerbretter usw. zu erwähnen. Sie alle zeigen ein außerordentliches Geschick in der Anordnung und Durchbildung der Zeichnung und Farbe. Als Hauptfarben treten Blau, Rot, Grün auf, die entsprechende Vermittlung durch Weiß, Hell- und Dunkelblau, Schwarz und Orange erhielten.

Die Hausfleißarbeiten in Wolle und Flachs waren Sache der Hausfrau, die neben ihren praktischen Erfahrungen auch ihre Geschicklichkeit zeigte. Groß waren die Anforderungen, die der häusliche Bedarf in dieser Beziehung zu stellen pflegte. Die Bettwäsche, das Deckzeug in Damast und Drell, die Kleider der weiblichen und männlichen Hausgenossen und die dabei vor-

fallenden Nebenarbeiten, wie Zurichten der Rohstoffe, Färben usw. Alle diese Arbeiten mußte die Hausfrau mit Hilfe der weiblichen Dienstboten und mit Benutzung von Spinnrad und Webstuhl selbst besorgen. Wie die übrigen Gebrauchsgegenstände, so dienten auch diese Gewebe gleichzeitig dem Schmucke des Hauses. Hierzu sind unter andern die Arbeiten in Wolle und Leinen zu rechnen, die in buntfarbiger Musterung zur Ausführung gelangten. Eine wichtige Rolle spielen die sogenannten Beiderwandwebereien (Abb. 101), die als Bettgardinen und für andere Zwecke benutzt wurden. Doppelschichtig aus Leinen und Wolle hergerichtet, bringen sie eine Fülle eigenartiger Muster und große Abwechslung in der Farbenzusammenstellung. Auch die Stuhl- und Bankkissen gehören hierher. Sie sind entweder gewebt oder mit der Hand gearbeitet und bekunden neben technischem Können einen bemerkenswerten Formen- und Farbensinn. Daß die Beiderwandstoffe, die Plüsch- und Noppenkissen dem heimischen Hausfleiß entstammen, beweist die Tatsache, daß ihre Techniken bis auf unsere Tage in einzelnen Gegenden des Schleswiger Landes bekannt sind und noch geübt werden. Das Spitzenklöppeln ist seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in Schleswig betrieben worden. Von Dortmund aus über Tondern soll dieser Zweig der Hauskunst eingebürgert und durch brabantische Frauen, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch heimische Truppen in die Tondernsche Gegend geführt wurden, noch wesentlich vervollkommnet sein. Von dem Klöppelspitzengarn sind Proben in ursprünglicher Packung im Museum vorhanden. Das Spitzengarn wurde ungebleicht aus Westfalen bezogen und in Sonderburg gebleicht. Das spinnwebfeine, kostbare Garn erhielten die Klöpplerinnen zugewogen, die dasselbe Gewicht dann in fertigen Spitzen wieder abliefern mußten.

An den Saal für die Hausfleißarbeiten schließt sich die Reihe alter Bauernstuben an, die, in zwei niedrigen Geschossen untergebracht, in äußerst geschickter und reizvoller Weise ineinander und übereinander eingebaut sind, so daß sie ein anschauliches und abwechslungsreiches Bild von dem Wohnen und Wirken der schleswigschen Bauern zu geben geeignet sind. Die übrigen kunstgewerblichen Ausstellungsgegenstände dieses Geschosses sind im großen und ganzen nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, vom Mittelalter bis zur Hochrenaissance.

Im zweiten Stockwerk folgen die Arbeiten von der Barockzeit bis zu denen des 18. Jahrhunderts. Sie sind teilweise in ursprünglichen Zimmern vereinigt. Hier sind auch Gegenstände ausgestellt, die nicht unmittelbar aus der Provinz Schleswig-Holstein stammen. Der holländischen Abteilung ist bei den wichtigen Beziehungen, die zwischen Holland und Schleswig ehemals bestanden, ein großer Platz eingeräumt worden. Eine umfassende Sammlung von Fayencen, Porzellan und Glas, teils heimischer, teils fremder Herkunft füllen den großen Mittelsaal im zweiten Stockwerk. Von den Fayencen aus den schleswigschen und benachbarten Landen sind hier die wertvollen Erzeugnisse der Fabriken in Flensburg, Crisebye, Eckernförde, Kiel, Stockelsdorf bei Lübeck und Rendsburg zu nennen. Nicht zu vergessen sind die von Kellinghusen, welche, wenn auch in derberer Art gearbeitet und mehr für den täglichen Gebrauch bestimmt, besonders auf dem Lande viel zu finden waren und sich durch eigenartige Farben und flotte Malweise auszeichnen.

Aus der alten holländischen Ansiedlung Friedrichstadt ist ein vollständiges Zimmer eingebaut, von dem sich leider nicht nachweisen läßt, ob die Arbeiten von den holländischen Kolonisten ausgeführt, oder ob sie unmittelbar aus Holland stammen. Jedenfalls gestattet es einen Einblick in

die holländische Art und in die Einrichtung und Ausbildung eines vornehmeren Wohnraumes gegen Schluß des ersten Viertels des 17. Jahrhunderts.

Bevor wir die Bauernstuben besprechen, seien noch einige kurze Mitteilungen über die Wandlungen gemacht, denen die Möbelkunst in Werk- und Zierweise im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen ist.[49] Das Museum enthält aus jedem Zeitabschnitte gute Beispiele mit den bezeichnenden Merkmalen ihrer Entstehungszeit. Das mittelalterliche Möbel stammt frühestens aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und ist gewöhnlich aus Eichenspaltholz hergestellt. Es zeigt neben einseitiger Formbehandlung ungefüge Verhältnisse. Aufbau und Zusammenbau sind zimmermannsmäßig.

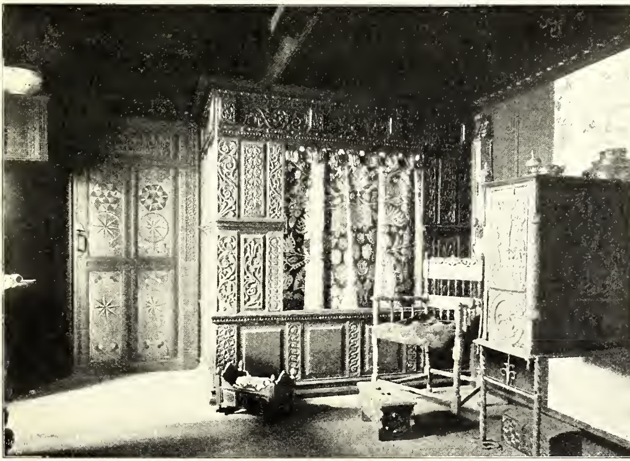


Abb. 105. Zimmer von der Hallig Hooge.

Die sparsam verwendeten Ziermotive bilden Rosetten, Faltwerk, Maßwerk oder Kerbschnitt. (Vgl. Abb. 100 und 58 bis 62, die dem Jahresberichte 1894 des Flensburger Museums entnommen sind.) Letzterer hat sich, wie schon erwähnt, bis in die jüngste Zeit an den Werken des Hausfleißes erhalten. Von einem Rahmenwerk mit Profilierungen ist noch nirgends eine Andeutung zu erkennen. Zum Schmuck der Möbel ist auch oft das Schmiedewerk herangezogen worden, das sich auf Scharniere und Schloßschilder beschränkte. Häufig überspannte es aber in ausgeschmiedeten Bändern die ganzen Holzflächen. Selten war es verzinnt und häufig mit roter Farbe überstrichen. Die niederdeutschen Schränke mittelalterlichen Ursprungs waren in die Wände eingemauert. Sie zeigen als bezeichnende Merkmale zwei breite

[49]) Vgl. Führer durch das Kunstgewerbe-Museum der Stadt Flensburg.

Seitenpfosten und einen breiten bekrönenden Brettaufsatz (vgl. Abb. 100). An den älteren Möbeln sind diese drei Teile nahezu ausschließlich durch reiche Schnitzwerke ausgeziert, die häufig durch Farben zu noch schönerer Wirkung gebracht sind. Dunkelrot mit Gelbrot, Rot mit Blaugrün, Schwarz mit Gelb und Rot wurden mit Vorliebe verwandt. So weit es sich noch feststellen läßt, war der Farbenanstrich entweder durch Wasserfarbe oder Wachsfarbe bewirkt. Ölfarbe hat sich nirgends vorgefunden. Eine Vorstellung von der Wirkung eines mit mittelalterlichen Möbeln ausgestatteten Zimmers gibt Raum 15. Er ist so errichtet und ausgestattet, wie er wohl um die Wende des 15. Jahrhunderts im Schleswigschen bestanden haben mag. Sein Inhalt ist meist ursprünglich, oder alte Muster sind getreu nachgebildet.



Abb. 106. Wohnzimmer aus dem Dorfe Winnert, Kr. Husum, 1702.

Die schleswigschen Möbel der Frührenaissance behalten in ihrer Konstruktion noch recht lange gotisches Gepräge. Die Schränke sind in ihrer ganzen Tiefe in die Mauer eingelassen. Die einfachsten zeigen zwei Türen übereinander. Reichere sind dreigeschossig ausgebildet, und zwar so, daß oben und unten zwei Türen und in der Mitte eine Klappe angeordnet ist. Bei aller Einfachheit in der Bauart der Möbel dieser Zeit weisen sie doch im Verlaufe der Zeit eine bessere Ausgestaltung sowohl an der Konstruktion wie am Ornament auf. Das offenbart sich besonders an den Türen, die eine Entwicklung von der einfachsten Brettplatte bis zum vollendet durchgebildeten Rahmengefüge durchmachen. Von solchen Stilwandlungen sind die Eisenbeschläge nahezu ausgeschlossen.

Die Hochrenaissance tritt in Schleswig erst gegen Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts allgemein auf. In der Möbelkunst wie in der

Innendekoration gibt sich diese Stilwandlung durch mehr auf Wirkung berechnete ornamentale Formen kund. Daneben treten Zierformen auf, die anderen technischen Gebieten des Kunstgewerbes, wie beispielsweise der Metalltechnik, entlehnt sind. Der bedeutendste heimatliche Bildschnitzer dieser Zeit ist Heinrich Ringerink, der von 1595 bis 1628 in Flensburg mit großem Erfolge tätig war. Zahlreich sind seine noch in Kirchen vorhandenen Arbeiten. Zu deren Beurteilung dient am besten ein von ihm geschnitztes großes Epitaph, das im Haupttreppenhause wegen seiner vorzüglichen Beleuchtung zu schönster Wirkung kommt. Weitere Arbeiten dieses Meisters sind im Raum 20 ausgestellt. Der Zeit um 1590 gehört der in



Abb. 107. Pesel aus Gjenner bei Apenrade.

Abb. 102 wiedergegebene typische Eckschrank mit figürlichen Darstellungen der Planeten und aus der dithmarsischen Geschichte. Eine ausgezeichnete Silbertreibarbeit, eine Plakette aus dem Jahre 1653, allerdings nicht schleswigschen, sondern holländischen Ursprungs, zeigen die Abb. 103 u. 104.

Die Vorliebe für malerische Wirkung, die sich bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts an der Dekoration, wenn auch in bescheidener Weise, bemerkbar macht, nimmt nach Ablauf des ersten Drittels dieses Jahrhunderts mehr und mehr zu. Die Mittel zur Erzielung einer prächtigen Wirkung werden mannigfaltig. Die Zierformen und Gliederungen erreichen eine bis dahin nicht gekannte kräftige Ausbildung: das Laubwerk, besonders Akanthusranken, werden breit gehalten und häufig tief unterschnitten. Im Norden sind diese Kennzeichen zuerst an den Bildschnitzereien bemerkbar. Bereits

um das Jahr 1630 kommen an den Kartuschen und Rollwerken jene knorpelartigen Ansätze und Verrenkungen zum Vorschein, die sich dann weiter zu Ohrmuscheln entwickeln und schließlich auf das ganze Ornament übergehen. Dieser Zeit gehört die im Raum 27 ausgestellte Diele an, eine getreue Nachbildung von dem Schleswiger Scheershof. Der in Abb. 109 dargestellte Pesel aus der Wilstermarsch, von dem später die Rede sein wird, gehört auch hierher.

Im 18. Jahrhundert setzt wieder eine zierlichere Ausbildung ein. Das Kunstgewerbe macht sich vollständig von der architektonischen Überlieferung los. In der sogenannten Regencezeit (1715 bis 1723) kommt eine neue Stilwandlung zum Durchbruch, die vornehmlich darauf hinausgeht, anstatt gerader Linien im Aufbau der Geräte und der tragenden umrahmenden Glieder, geschweifte Formen zu schaffen. Als Dekoration wird das Muschelwerk und ein aus Schnörkelwerk und Blumen geschaffenes Ornament verwandt. Die Vergoldung gelangt in weitgehender Weise zur Anwendung. Flensburg besitzt in dem Altar der St. Nikolaikirche ein ausgezeichnetes Werk dieser Geschmacksrichtung (1749). Bereits in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts verschwinden die Formen des Rokokos, und es zeigt sich das Bestreben, am Gerät ernstere Linienbildungen zur Anwendung zu bringen.

Neben den zahlreichen Möbeln und Geräten all dieser Kunstabschnitte enthält das Museum in musterhafter Aufstellung reiche Schätze der Kleinkunst, die meistens dem schleswigschen Boden entstammen. So neben den schon erwähnten Fayencen unter anderm noch Terrakotten, Schmucksachen in Gold und Silber, Gegenstände alter Gilden und Ratsstuben, Bucheinbände und sonstige Lederarbeiten, getriebene und gravierte Metallarbeiten.

Die Bauernstuben werden im Führer eingehend behandelt. Es wird daselbst mitgeteilt, daß das schleswig-holsteinische Bauernhaus, abgesehen von Nordschleswig und den friesischen Landstrichen an der Westküste, sich in seinen verschiedenen Abarten aus dem niedersächsischen Hause entwickelt hat. Nach Sauermann beginnt man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Dithmarsischen mit einer baulichen Veränderung des typischen sächsischen Hauses, indem man das Vieh in Nebengebäuden unterbringt und die große Tenne zum Einbau verschiedenartiger kleinerer und größerer Wohngelasse benutzt. Der bekannte, überaus reich ausgestattete Pesel von Markus Swyn, der im Meldorfer Museum eingebaut ist, um das Jahr 1568 fertiggestellt, gehörte zu einer solchen Anlage.[50]) Die Einteilung und Abgrenzung der Wohngelasse geschah in der Regel nur durch Holzwände. Bei der Herrichtung der Wohnräume hat neben der Bedürfnisfrage die Art des Hauses selbst, wie auch die Stellung und Beschäftigung des Besitzers mitgewirkt. Der Schiffer suchte sich bei der Herstellung seiner Wohnräume in Form und Ausbildung gern der Schiffskajüte als Vorbild zu bedienen. Die beschränkte Bodenfläche, auf der das Zimmer errichtet wurde, die geringe Höhe, die kleinen nebeneinander gruppierten Fenster geben, ebenso wie die vielen verschiedenartigen in der Vertäfelung angebrachten Schränke, den Räumen häufig ein kajütenartiges Aussehen. Zu den alten Überlieferungen

[50]) Dieser Ansicht kann, so allgemein zum Ausdruck gebracht, nicht beigetreten werden. Nach den Aufnahmen des Werkes „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche“ ist das Haus des Markus Schwin das einzig bekannte Beispiel in Dithmarschen einer anderweitigen Verwendung der Diele. Im übrigen hat sich allerdings auf der Insel Fehmarn der Ausbau der Diele zu Wohnzwecken bei den Häusern der Großbauern herausgebildet.

in der Gestaltung der Wohnräume gehört in manchen Gegenden das Fenster, das nach der Tenne ging, und durch das der Bauer von seinem Ruheplatz aus die Tätigkeit seiner Bediensteten beobachten konnte. Der große Schrank, freistehend oder in die Vertäfelung eingefügt, bildete das Hauptmöbel des Zimmers. Städtische Einflüsse können an den alten schleswigschen Bauernhäusern kaum nachgewiesen werden. Von Bedeutung bei der späteren Gestaltung der Bauernstuben waren die Heizanlagen. Bei der Verlegung der freistehenden Feuerstelle an die hintere Wand der Tenne erhielt sie eine Umkleidung, die hier und da nach oben zu mit einem gemauerten Rundbogen, dem Schwibbogen, kaminartig abschloß. In den Stuben wurden erst viel



Abb. 108. Zimmer aus Nieblum, Insel Föhr. 1631.

später Heizanlagen beschafft. Noch im 18. Jahrhundert waren sie nicht allgemein, ja, bis vor kurzem bestanden in jedem Bauernhause sogenannte Kalt- und Warmstuben. Während erstere für Festlichkeiten und für besondere Zwecke bestimmt waren, bildeten letztere den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie. Wo keine Kamine benutzt wurden, trat schon frühzeitig der sogenannte eiserne Beilegerofen, der von der Küche geheizt wurde, auf. Er hat seine Form und Bedeutung bis in unsere Tage behauptet. Auch die Beleuchtungseinrichtungen weisen im allgemeinen eine langsame Entwicklung auf. Die im bäuerlichen Besitz früher verwendeten Lichtspender waren höchst unvollkommen im Vergleich mit den anderen Gebrauchsgegenständen damaliger Zeit. Als Beleuchtungsstoff diente Kienspan, Tran, Talg und Pflanzenöl.

Aus der Mannigfaltigkeit der Bauern- und Bürgerstuben, die das Flensburger Museum in einer Anzahl und Ursprünglichkeit zeigt, wie sie

meines Wissens kein anderes Museum aufzuweisen hat, greifen wir einige Beispiele heraus. Vornehmlich sind hier die Pesel-Ausstattungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu nennen. In der Regel war diese Staatsstube, die nur bei besonderen Anlässen vom Besitzer und seinen Hausgenossen in Benutzung genommen wurde, in einem Anbau des altsächsischen Hauses untergebracht. Das Zimmer von der Hallig Hooge (vergl. Abb. 105) ist eines der ältesten, es stammt aus dem Jahre 1688. Von dem Fensterplatz aus mit seiner eingebauten Sitzbank hatte man eine weite Fernsicht auf das Meer. Die Decke zeigt einfache, die Wände gut konstruierte Holzverkleidungen. Letztere sind aus schmalen Pfosten und breiten brettartigen Flächen zusammengebaut, die unten durch glatte Lagerhölzer, oben durch ein geschnitztes Gesimsstück zusammengehalten werden. Das aus einer Ecke hervorragende Wandbett ist mit derb durchgebildeten Schnitzereien im Charakter der Spätrenaissance geschmückt. Die Ofennische hinter dem Beilegerofen ist mit glasierten Platten verkleidet, auf welche als Randzier eine fein durchgebildete Kachelbordüre und oberhalb des Ofens ein Seestück in Manganviolett gemalt ist.

Der Pesel von der Insel Röm zeigt noch eine vortreffliche handwerksmäßige Rokokomalerei aus dem Jahre 1783 in Grün, Rot und Blau. Der Winnertsche Pesel (Abb. 108) stammt aus dem Jahre 1702. Im Kreise Husum waren es vornehmlich die drei Dörfer Ostenfeld, Winnert und Wittbek, die bis vor kurzem ihre eigenartige altsächsische Hausanlage bewahrt hatten. Hier fand man auch im Innern neben kulturgeschichtlich Wertvollem manche Werke, die von dem alten Kunstgewerbe der schleswigschen Lande Kunde geben. Der Winnertsche Pesel zeigt, wie Balken und Ständerwerk des Zimmers mitbenutzt worden sind. Der Fußboden ist aus gestampftem Lehm hergerichtet. Heizvorrichtung war in dem Zimmer nicht vorhanden, es war also eine sogenannte Kaltstube. Bei der Paneelausbildung ist noch die Überlieferung der heimischen Gotik erkennbar. Von Interesse ist auch das Tellerbrett, das hier wie anderswo im Schleswigschen zum Aufstellen der Teller diente, die sich jeder Gast bei Festlichkeiten selbst mitzubringen hatte. Ähnlichen Zwecken dienten auch die ledernen Ösen an den Balken, in die jeder Gast nach Beendigung der Mahlzeit die von ihm mitgebrachten Messer und Gabeln steckte.

Die Abb. 107 gibt eine Innenansicht des Pesels aus Gjenner bei Apenrade vom Jahre 1737. Nach Überlieferungen soll der erste Besitzer dieses Wohnraumes Schiffskapitän gewesen sein. Namen und Jahreszahl der Ehegatten sind über den beiden Türen im Sturz eingeschnitzt. Die Fensterfront lag nach Süden. Von den vier Eingängen, die das Zimmer aufweist, münden zwei in die westlich vom Pesel gelegenen Klöven oder Kleven, wogegen die an der gegenüberliegenden Wand befindlichen zwei Türen die Verbindung mit der Diele und der Küche vermitteln. Zwischen letzteren beiden Ausgängen steht der aus roten Backsteinen aufgeführte Kamin. Er trägt das übliche Balkenholz, das hier als geschnitztes Gesimsbrett ausgearbeitet ist. Die Fensterwand zeigt eine Gruppe von vier reich mit Bandwerk geschnitzten dreiteiligen Fenstern von mäßiger Größe, die ziemlich hoch angebracht sind und dem Zimmer das kajütenartige Aussehen geben. Die Fensterwand, die in ihrer ganzen Breite eine Bank aufnimmt, ist mit Holz getäfelt. Die gegenüberliegende ebenfalls vertäfelte Wand enthält an jeder Seite Bettschränke mit Doppeltüren. Der zwischen diesen Wandbetten verbleibende Raum war als Vorratskammer eingerichtet und nur vom Hofe aus zugänglich. Der eichene Bohlenbelag der Decke wird von vier wuchtigen, nur an der Fenster-

seite beschnitzten, sonst unverzierten eichenen Balken getragen, die zwischen den Fenstern und an den Wänden links und rechts durch reich mit Bandwerk beschnitzte Kopfbänder unterstützt sind. Die Holzvertäfelungen der Wände sind aus Pfosten und Bohlen zusammengefügt, die mit Nut und Feder verbunden sind. Den oberen Abschluß und Zusammenhalt bildet eine mit Profilen, Knaggenfries und ausgekehltem Gesimsbrett ausgestaltete Bohle. Dabei sind die Pfosten mit straff angeordneten Bandornamenten, die als Füllbretter gedachten Bohlenstücke dagegen mit Flachornament ausgeziert. Von eigenartig typischer Gestaltung sind auch die Türumrahmungen, die an mittel-

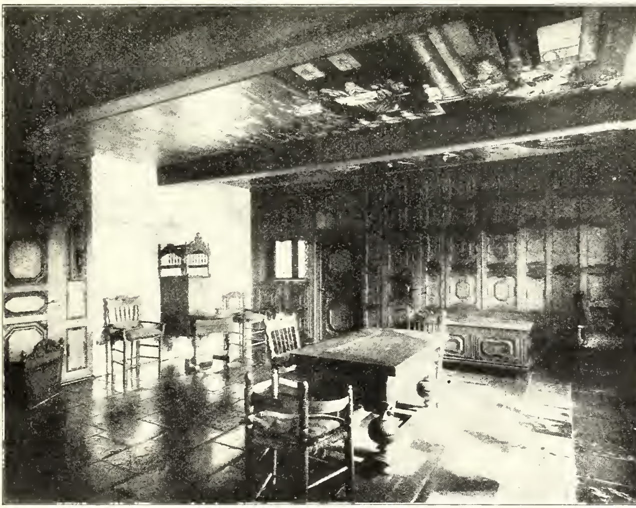


Abb. 109. Pesel aus der Wilstermarsch.

alterliche Arbeiten aus den bäuerlichen Wohnstuben Tirols erinnern. Hier wie dort treten diese Türpfosten lisenenartig vor und schneiden mit dem Türsturz ab. Der eingezapfte Türsturz zeigt eine bewegte Linienführung, welche auch in den Vierlanden bei den Seitentüren der Dielen vielfach vorkommt.

Das Zimmer aus Nieblum auf der Insel Föhr (Abb. 108) weist alle Eigenarten eines nordfriesischen Wohnraumes auf. Die Deckenbalken werden von starken Unterzügen getragen, die auf kräftigen erdfesten Ständern lagern. Zwischen dem Unterzuge und der niedrigen Fensterwand ist der Dachschräge folgend eine schräge Decke gespannt, welche den Namen „Kattschirm“ oder „Kattschurf“ führte. Man könnte diesen vom Kattschirm überdeckten Raum

mit einem verkümmerten Seitenschiff vergleichen. Er verschafft der Stube eine eigenartige Beleuchtung und trauliche Wirkung, welche noch durch die holzverkleideten Wände mit den vielen Einbauten an Schränken und Wandbetten gesteigert wird.

Die Abb. 109 zeigt einen Blick in den prächtigen Pesel aus der Wilstermarsch. Im Gegensatze zu der sonstigen Ausbildung des altsächsischen Bauernhauses mit seinem an der Giebelseite am Ende der Tenne angelegten Peselraum ist im Wilstermarschhofe der Prunkraum seitlich vom Haupteingang eingebaut. Durch Lage und Gebrauch ist die Anordnung dieses Wohnraumes wesentlich beeinflußt. In unserm Beispiel lag er links vom Eingang, und zwar so, daß das eine Fenster nach Süden hin, das andere gen Osten angebracht war. Dieser Anordnung entspricht auch die Verteilung der Türen. Auf der Abbildung sehen wir links in der reich getäfelten Wand die Tür zur Diele mit dem anschließenden nach der Diele führenden Kiekfenster. Der Ofenwand gegenüber, die teilweise mit blaubemalten Fliesen wie die Außenwand bekleidet ist, liegt das dreiteilige Fenster, so daß es dem Marschbauern möglich war, von seinem Sitze neben dem Ofen die Tenne und den Hof zu übersehen, ohne von seinem bevorzugten Platze aufzustehen. Obgleich die Wandvertäfelungen nicht von der reichsten sonst in Prunkstuben der Wilstermarsch üblichen Durchbildung sind, so offenbaren sie doch ein feines Verständnis für Flächenanordnung. Die wenigen zum Schmuck der Holzarbeiten angefügten Schnitzwerke zeigen eine kräftige Modellierung. Außerdem sind Einlagen von schwarzem und weißem Holze zur Hervorhebung bevorzugter Flächen verwendet.

Wenn auch die mannigfachsten Umgestaltungen, denen die bäuerlichen Zimmer im Laufe der Zeit ausgesetzt waren, Ergänzungen und Neubeschaffungen nötig gemacht haben, so sind diese Arbeiten in den Museumswerkstätten jedoch unter steter sorgsamer Aufsicht des Direktors Sauermann und unter Berücksichtigung früherer an Ort und Stelle vorgenommener Aufmessungen beschafft worden. So zeigen z. B. die Fußböden stets den ursprünglichen Belag, entweder in Lehmestrich, aus flach- oder hochkantigen und in Mustern verlegten Handstrichsteinen, Fliesen usw. Die in den Stuben befindlichen Möbel haben entweder ursprünglich darin gestanden oder stammen aus der Zeit und Gegend, in der die Ausführung des Bauernhauses erfolgte.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß dank der Opferwilligkeit zahlreicher Flensburger Bürger, dank der tatkräftigen Unterstützung der Regierung, Provinz und Stadt und vor allen Dingen aber auch dank dem hingebenden Eifer der Museumsverwaltung und Bauverwaltung ein Werk zustande gekommen ist, auf das die meerumschlungenen Lande stolz sein können. Sicherlich wird die Anstalt auch späteren Geschlechtern ein bezeichnendes und ziemlich vollständiges Bild geben von dem künstlerischen Empfinden und Können der verschiedenen Stämme in Schleswig-Holstein. Dem nach gründlicher Ausbildung verlangenden Kunsthandwerker aber gewährt die enge Verbindung der Lehranstalt mit der Museumssammlung die beste Gelegenheit zur Weiterentwicklung der alten heimischen Kunstformen an neuzeitlichen Werken. Denn wie sehr auch die Mode des Tages wechseln mag, die Beziehungen der Form zum Zweck, an denen man ein echtes Kunstwerk stets erkennen kann, zeichnen gerade die hier ausgestellten Wohnräume und Gebrauchsstücke in so ehrlicher und wahrer Weise aus.

F. Schultze. 1893.

Ländliches Hausgerät aus schleswig-holsteinischen Museen.

Auf die große Verschiedenheit in den Arten der alten schleswig-holsteinischen Bauernhäuser ist bereits in dem Aufsatze: „Schleswig-holsteinische Bauernmuseen" hingewiesen. Immerhin ist in dem größten Teile des Landes von der Südgrenze bis nördlich zu dem Dannewerke mit Ausnahme der Landschaft Eiderstedt die sächsische Bauart vorherrschend, indem alle zur Bewirtschaftung des Gehöftes erforderlichen Räume unter einem steilen Strohdach vereinigt sind. Die Wohnräume des Hauses beschränkten sich ursprünglich auf die am Ende der Diele in der Achse des Herdes seitlich neben den Viehständen abgetrennten Kammern, die sog. „Siddelsch". Später wurde hinter der Diele nach dem Garten hinaus ein eigener Wohnflügel für den Besitzer angebaut, während die Siddelsch den Knechten und Mägden als Schlafkammern zugewiesen wurden. Der wichtigste, vielfach der einzige Raum des Wohnflügels ist der Pesel, der im allgemeinen als Wohn- und Schlafzimmer für den Besitzer und dessen Familie dient und zugleich das Staatszimmer des Hauses bildet. Wenn neben dem Pesel, wie es vielfach vorkommt, noch besondere Wohn- und Schlafstuben vorhanden sind, dient ersterer nur als Staats- und Fremdenzimmer. Ein schwerer eichener Tisch, eine lange, an der Fensterwand entlanglaufende Holzbank, Schränke, Truhen gehören zu der gewöhnlichen Ausstattung des niedrigen, durch kleine, mit Bleiverglasung versehene



Abb. 110. Peselwand mit Bileggerofen, Ofenheck und Stülpe.
(Jetzt im Meldorfer Museum.)

Fenster erleuchteten Raumes. Die Betten sind fast ausnahmlos in Wandnischen als sog. „eingemachte Betten“ untergebracht. Auf die behagliche Einrichtung des Pesels wird großer Wert gelegt. Die Wände werden gern mit Paneelwerk versehen, die Bettkojen sind durch Vorhänge, Schiebetüren oder Glastüren geschlossen. Wo sich ausnahmsweise freistehende Betten finden, sind sie mit hölzernen Baldachinen und Vorhängen versehen.

In älterer Zeit fehlten in den Wohnräumen jegliche Heizvorrichtungen. Der auf der Diele freistehende niedrige Herd war vielmehr die einzige Wärmequelle des Hauses. Später, als das Herdfeuer an die hintere Dielenwand gerückt wurde, suchte man dasselbe zugleich zur Erwärmung des dahinterliegenden Pesels auszunutzen. Dies geschah mittels des sog. Bileggerofens (vergl. Abb. 110). Ein gußeiserner, nicht allzu großer, auf schmiedeeisernen Füßen stehender Kastenofen stand an der inneren Peselwand in der Achse des Herdes, war hinten in der Wand eingemauert und mit dem Herdfeuer durch eine Öffnung verbunden, so daß er von hier aus geheizt werden konnte. Da jegliche Feuerzüge fehlten, gab der Ofen nur wenig Wärme her, so daß in der kalten Jahreszeit im Pesel eine empfindliche Kälte geherrscht haben wird. Umsomehr war man bestrebt, die unmittelbare Ofenwärme nach Möglichkeit durch allerhand Einrichtungen auszunutzen. So stand auf dem Ofen die Ofenstülpe (Abb. 112 u. 113), ein unten und an einer Seite offener, meist aus Messingblech hergestellter Behälter, unter den Speisen zum Warmhalten gestellt wurden. In einzelnen Landschaften, vorzugsweise in den Elbmarschen und den benachbarten Seemarschen war es üblich, der Stülpe das Ofenheck (Abb. 111), ein hölzernes, meist mit Drechsler- und Schnitzarbeit versehenes Gestell, aufzusetzen, an welchem man Wäsche zum Trocknen aufhing. Die an den Ecken und Kanten des Ofens angebrachten Messingknöpfe dienten zugleich als Handwärmer. Die Betten erwärmte man mittels der Wärmepfanne (Abb. 114 bis 116), einer eisernen, mit langem Handgriff und mit einem Messingdeckel versehenen Schale, in die glühende Kohlen gelegt wurden. Mit der Feuerkieke (Abb. 117 u. 118), einem meist würfelförmigen Gefäß aus Messingblech, das gleichfalls mit glühenden Kohlen gefüllt wurde, wärmte man sich die Füße beim Sitzen. Alle diese Gegenstände gehörten zum gewöhnlichsten Hausrat und sind auch jetzt noch in vielen Bauernhäusern anzutreffen. Besonders eigenartig gearbeitete Stücke sind in die zahlreichen öffentlichen und privaten Sammlungen gewandert, die in den letzten Jahrzehnten in Schleswig-Holstein entstanden sind. Sie verdienen nicht nur in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interesse, sondern offenbaren uns zugleich, auf welch hoher Stufe das Kunsthandwerk einst im Lande gestanden hat.

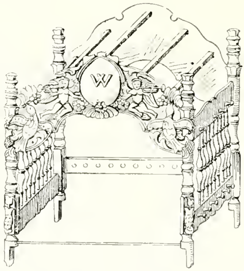


Abb. 111. Ofenheck.

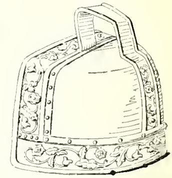


Abb. 112. Ofenstülpe.

(Meldorfer Museum.)

Unter den Sammlungen Schleswig-Holsteins, die uns von dem alten Kulturleben der ländlichen Bevölkerung ein Bild geben, hat das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf ganz besonders das Gepräge eines Bauernmuseums. Auf seine Bedeutung und seine wertvollen Schätze ist bereits in dem anfangs erwähnten Aufsatze an dieser Stelle hingewiesen worden. Unter den dithmarscher Bauern, die im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Schlacht bei Hemmingstedt ihre äußere Freiheit so tapfer verteidigten und noch weitere 50 Jahre lang eine selbständige Republik bildeten, hat sich schon damals große Wohlhabenheit und der Sinn für behagliche Ausschmückung ihres Heims entwickelt, so daß hier eine rechte Volkskunst entstehen konnte, die in allen Zweigen des Kunsthandwerkes zur Äußerung kommt. Als Typus einer alten dithmarsischen Bauernstube darf der sog. Bunsoher Pesel des Meldorfer Museums gelten. Seine Einrichtung ist bereits auf Seite 71 besprochen worden, auch ist in Abb. 84 die ganze Bettwand und die Ofenwand abgebildet. Unsere Abb. 110 gibt den Ofen in größerem Maßstabe wieder. Der aus dem Jahre 1573 stammende Bileggerofen ist reich mit Darstellungen geschmückt. In den oberen Feldern sind Gegenstände biblischen Inhaltes behandelt; z. B. zeigt das vordere Bild Joseph und Potiphar. Den unteren Rand bildet eine Reihe verzierter Rundbilder mit Porträtköpfen. An den oberen Ecken sowie an den vorderen Kanten sind die Messingknöpfe sichtbar. Oben ist der Ofen mit Fliesen abgedeckt und mit einem Messingstreifen eingefaßt. Auf der Ofenplatte, hart gegen die Wand gerückt, steht die Stülpe (Abb. 112). Sie ist aus Messingblech gefertigt, mit breiten Rändern und mit einer Handhabe versehen, die mit einfachen Rankenornamenten in getriebener Arbeit geschmückt



Abb. 113. Ofenstülpe.

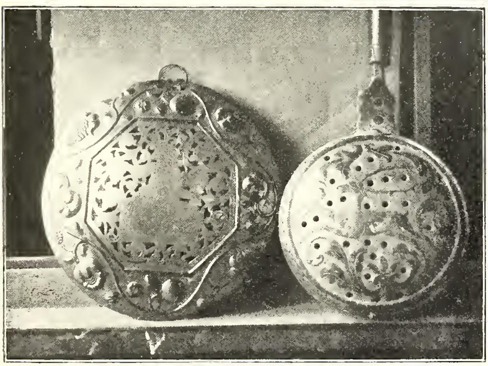


Abb. 114. Wärmepfannen.

sind. Das Ofenheck aus dem Jahre 1816 stammt aus Buchholz, einem dicht an der Grenze der Wilstermarsch gelegenen Dorfe, so daß es sich wahrscheinlich um eine Arbeit aus letzterer Landschaft handelt. Vier gedrehte Pfosten tragen das zierliche Holzgerüst; die seitlichen Rahmstücke sind durch kleinere Pfosten, das vordere und hintere Rahmstück durch wagerechte Stangen, über welche die zu trocknende Wäsche gebreitet wird, verbunden. Sämtliche Holzteile sind dunkelfarbig lackiert. Das vordere Rahmstück trägt reiche barocke Schnitzarbeit. Das W in dem mittleren, von Blumengewinden umrahmten Oval scheint den Namen des Besitzers anzudeuten. Das Museum besitzt noch zwei weitere Ofenhecks, die mit dem ersteren in Konstruktion und Ausbildung verwandt sind und derselben Zeit entstammen. Eines derselben ist in Abb. 111 wiedergegeben. Neben den hölzernen finden sich auch einfachere, aus Eisendraht gefertigte Hecks namentlich im Dorfe Burg in Süderdithmarschen.

Für die Ofenstülpen scheint sich ebenfalls eine bestimmte Art herausgebildet zu haben. Sie zeigen fast alle dieselbe Form,

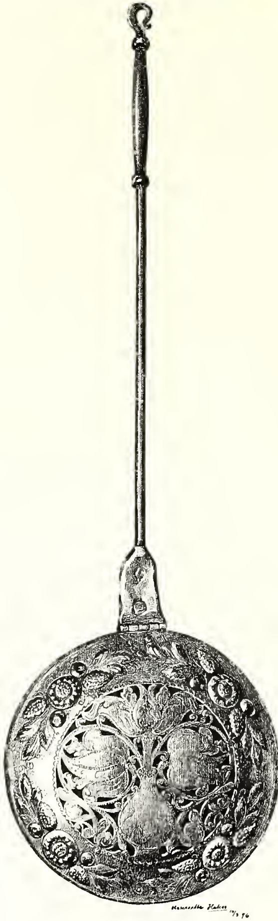


Abb. 115. Wärmepfanne.

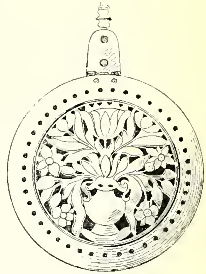


Abb. 116. Wärmepfanne.

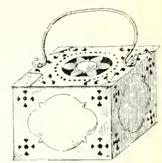


Abb. 117. Feuerkieke.



Abb. 118. Feuerkieke.
Abb. 115, 116 u. 118 aus dem Meldorfer Museum.

während die Treibarbeit des Schmuckes auf die Ränder und die Handhabe beschränkt bleibt. Als ein sehr seltenes Stück darf daher eine Messingstülpe des Meldorfer Museums gelten, die an der ganzen Oberfläche getriebene Ornamentik zeigt (Abb. 113). Für letztere haben Pflanzenmotive als Vorbild gedient. Stengel, Blüten und Blätter treten aus der Fläche heraus, während die feineren Ranken nur durch punktierte Linien angedeutet sind.

Die Wärmepfannen sind sehr zahlreich auf uns gekommen. Sie scheinen sich ihrer gefälligen Form wegen besonders als Schmuckstücke des Pesels, an



Abb. 119. Schrankfüllung.

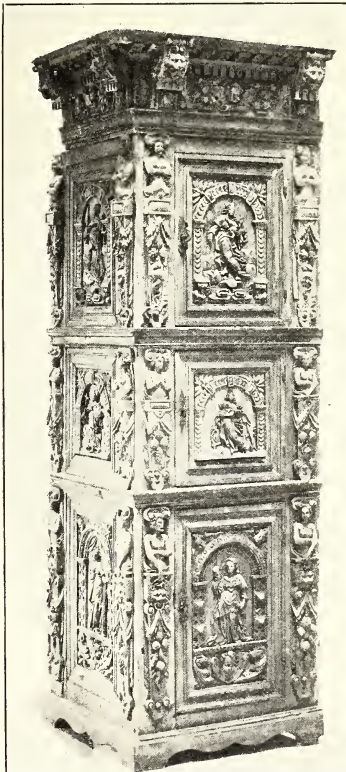


Abb. 120. Hörnschap. (Aus dem Meldorfer Museum.)

dessen Wänden sie tagsüber in der Nähe der Betten hingen, großer Beliebtheit erfreut zu haben. Der tellerartige durchbrochene Deckel aus Messing- oder Kupferblech war zur Ornamentierung auch trefflich geeignet. Eine sehr wertvolle Wärmepfanne besitzt das Meldorfer Museum aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 115). Der Deckel ist mit naturalistischen Blumengewinden in getriebener Arbeit verziert, während das durchbrochene mittlere Feld ein stilisiertes Flachornament mit leicht eingestochenen Adern zeigt. Das dargestellte Motiv, die einer mittleren Vase entwachsenden Ranken und Blätter sowie die Einteilung in ein kreisförmiges Mittelfeld und einen breiten Rand, finden wir bei den meisten

Wärmepfannen wiederholt. Ein Beispiel gibt die in Abb. 116 dargestellte Wärmepfanne, die gleichfalls im Besitze des Meldorfer Museums ist. Die Arbeit ist einfacher. Das flache Ornament ist nur durch die Durchbrechungen und wenige eingeschnittene Linien gegliedert. Der Rand ist durch kleine kreisförmige Öffnungen belebt. Abb. 114 veranschaulicht zwei Wärmepfannen aus dem Besitze des Malers Hampke in Schleswig, deren Ornamentik von dem oben beschriebenen Typus wesentlich abweicht. Das achteckige Mittelfeld des größeren Deckels zeigt Bacchus auf einer Tonne sitzend, in der einen Hand einen Pokal, in der anderen Weintrauben haltend. Den Rand schmücken getriebene Fruchtgewinde. Auf dem kleineren kupfernen Deckel mit schmalem Rande ist ein springender Hirsch zwischen Rankenwerk dargestellt. Die Durchbrechungen bilden hier nur kleine, unregelmäßig über die Fläche verteilte runde Löcher.

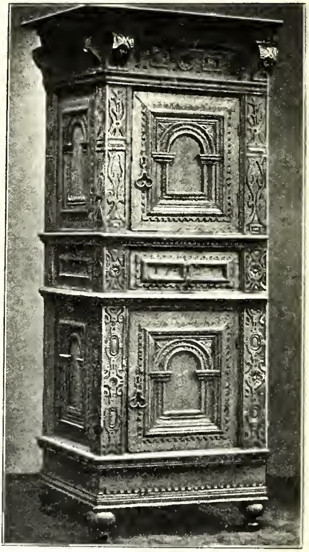


Abb. 121. Hörnschap.

Die Feuerkieken sind als Gebrauchsgegenstände den Wärmepfannen verwandt und weisen demnach auch eine ähnliche Durchbildung auf. Verhältnismäßig reiche Behandlung zeigt eine messingene Kieke des Meldorfer Museums (Abb. 118). Sie ist achteckig gestaltet und mit gewölbtem durchbrochenen Deckel versehen. Im übrigen herrschen einfachere Formen, besonders die Würfelform vor. Ein Beispiel gibt Abb. 117.

Die Holzschnitzerei, die in Schleswig-Holstein unter den Zweigen des Kunsthandwerks von jeher an erster Stelle gestanden hat, kommt im alten Bauernhause an den Schränken zur reichsten Entfaltung. Die ältesten auf uns gekommenen sind unbewegliche, in eine Mauernische eingelassene eichene Wandschränke meist gotischer Stilrichtung. Die große Vorderwand ist in Rahmen und Füllungen zusammengefügt und mit Schnitzarbeit und reichem Metallbeschlag geschmückt. Den vielen Fächern des Inneren entspricht eine große Anzahl Türen, die auf neun bis elf steigt. In der Zeit der Renaissance scheint diese Schrankform den beweglichen Schränken ganz gewichen zu sein. Die Teilung in Rahmen und Füllungen ist beibehalten, die Zahl der Türen verringert sich dagegen immer mehr und sinkt schließlich auf zwei. Die senkrechten Rahmhölzer werden vielfach mit vorgelegten geschnitzten Pfeilern und Figuren versehen. Das Material der Schränke bleibt Eichenholz. Im 17. Jahrhundert haben in Schleswig-Holstein die furnierten zweitürigen, sogenannten Hamburger Schränke (Schaps) aus Nußbaumholz große Verbreitung gefunden, die von den Hansestädten ausgeht. Neben den Wandschränken kommen im 17. und

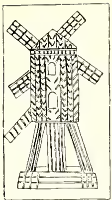


Abb. 122.



Abb. 123.

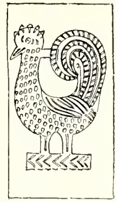


Abb. 124.

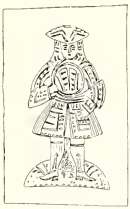


Abb. 125.

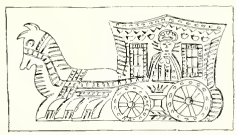


Abb. 126.

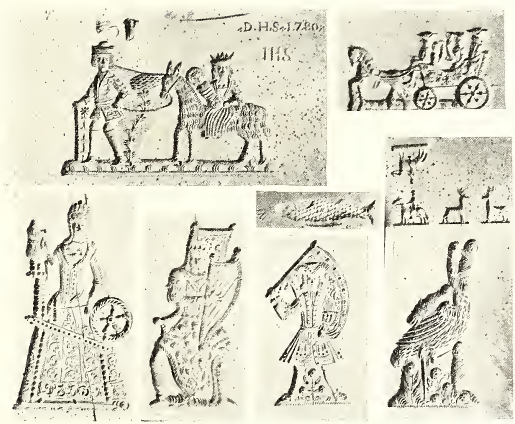


Abb. 127.

Abb. 122 bis 127. Hölzerne Kuchenformen.
Abb. 122 bis 126 aus dem Museum in Meldorf. Abb. 127 aus dem Museum in Schleswig.

18. Jahrhundert kleine Hängeschränke vor, die eintürig und von geringer Tiefe sind. Die Verzierung durch Schnitz- und Stecharbeit bleibt, wie bei allen diesen Schränken, auf die Vorderseite beschränkt. Ein solcher Hängeschrank ist auf der Abb. 84 des Bunsoher Pesels sichtbar. Eine eigentümliche Schrankform taucht namentlich in Dithmarschen am Ende des 16. Jahrhunderts in den sog. Hörnschaps, d. i. Eckschränken, auf. Der Hörnschrank erhebt sich auf quadratischer Grundfläche und ist entsprechend den drei Geschossen mit drei Türen versehen. Das mittlere Geschoß — meist etwas niedriger als die anderen — tritt vielfach zurück, so daß vor ihm eine kleine Plattform verbleibt. Das Obergeschoß wird dann in der Regel durch in den Ecken aufgestellte Pfeiler oder Figuren getragen. Die beiden der Wand zugekehrten Seiten bleiben stets ohne Bearbeitung. Das Hörnschap gehörte zur gewöhnlichen Brautausstattung und hatte in einer Ecke des Pesels, der Eingangstür gegenüber, seinen Platz. Neben dem Schranke saß die Braut am Hochzeitstage und empfing hier die Glückwünsche der Gäste. Das Museum in Meldorf, das eine stattliche Anzahl von Hörnschränken besitzt, bewahrt auch den in Abb. 120

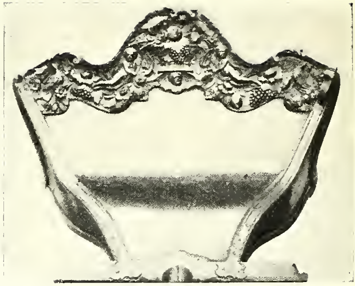


Abb. 128.



Abb. 129.

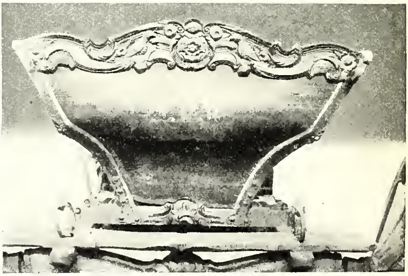
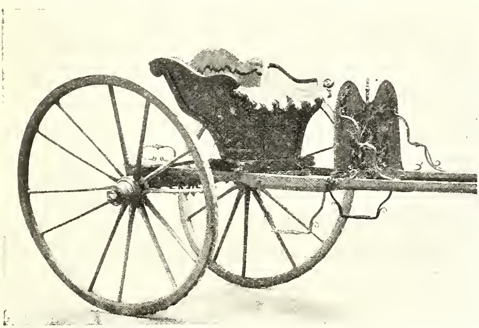


Abb. 130.

Abb. 128 bis 130. Rücklehnen von Kariolen.
(Aus Norderdithmarschen, jetzt im Meldorfer Museum.)

wiedergegebenen Schrank, der durch seine Größe und reiche Schnitzerei auffällt. Er stammt aus dem Dorfe Weddinghusen und ist seiner Entstehung nach in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zu setzen. Das Mittelgeschoß tritt hier nicht zurück, ist indes etwas niedriger als die anderen. Die senkrechten Rahmhölzer sind mit trefflich geschnitzten Hermen geschmückt. Die rundbogig geschlossenen Füllungen der Türen und Seitenfelder enthalten Darstellungen von Tugendfiguren. Rechts sind von oben nach unten Liebe mit Kind, Hoffnung mit Anker, Weisheit mit Schlange und Spiegel, links Gerechtigkeit mit Schwert und Wage, Glaube mit Kreuz und Buch, Stärke mit Säule versinnbildlicht. Ein kräftiges Gesims mit Konsolen, die Löwenköpfe tragen, schließt den Schrank oben ab. Einen Hörnschrank von einfacherer Durchbildung, dessen Mittelgeschoß die Jahreszahl 1608 trägt, gibt Abb. 121 wieder. Ihrer trefflichen Schnitzarbeit wegen sei eine Schrankfüllung, die Beschneidung des Christkindes darstellend (Abb. 119), wiedergegeben.


Abb. 131. Karriole (1794). Gesamtansicht.

Gediegene Arbeiten der Holzschnitzkunst besitzt das Meldorfer Museum an einigen Karriolen, die wegen der Einfachheit ihrer Konstruktion und wegen des Reichtums ihrer Ausstattung bemerkenswert sind. Von den Wagen tragen zwei die Jahreszahlen 1794 bezw. 1804, die außerdem noch vorhandenen Teile eines dritten sind in dieselbe Zeit zu setzen. Die Bauart ist bei allen Karriolen übereinstimmend. Zwei sehr hohe, mit starkem Eisenblech und großen Nägeln beschlagene Räder tragen den offenen zweisitzigen Bock. Die langen Deichseln sind mit den ohne Federung auf der Radachse aufliegenden, den Bock tragenden Hölzern aus einem Stück hergestellt. Die zierlich geschwungenen Sitzböcke sind als hölzernes Rahmwerk mit Füllungen gearbeitet. Während die Füllungen glatt gehalten sind, tragen die profilierten Rahmhölzer treffliche barocke Schnitzarbeit, besonders an der Außenseite der Rücklehne. Hinter dem Bock ist ein schmales Sitzbrett mit seitlichen geschmiedeten Griffen angebracht, während vor ihm eine niedrige Schirmwand aus Eisenblech mit geschmiedetem aufgelegten Rankenwerk auf den Deichseln befestigt ist. Das Einsteigen erleichtern seitliche geschmiedete Trittstufen. Die Karriolen mögen die Abb. 128 bis 131 veranschaulichen, die neben der Gesamtansicht eines Wagens die drei geschnitzten Rücklehnen zur Darstellung bringen. Die Ornamentik verwendet vorwiegend Pflanzenmotive, daneben auch Figurenwerk. So zeigt die in Abb. 128 wiedergegebene Sitzrückwand zwei schwebende Engel neben einer Fruchtvase, darunter einen Engelskopf. Beliebt sind auch Vögel, die bei allen

drei Darstellungen auftreten[51]). Auffallend ist die Farbenfreudigkeit, die uns an den Karriolen entgegentritt. Die Räder, die Deichseln sowie die Innenflächen des Sitzes sind in leuchtendem Rot gehalten, das Eisenwerk ist grün getönt, während das Schnitzwerk naturalistisch bunt behandelt ist. Die Außenseiten des Sitzes sind dunkelbraun grundiert. Die Füllungen waren an einem der Wagen mit Fruchtgehängen in lebhaften Farben bemalt, an einem anderen mit vergoldeten Namenszügen und Jahreszahlen geschmückt, wie die vorhandenen Spuren noch deutlich erkennen lassen. Vergoldet sind auch die Profilierungen der Rahmhölzer. Die im ganzen trefflich erhaltenen Karriolen beweisen die Tüchtigkeit der Handwerksleistung, den hohen Stand der ausübenden Kunst sowie den Geschmack und den Kunstsinn der Besitzer in gleicher Weise.

Zum Schluß seien noch die hölzernen Kuchenformen erwähnt, die unter dem Hausgerät alter Zeit Beachtung verdienen. Nach alter Sitte wurden in Schleswig-Holstein gleichwie in anderen deutschen Gauen zu Weihnachten aus Mehl, Sirup und Braunbier Kuchen gebacken, denen mittels hölzerner Formen allerlei Darstellungen aufgepreßt wurden, ähnlich einem süddeutschen Brauche am St. Nikolaustag. Diese Formen wurden in der Weise hergestellt, daß in rechteckige Brettchen vertiefte Modelle für die Herstellung der Reliefdarstellungen geschnitzt wurden. Während manche der Formen nur handwerksmäßige Arbeit zeigen, tragen viele auch ein künstlerisches Gepräge und dürften von berufsmäßigen Bildschnitzern hergestellt sein. Die wiedergegebenen Formen (Abb. 122 bis 126) stammen aus dem Meldorfer Museum, das deren eine große Anzahl besitzt. Ihre Herstellung ist in den Anfang des 19. Jahrhunderts zu setzen. Da aber die steifen, zum Teil unbeholfenen Darstellungen nichts von der Stilrichtung jener Zeit an sich tragen, ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß die Formen nach sehr alten Mustern immer wieder neu gearbeitet worden sind. Abb. 127 gibt einige Kuchenformen aus dem Museum in Schleswig wieder, die sehr reiche Stecharbeit zeigen und zum größten Teil aus dem Jahre 1780 stammen. Einige Gegenstände sind besonders beliebt und kehren immer wieder; so die Spinnerin und sonstige Figuren, ferner die Wagen und die Störche mit Kindern; war doch Nikolaus, der Patron der Bäcker, ein Kinderfreund und zugleich Patron der Kinder und der entbindenden Frauen. Auch biblische Darstellungen kommen vor; so ist z. B. auf Abb. 127 die Flucht Josephs zur Anschauung gebracht. Daß der Hering in der Schleistadt, der Stadt der Schleiheringe, auch beliebt ist, darf wohl nicht verwundern.

Gerstenfeldt. 1904.

Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein.

Die örtlichen Bedingungen, Wasser und Land, welche den Niederlanden ihr eigenartiges Gepräge verleihen, setzen sich an der deutschen Nordseeküste bis hinauf nach Dänemark fort, und so kann es nicht wundernehmen, in diesen beiden Gebieten mancherlei ähnliche Bilder in Stadt und Land zu finden. Zudem strömten von den älteren Kulturgebieten am Unterrhein dauernd Gaben der verschiedensten Art zu den schleswig-holsteinischen Küsten hinüber. Dort in den Niederlanden haben viele deutsche Kunsthandwerker ihre Ausbildung genossen. Wandfliesen, Geschirr und anderer Hausrat, ja größere Kunstwerke, wie das Friedrichsdenkmal im Schleswiger Dom kamen

[51]) Vielleicht handelt es sich auch hier um Anklänge an das auf Seite 82 u. 83 besprochene Motiv der Baumverehrung.



Abb. 132. Vorderseite eines im Jahre 1902 abgebrochenen Hauses in Friedrichstadt.

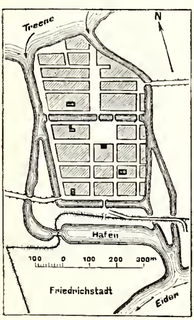


Abb. 133. Stadtplan von Friedrichstadt.

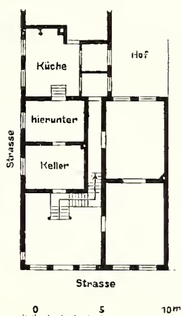


Abb. 134. Grundriß zu Abb. 135.

von dort herüber und dienten den daheimgebliebenen Meistern als Muster für die eigenen Arbeiten. Bereits im 12. Jahrhundert wandern Holländer ein und sichern durch Deichbauten die Marschen an der Elbe gegen die Fluten des Meeres. Eine ganze Stadt sogar erbauten die Fremden an der Westküste, wo die natürlichen Verhältnisse denen ihres Vaterlandes so ähnlich waren. Das geschah im Jahre 1621 am Eiderfluß, als der Herzog Friedrich III. von Schleswig-Gottorp holländischen Reformierten, die ihres remonstrantischen Bekenntnisses wegen ausgewandert waren, hier einen neuen Wohnsitz gab. Friedrichstadt ward eine Freistatt für Anhänger der verschiedensten Glaubenslehren, und es gesellten sich bald Juden, Lutheraner, Katholiken, Quäker und Mennoniten zu den holländischen Remonstranten; von diesen, die anfangs die Mehrzahl der Einwohner ausmachten, zogen aber die wohlhabendsten bald wieder fort, nachdem ihnen in der Heimat freie Religionsübung gestattet worden war. Auch sonst hemmten vielerlei Unglück, Kriegsläufte und Sturmfluten, die Blüte, welche des Herzogs Wohlwollen der Stadt versprochen hatte; zuletzt im Herbst 1850, als die Schleswig-Holsteiner ihre versiegende Kraft an der von den Dänen besetzten Stadt verbrauchten und wohl die Hälfte aller Bauten in Asche legten.

Die Gründung erfolgte inmitten der grünen Marschen am rechten Eider-

ufer so nahe der Mündung, daß die Seeschiffe zur Flutzeit die Stadt erreichen konnten, und stellte Aufgaben, welche die heimatliche Kunst der Holländer, den Wasserbau ins beste Licht setzen konnten. Die Treene, welche sich einst weiter unterhalb frei in die Eider ergoß, wurde aufgestaut und durch Schleusen und Sielbauten gegen die Willkür von Ebbe und Flut abgeschnitten (vergl. a. Zeitschrift für Bauwesen 1893, S. 591, Bl. 19). Die hierzu gegrabenen Verbindungskanäle bestimmten die Hauptlinien des Stadtplanes (Abb. 133); sie sind auch heute noch mit regelmäßigen Baumreihen

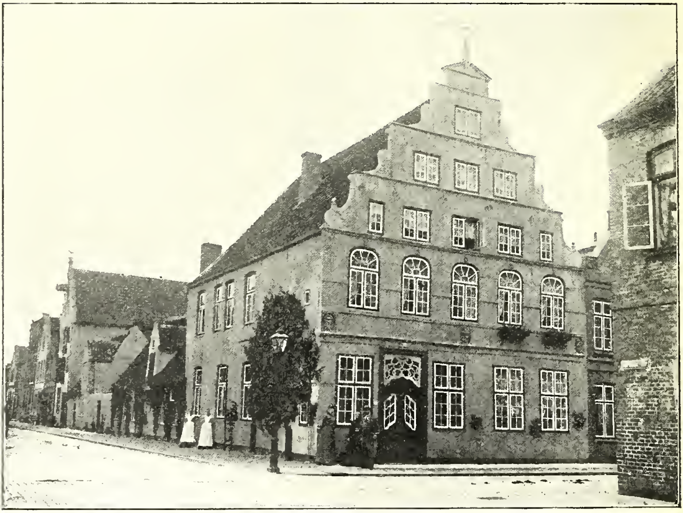
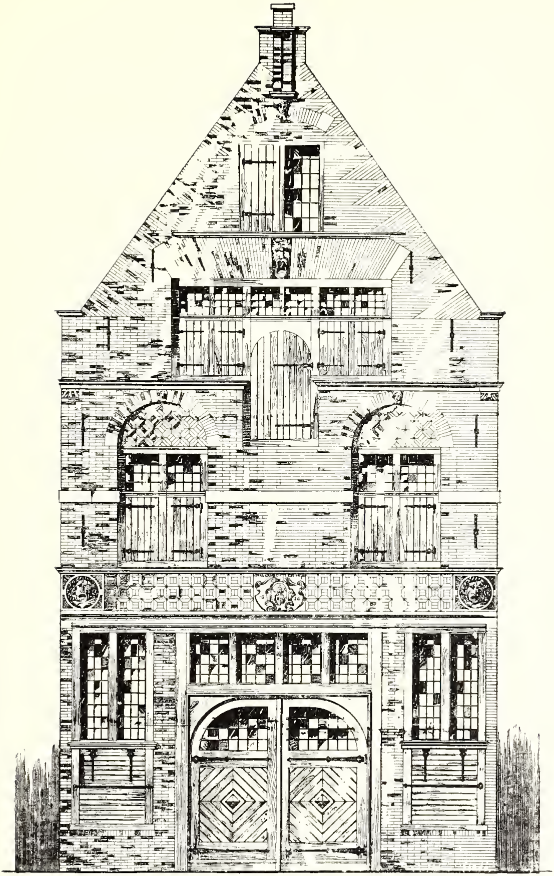


Abb. 135. Eckhaus von 1637 in Friedrichstadt.

bepflanzt und bedingen das eigene fremdartige Wesen, welches den Besucher in dem stillen sauberen Städtchen fesselt.

Schlimmer als der Grund und Boden haben die Bauwerke unter dem Wechsel der Zeiten gelitten. Über die Kirchen der verschiedenen Gemeinden gibt Haupts Verzeichnis der Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein Auskunft und erzählt uns, daß mehrere Ausstattungsstücke von den verödeten Kirchen stammen, denen draußen das Meer Dorf und Gemeinde geraubt hatte. Wohnhäuser der ersten holländischen Zeit sind nicht allzuviel erhalten. Im vergangenen Sommer wieder mußte ein schmuckloser, aber doch stattlicher und wohl erhaltener Bau am Mittelburggraben einem Neubau weichen (Abb. 132). Die Eingangstür und die zwei Fenster zur Rechten gehörten zu der geräumigen Diele; an deren Rückwand sah man durch ein Fenster in die kellerartig gelegene Küche hinab, verschiedene Treppenläufe führten in diese Küche, in das



Maßstab 1 : 80.

Abb. 136. Die Alte Münze in Friedrichstadt.
(Nach einer Aufnahme des Arch. E. Stoffers in Kiel.)
(Die Aufnahme erfolgte anläßlich der jetzt in die Wege geleiteten Wiederherstellung der Fassade.)

darüber gelegene Zwischengeschoß und zu den oberen Stockwerken. Aus dem Nachbarhause ist das Getäfel eines Zimmers in das Flensburger Museum gewandert, in dem sonst wesentlich veränderten Hause des Bürgermeisters befinden sich hübsche Türen in gestemmter Arbeit; an einigen andern Stellen endlich ist Wandbelag aus Delfter Fliesen erhalten, so zeigt eine aus etwa 15 Platten zusammengesetzte Darstellung einen Vogelbauer und dessen goldgelben Bewohner.[52])

Dasjenige Gebäude, welches von Anfang an das reichste der Stadt gewesen sein mag, ist uns glücklicherweise erhalten, die im Besitze der

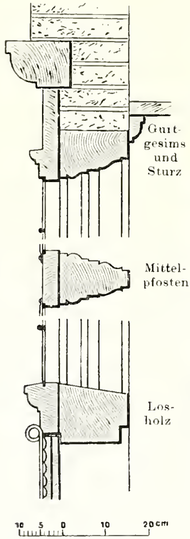


Abb. 137. Fenster der Alten Münze.



Abb. 138. Haustür in Friedrichstadt.

Mennonitengemeinde befindliche sogenannte Alte Münze (Abb. 136, 137, 139 u. 140). Dies Haus ward 1626 von dem Statthalter Moersbergen erbaut; dessen Tochter überließ bereits in den 40er Jahren den Saal im hinteren Flügel den Lutheranern zur Religionsübung. Im Jahre 1652 erwarben die Mennoniten das Grundstück, richteten aber erst 1708 den Kirchenraum so ein, wie er sich heute darbietet (Abb. 139). Dieser nach Süden belegene Teil ist auf einem gewölbten Keller erbaut und enthielt nach der Überlieferung

[52]) Eine Reihe von Mitteilungen und die Grundlagen zu einigen Abbildungen verdanke ich den Herren Bürgermeister Wiese, Pastor Blickensdörfer und Dr. med. Hansen, sämtlich in Friedrichstadt.

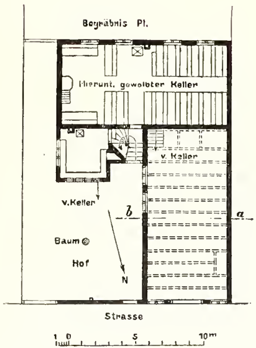


Abb. 139. Grundriß der Alten Münze.

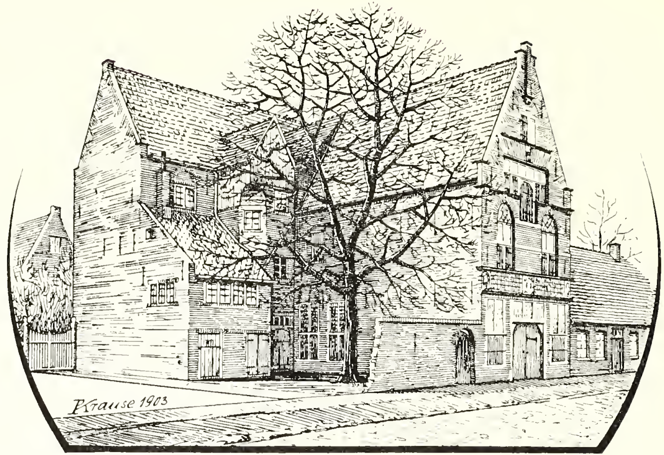


Abb. 140. Die Alte Münze in Friedrichstadt. (Mennonitenhaus.)

den Salon des Statthalters, wahrscheinlich aber auch die übrigen Wohnräume. Während die Wendeltreppe zu der ursprünglichen Anlage zu gehören scheint, entstammt das Predigerzimmer mit der behaglichen Fensteranordnung wohl dem Umbau von 1708. Im Gegensatz zu dem hinteren Flügel ist der Vorderbau arg verwahrlost. Die weiten, ohne Trennungswände durchgehenden Räume zu ebener Erde und darüber, das auffallend große Tor und der Mangel jeglicher Feuerstelle lassen vermuten, daß die jetzige Verwendung zu Speicherzwecken in der ursprünglichen Absicht lag. Der fehlenden Baupflege ist es immerhin zu danken, daß verschiedene Einzelheiten, wie die Fenster, ganz ihre alte Einrichtung bewahrt haben. Die untere Fensteröffnung ist lediglich durch aufklappbare Holzläden geschlossen, während oben eine Bleiverglasung auf den schön profilierten eingemauerten Eichenholzrahmen unlösbar befestigt ist (Abb. 137). Ungeachtet der untergeordneten Bestimmung des Vorderflügels hat die Straßenfront die reichste Ausbildung erfahren und bezeugt uns eindringlich den hohen Stand der niederländischen Kunst in jenen Tagen. Die Aufnahme des Architekten E. Stoffers in Kiel mag das bestätigen (Abb. 136). Über dem Tor findet sich die bezeichnende Inschrift: omne solum forti viro patria.

Die späteren Bauten setzen die Weise der Holländer fort; die meist schmalen Giebelfronten sind der Straße zugekehrt und von verhältnismäßig breiten Fenstern durchbrochen. Die Rahmen der Eingangstüren sowie der unteren Fenster sind bisweilen so stark, daß das Gefüge der Wand an den Fachwerkbau erinnert. Die Giebel haben getreppte Absätze, oder es ordnen sich der geraden Umrißlinie Ziegelschichten ein, welche sägeartig in die wagerechten Reihen eingreifen. Die unverputzten Mauerflächen sind belebt von zierlich geschmiedeten Ankern und vereinzelten Steinplatten, auf denen das Mähnenhaupt des niederländischen Löwen oder andere Figuren als Merkzeichen des Hauses dargestellt sind. Zu dieser Gruppe darf das in Abb. 134 u. 135 dargestellte Eckhaus gerechnet werden, obgleich es noch die Jahreszahl 1637 trägt. Denn wahrscheinlich gehört nur die Diele mit der Eingangstür und den beiden anstoßenden Fenstern zum ursprünglichen Bau, der bis vor kurzem auch in der hinteren Hälfte den für jene Zeiten eigentümlichen Keller und das niedrige Zwischengeschoß darüber bewahrt hatte. Erst später wurden dann wohl die zwei größeren Zimmer zur Rechten hinzugefügt und über dem Ganzen das erste Stockwerk und der breite Giebel der neuen Mittelachse gemäß, vielleicht unter Verwendung der alten Werksteine, errichtet. Das ursprünglich mansardenartig gebrochene Dach erhielt neuerdings bei der Höherlegung der Decke des ersten Stockwerks die jetzige gerade Form. Bei der gleichen Gelegenheit wurden die anfänglich gerade abgeschlossenen Fenster bis zu den früheren Entlastungsbogen ausgebrochen. Die prächtige im Rokokogeschmack geschnitzte Tür ist möglicherweise mit jenem älteren Erweiterungsbau gleichzeitig. Auch an vielen anderen Häusern sind die Eingangstüren mit besonderer Liebe hergestellt. Bei dem in Abb. 138 gegebenen einfacheren Beispiel sind die Rahmen und die geschwungenen Sprossen für die Verglasung weiß, die übrige Tür dunkelgrün gefärbt. Selbst an den nüchternen Bauten ums Jahr 1800 bekunden Verbretterungen, nach Sternmustern oder sonstwie geordnet, und Rahmhölzer, mit griechischen Schmuckformen etwas steif verziert, den guten Willen des Handwerkers. Erst die nach der Beschießung von 1850 notwendig gewordene Überzahl von Neubauten vermag unsere Teilnahme nicht zu erwecken.

Auch die ruhige und glücklichere Gegenwart, welche nach so

mancher Not über die Stadt gekommen ist, wird, soweit es in unserer Voraussicht liegt, schwerlich ein Werk zustande bringen, das jenen ersten holländischen Bauten gleichkommt. Insbesondere der Erhaltung des ernst gefährdeten Mennonitenhauses, welche der besitzenden Gemeinde allein zu schwer fallen würde, sollte darum die nächste Anstrengung gelten. Die Großräumigkeit des Vorderbaues wird es sicher ermöglichen, das Vorhandene zu wahren und dennoch für eine Verwendung herzurichten, welche dem weiteren Bestande förderlicher wäre als der jetzt darin betriebene Kohlenhandel. So würde das Haus in Wahrheit ein neues Leben beginnen zur Freude der Kunstfreunde und zum Nutzen der Stadt.

Berlin 1903. Paul Krause.

Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg.

Wie in Professor Dr. Haupts Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Schleswig-Holstein ausführlicher geschildert wird, ist die Stadt Flensburg nicht reich an wichtigeren profanen Bauwerken alter Zeit. Von den stattlichen Bürgerhäusern des Mittelalters und der Renaissancezeit muß eins nach dem andern der Neuerungssucht weichen, und namentlich unter den einfacheren Backsteinbauten des 16. und 17. Jahrhunderts wird in neuester Zeit bedenklich aufgeräumt. Die Überreste der Duburg, der auf der Höhe neben der Altstadt sich einst erhebenden landesherrlichen Feste, sind in den letzten Jahren der Bebauung des Bergrückens mit Wohnhäusern zum Opfer gefallen. Von den wehrhaften Mauern der Altstadt standen 1799 noch drei offene und fünf geschlossene Tore. Jetzt ist das Nordertor der letzte Überrest derselben, und um die Erhaltung oder Niederreißung dieses wird jetzt ein Streit geführt, der wegen seines allgemeinen Interesses hier näher beleuchtet werden soll.

Das Nordertor in Flensburg, neben dem Krempertor zu Neustadt in Holstein das einzige erhaltene Stadttor Schleswig-Holsteins, erhebt sich am Ende der Norderstraße, letztere quer überbrückend, und trennt so die nördlich sich noch weit erstreckenden Viertel der Neustadt von dem alten Stadtweichbilde. Während westlich des Tores an Stelle der alten Stadtmauer ein später errichtetes Wohnhaus sich unmittelbar an das Tormauerwerk anschließt, sind östlich desselben vor nicht zu langer Zeit alle Anbauten entfernt worden, und ist hier ein ziemlich unregelmäßiger Platz geschaffen, in welchen der Torbau mit seiner Flanke hineinspringt (vgl. Abb. 142).

Dr. Haupt gibt in seinen Kunstdenkmälern eine Skizze der Außenansicht der Baulichkeiten vom Jahre 1884 wieder, nach welcher das Tor noch von beiden Seiten eingebaut war. Der ziemlich breite Torbogen ist zur Durchführung des Pferdebahngleises und zweier schmaler Bürgersteige eingerichtet, nachdem man den anscheinend früher rundbogig geschlossenen Gurtbogen durch Abschlagen der Widerlager zu einem Korbbogen erweitert hatte. Das Innere des Tores ist als Tonne mit vier Stichkappen überwölbt. Die Widerlager werden von zwei Mauergevierten gebildet. Die von letzteren umschlossenen Räume sind in Höhe des Bogenanfangs durch eine Balkenlage in zwei Stockwerke geteilt. Im östlichen Widerlager ist die alte steinerne Wendeltreppe erhalten, welche zugleich den Zugang zu dem geräumigen Gelasse über dem Torbogen vermittelt. Wie die alte Benutzung

und Einteilung der verschiedenen Räumlichkeiten gewesen sein mag, läßt sich jetzt schwer feststellen. Jedenfalls stammen die inneren Scheidewände, welche aus Ziegeln kleinen Formats gemauert sind, nicht aus der Zeit des ursprünglichen Baues.



Abb. 141. Nordertor in Flensburg. Ansicht von der Norderstraße.

An der nördlichen Außenseite des Tores sind über dem Bogen zwei Wappenschilder angebracht. Das linke zeigt den Namenszug Christians IV. und die Inschrift: „Regna firmat pietas“. Das rechtseitige Schild gibt neben dem Stadtwappen Auskunft über die 1767 erfolgte Wiederherstellung des Bauwerkes und trägt die deutsche Inschrift: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“. Die breitgelagerten Staffelgiebel der Außen- und Innenfront haben alle Merkmale der Backsteingiebel der Bürgerhäuser Flensburgs und

der benachbarten Stadt Husum aus dem 16. Jahrhundert. Der obere Abschluß der Nischen, welcher durch zwei von einem Kragstein getragene Rundbogen bewirkt wird, war noch im 17. Jahrhundert eine an den Bauernhäusern der friesischen Westküste des Landes übliche Form. Der Bau macht in seinen gedrungenen Formen trotz des Fehlens von Einrichtungen, welche auf seine frühere Bestimmung als Wehrbau schließen lassen, noch heute einen eigenartigen Eindruck und bildet einen malerischen Abschluß des Straßenbildes der Norderstraße, wie dies die vom Maler Dreesen zur Verfügung gestellte photographische Aufnahme (Abb. 141) wiedergibt.

Die Abb. 143 bis 147 stellen nach vom Stadtbaurat Fielitz gefertigten Aufnahmezeichnungen den gegenwärtigen Zustand des Gebäudes dar. Obgleich der Kern der alten Mauern noch unversehrt ist, erscheint der Bau doch recht verwahrlost. Nicht einmal das Dach ist dicht unterhalten, so

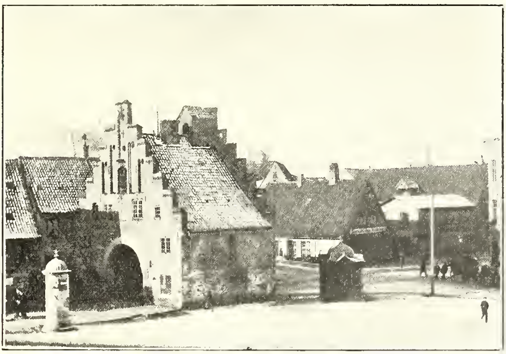


Abb. 142. Nordertor. Ansicht von Südosten.

daß Schnee und Regen ihr Zerstörungswerk ungehindert fortsetzen. Das Innere ist im übrigen durch die späteren Einbauten entstellt. Im Äußeren sind zwar Anzeichen der beginnenden Verwitterung einzelner Stellen der Außenfront zu finden, aber im großen und ganzen steht das alte Ziegelmaterial noch seinen Mann. Die jetzige Ausbildung der rechteckigen Fenster scheint kaum die ursprüngliche zu sein. Wahrscheinlich stammt sie aus der Zeit, da die inneren Räume ihren ursprünglichen Zwecken entzogen und für Wohnzwecke umgebaut wurden.

Das weitere Schicksal des Bauwerkes hat die städtischen Behörden schon jahrelang beschäftigt. Wie ein Zeitungsbericht vom September 1901 hervorhebt, empfindet die Bürgerschaft das Nordertor nur als ein Verkehrshindernis, dessen graues unansehnliches (!) Gemäuer mit seinem engen niedrigen Gewölbe abgebrochen werden müßte. Daß es sich um ein von den Vorfahren der heutigen Bürgerschaft errichtetes geschichtliches Baudenkmal, und zwar um die letzten Überreste und ein Wahrzeichen der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt handelt, und deshalb allein gerade die

Bürgerschaft den größten Wert darauf legen müßte, den Bau zu erhalten, hiervon haben sich die maßgebenden Vertreter der Stadtgemeinde in ihrer Mehrheit noch nicht überzeugen können. Da der Regierung die rechtliche Handhabe fehlt, die würdige Wiederherstellung des Bauwerkes zu erzwingen, so hat der Magistrat zunächst durch das Stadtbauamt nur die dringendsten Wiederherstellungsarbeiten veranschlagen lassen. Diese Arbeiten erfordern einen Kostenaufwand von 2400 Mark, welcher Betrag zwangsweise in den Haushaltsplan eingesetzt wurde. Seitens des diese Maßregel veranlassenden Regierungspräsidenten ist nach dem Zuständigkeitsgesetz von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht worden, insofern dem Magistrate nach der Städteordnung obliegt, für die Unterhaltung der städtischen Gebäude Sorge zu tragen, und demselben von den Stadtverordneten die hierzu erforderlichen Mittel vorenthalten werden. Jetzt beabsichtigen nun die Stadtverordneten, gegen dieses Vorgehen Berufung beim Oberverwaltungsgericht einzulegen, oder haben dies wohl schon getan.

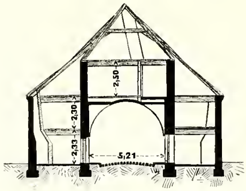


Abb. 143. Querschnitt.

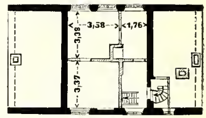


Abb. 144. Grundriß über dem Torbogen.

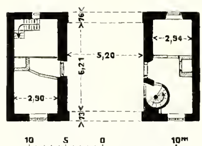


Abb. 145. Erdgeschoß.

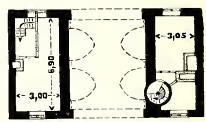
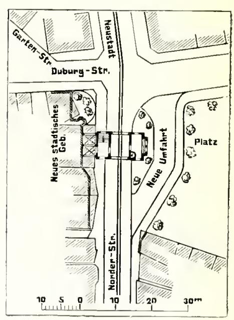


Abb. 146. Grundriß in Höhe des Torbogens.

Wenn nun zu hoffen ist, daß eine Berufung ohne Erfolg sein wird, so würde das Dringlichste ja gewonnen und die weitere Erhaltung des Nordertores zunächst gesichert sein.[53] Hoffentlich hat es aber damit nicht sein Bewenden. Vielmehr werden weitere Schritte getan, um die Bürgerschaft Flensburgs mit ihrem alten Stadttore vollständig auszusöhnen. Das verkehrteste Mittel hierzu wäre wohl, das Tor wie jetzt an der Ostseite auch an der Westseite vollständig freizulegen. Die ungehörige Verbindung mit dem



Jetzige Bauflucht.
Neue Bauflucht.

Abb. 147. Lageplan. Vorschlag für den Umbau der Umgebung des Tores.

[53]) Das Oberverwaltungsgericht hat die Berufung der Stadtgemeinde tatsächlich abgelehnt.

angeklebten Nachbarhause wäre ja tunlichst fortzuschaffen und daher erwünscht, eine neue Baufluchtlinie auszulegen und von dem Tore abzurücken, um so Raum für einen weiteren Durchgang zu schaffen. Die beste und gegebene Lösung wäre es, wenn die Stadtgemeinde das fragliche nicht sehr wertvolle Grundstück erwürbe und auf demselben in Verbindung mit dem wiederherzustellenden Tore ein städtisches Gebäude errichtete, dessen Formengebung in Einklang mit der des Tores zu bringen wäre. Bei dem jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Aufblühen des städtischen Gemeinwesens wird über den Mangel an Bedürfnissen, für welche städtische Neubauten zu errichten sind, kaum zu klagen sein. Vielleicht käme eine Polizeiwache mit Feuerwehrdepot in Frage. Dann könnten dieselben Räume, in denen einst die Bürger der Stadt nach den äußeren Feinden Wacht hielten, jetzt den Zwecken zur Bekämpfung der inneren Feinde der Stadt dienen. Wird bei diesem Bau auf die Ablenkung des Fußgängerverkehrs vom Torbogen durch Einschaltung eines überdeckten Verbindungsganges Bedacht genommen, so liegt es nahe, den Wagenverkehr durch eine Umfahrt über den östlich bereits vorhandenen Platz zu führen und so der weitesten künftigen Steigerung des Verkehrs zu genügen. Die Umgebung des Tores würde hiernach etwa die im Lageplan Abb. 147 angedeutete Gestalt annehmen. Vielleicht empfiehlt es sich, die westlichen Torpfeiler zu einer Wartehalle für die Pferdebahn und mit einer bequemen Treppe als Zugang zu dem Oberstock auszubauen, während der östliche Teil des Tores als Verkaufsbude für Obst und Erfrischungen eingerichtet werden könnte. Selbstverständlich sollen diese Vorschläge nur Anregungen sein, um zu zeigen, daß gangbare Wege wohl vorhanden sind, um dem Flensburger Städtebild einen malerischen und eigenartigen Bau älterer Zeit dauernd zu erhalten. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und was in Köln, in Lübeck und in anderen deutschen Städten erreichbar war, wird bei gutem Willen auch in Flensburg durchführbar sein.

Schleswig, im Februar 1903. K. Mühlke.

Die Löwenapotheke in Lübeck.

Unter den wenigen deutschen Städten, die außer ihren alten Kirchen und öffentlichen Gebäuden auch eine ansehnliche Zahl alter Wohnhäuser in die Neuzeit hinübergerettet haben, nimmt Lübeck eine der ersten Stellen ein. Noch sind hier Straßenbilder erhalten, deren trotzige Reihe steinerner Treppengiebel den Wanderer an die Tage der Hansa gemahnt, aber immer kleiner wird die Zahl jener stummen Zeugen einer großen Vergangenheit. Der lange ersehnte wirtschaftliche Aufschwung, der seit einem Jahrzehnt auch die etwas vereinsamte alte Königin der Hansa ergriffen hat, hat bereits manchen jener alten Giebel gestürzt, und an ihrer Stelle sind Neubauten entstanden, die von dem Kunstsinn der Bewohner leider kein rühmliches Zeugnis ablegen.

Der Zerstörung des mittelalterlichen Stadtbildes Einhalt zu gebieten, ist schwer. Die in Hildesheim, Emden und anderen Orten dazu eingeschlagenen Wege können der großen Kosten wegen immer nur in bezug auf die bedeutendsten Bauwerke beschritten werden, und mit der Erhaltung dieser rettet man im günstigsten Falle ein einzelnes Straßenbild, einen einzelnen Platz. Die Erhaltung eines im großen und ganzen noch mittelalterlichen

Stadtbildes kann nur erreicht werden, wenn die gesamte Bevölkerung einmütig für dieses Ziel eintritt, d. h. sie kann überhaupt nicht erreicht werden, wenigstens nicht in einer Stadt und in einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein die wirtschaftlichen Interessen zum Nachteil der idealen auf die Spitze getrieben hat.

Klingt das im Sinne der Denkmalpflege recht wenig hoffnungsvoll, so ist es erfreulich, berichten zu können, daß in Lübeck die Erhaltung eines mittelalterlichen Bauwerks lediglich durch die Opferwilligkeit der Bürger, ohne Zutun des Staates oder der Stadt, gelungen ist.

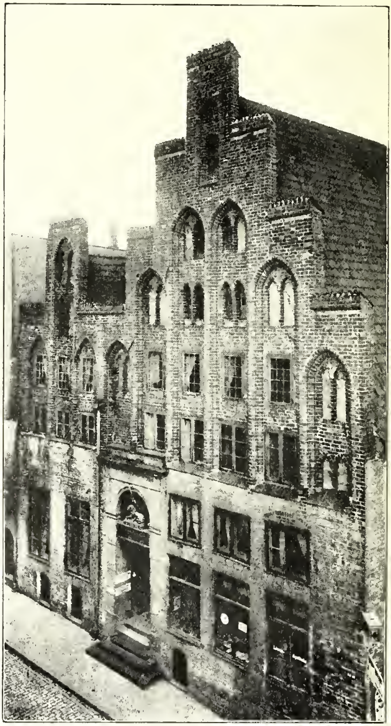


Abb. 148.
Die Löwenapotheke in Lübeck. Vordere Ansicht.

Der Abbruch des Hauses Johannisstraße Nr. 13, der Löwenapotheke, war beschlossene Sache. Das Grundstück, auf dem die Apotheken-Gerechtigkeit ruht, war zu hohem Preise in andere Hände übergegangen, und der neue Eigentümer mußte, um auf seine Kosten zu kommen, das Grundstück in der äußerst zulässigen Weise auszunutzen bestrebt sein. Das war, wenn die alten Fassaden beibehalten werden sollten, schlechterdings nicht möglich, und es wurde daher ein moderner Neubau entworfen und zur Ausführung bestimmt. Da nahm sich in letzter Stunde die Vorsteherschaft der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" der Sache an und brachte aus privaten Mitteln in wenigen Wochen die Summe von 25 000 Mark zusammen, welche sie mit dem Eigentümer als Entschädigung für den ihm bei Erhaltung der Giebel entstehenden Mieteausfall vereinbart hatte.

Der Eigentümer verpflichtet sich, in das Grundbuch eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit der Gemeinnützigen Gesellschaft gegenüber eintragen

zu lassen, des Inhalts, daß er und seine Rechtsnachfolger im Eigentum des Hauses sich verpflichten, die Giebel ohne Genehmigung der Gesellschaft nicht zu verändern.

Der eingeschlagene Weg, das beweist die Sammlung der Beiträge, konnte nur dadurch zum Ziele führen, daß ein Großkaufmann sich mit einer namhaften Summe an die Spitze stellte, und daß die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit aus ihren Mitteln 5000 Mark beisteuerte. Erfreulich war zugleich das allgemeine Interesse, das sich für die Sache in

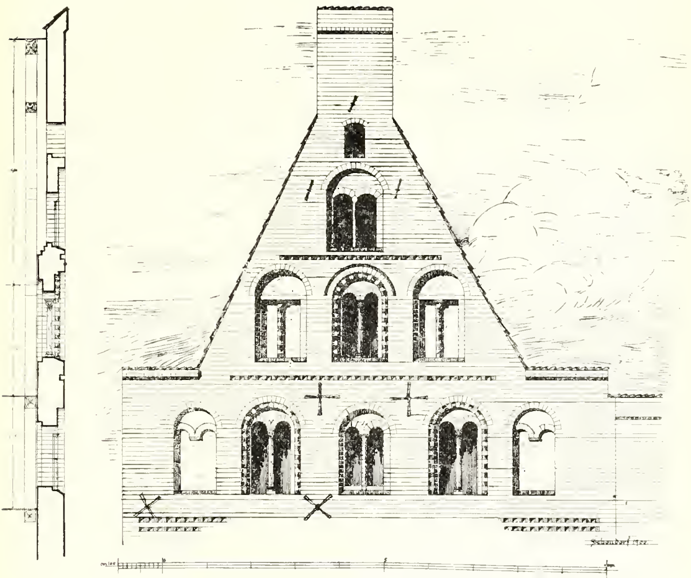


Abb. 149. Hintergiebel der Löwenapotheke.

den kleineren Beiträgen, besonders aber in Wort und Schrift, kundgab. Dieses Interesse gilt vielfach nicht nur dem Bauwerk als solchem, sondern auch dem Umstande, daß nach der Überlieferung die Gemahlin Kaiser Karls IV., der im Jahre 1375 seinen feierlichen Einzug in Lübeck hielt, in diesem Hause übernachtet hat. Die Vorderfront (Abb. 148) zeigt zwei Treppengiebel nebeneinander, einen großen und einen kleinen, die durch spitzbogige Blenden in der bekannten Art aufgeteilt sind. Sie sind vorzüglich erhalten und kommen im Straßenbilde, da das Haus ein Eckhaus ist, zu guter Wirkung.

Der Hintergiebel (Abb. 149), der nun nicht nur erhalten, sondern auch in seinen unteren Teilen freigelegt werden soll, ist der älteste aller

noch in Lübeck vorhandenen Giebel und wird der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören. Als einer der wenigen Wohnhausgiebel, die überhaupt aus romanischer Zeit erhalten sind, ist seine Rettung mit besonderer Freude zu begrüßen. Für die Geschichte der romanischen Backsteinbaukunst ist er von höchstem Wert. Leider ist er sehr schlecht erhalten, so daß eine Wiederherstellung sich nicht wird vermeiden lassen. Damit diese sachgemäß ausgeführt werden kann, wird es noch eines Zuschusses seitens der Stadt bedürfen, eine Ehrenpflicht gegenüber der Kunstgeschichte, der sich die gesetzgebenden Körperschaften gewiß nicht entziehen werden.

Lübeck 1900. Schaumann.

Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck.

Im vorigen Aufsatze konnte der Konservator der lübeckischen Bau- und Kunstdenkmäler berichten, daß es den Bemühungen der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ gelungen sei, das Haus der Löwenapotheke, eines der interessantesten Giebelhäuser Lübecks, zu erhalten, als dasselbe bereits dem Abbruch geweiht schien. Der Eigentümer hat sich gegen eine einmalige Abfindungssumme von 25 000 Mark für sich und seine Rechtsnachfolger durch eine Eintragung in das Grundbuch verpflichtet, das Haus, welches nach der Chronik im Jahre 1375 der Gemahlin Kaiser Karls IV. als Wohnung gedient hat, in seinen bedeutungsvollsten Teilen, den Giebeln, nicht ohne Genehmigung der vorgenannten Gesellschaft zu verändern. Wenn nun auch der Besitzer sich zur Erhaltung der Giebel verpflichtet hat, so konnte man doch nicht von ihm erreichen, daß das Haus in allen seinen Teilen unangetastet blieb. Es mußte vielmehr zugestanden werden, daß das Haus einem Umbau zur besseren Ausnutzung, namentlich durch Herstellung eines bewohnbaren Obergeschosses, unterzogen wurde. Daß aber damit der Gewinn nicht in sein Gegenteil verkehrt werde, ist dem Besitzer zur Pflicht gemacht, den Umbau nur unter der Oberaufsicht des Lübecker Konservators auszuführen, der nicht nur als Vertreter der Gesellschaft die Bauarbeiten beaufsichtigte, sondern im wesentlichen gemeinschaftlich mit dem Unterzeichneten auch die Entwürfe für den Umbau der Fassaden aufstellte.

Das alte Haus der Löwenapotheke ist kein Bau aus einem Guß. Es scheint, als wenn alle Jahrhunderte seit seiner Entstehung daran gearbeitet haben, ihm die Form zu geben, in der wir es bis in die letzten Jahre kannten.

Der älteste Teil ist der Giebel an der Nordseite, der allerdings nach den Untersuchungen beim Umbau nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten scheint. Seine Entstehung, über die wir ebenso wie über die sonstigen Bauvorgänge urkundliche Quellen nicht haben, wird in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen sein. Ein im Dachboden festgestellter Dachansatz läßt es als zweifellos erscheinen, daß das zu dem Giebel gehörende alte Dach eine flachere Neigung gehabt hat, als das jetzt vorhandene sie zeigt. Hieraus geht weiter hervor, daß der Giebel ursprünglich nicht die jetzige Dreiecksform gehabt haben kann, sondern ein breitschultriger Staffelgiebel gewesen sein muß. Es ist nämlich für den ganzen Giebel, bis auf den Teil über der obersten Stromschicht, nach der ganzen Ausführungsart des Mauerwerks die gleiche Entstehungszeit anzunehmen. Da aber die alte Dachneigung die seit-

lichen Nischen durchschneidet, so kann beim Bestehen des alten Daches die schräge Abdeckung der Giebelmauer nicht vorhanden gewesen sein, es müssen vielmehr die seitlichen Nischen Teile von früher vorhandenen Staffeln ge-

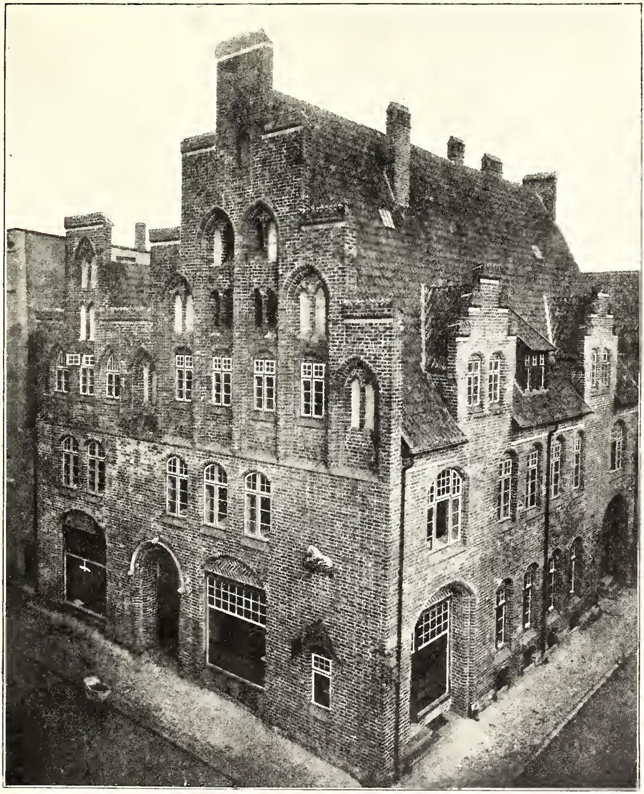


Abb. 150. Ansicht des Hauses der Löwenapotheke nach dem Umbau. Ecke Johannis- und Königstraße.

bildet haben. Bestärkt wird man in dieser Annahme noch durch den Umstand, daß sich bei den Wiederherstellungsarbeiten neben der obersten Fensteröffnung eine senkrechte durchgehende Stoßfuge gefunden hat, welche auf eine spätere Anfügung des seitlichen Mauerwerks, also neben der alten Mittel-

staffel, schließen läßt. Macht man nach diesen gefundenen Spuren einen Wiederherstellungsversuch des Giebels, so kann derselbe vielleicht so ausgesehen haben, wie er in Abb. 152 zur Darstellung gekommen ist.

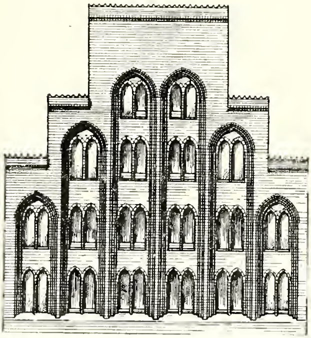


Abb. 151. Giebel an der Johannisstraße.

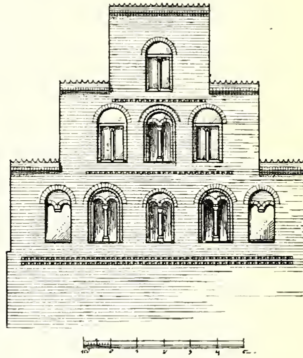


Abb. 152. Romanischer (Nord-) Giebel.

Wiederherstellungsversuche.

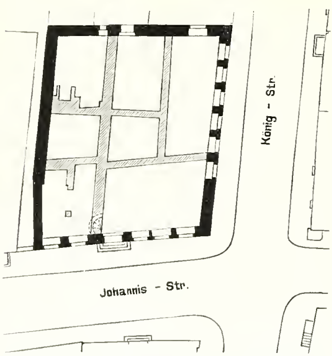


Abb. 153. Alter Grundriß mit eingezeichneten Kellermauern.

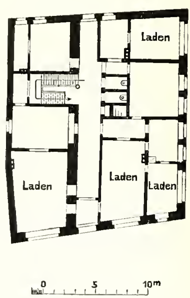


Abb. 154. Neuer Grundriß des Erdgeschosses.

Überraschend ist es dabei, daß die Ansatzspur des alten romanischen Daches auch an dem gegenüberliegenden Giebel der Johannisstraße sich wiederfindet. Man hat sich also den Bauvorgang so zu denken, daß an der Johannisstraße ursprünglich ebenfalls ein romanischer Giebel das Dach ab-

schloß, der aber in späterer Zeit, zunächst unter Beibehaltung des alten Daches, durch den jetzt vorhandenen ersetzt ist.

Herr Dr. Th. Hach hat daraus in einer Veröffentlichung des Jahresberichts des Vereins der Kunstfreunde wohl mit Recht geschlossen, daß auch der Giebel an der Johannisstraße nicht mehr seine alte Form zeigt. Verschiedene senkrechte Stoßfugen an den Staffeln des Giebels und die fremde Form der obersten Blendnische, welche mit der unteren Architektur nicht gleichzeitig zu sein scheint, deuten darauf hin, daß bei dem Neubau des jetzt vorhandenen Daches eine Erhöhung des Giebels stattgefunden hat. Vielleicht hat der ursprüngliche Giebel die in Abb. 151 dargestellte Form gehabt. Zugleich mit dieser Erhöhung des Giebels an der Johannisstraße ist dann wahrscheinlich der zweite, kleinere Giebel entstanden, der nach diesseitigen Feststellungen zu einem späteren Anbau gehört, da Reste eines alten Treppenturmes zwischen beiden Giebeln gefunden wurden, dessen profiliertes Kaffsims mit Wassernase auf einen Außenbau schließen läßt. Die Abb. 151 u. 152 stellen also beide Giebel dar, soweit bei dem Umbau die alte Form sich hat ermitteln lassen.

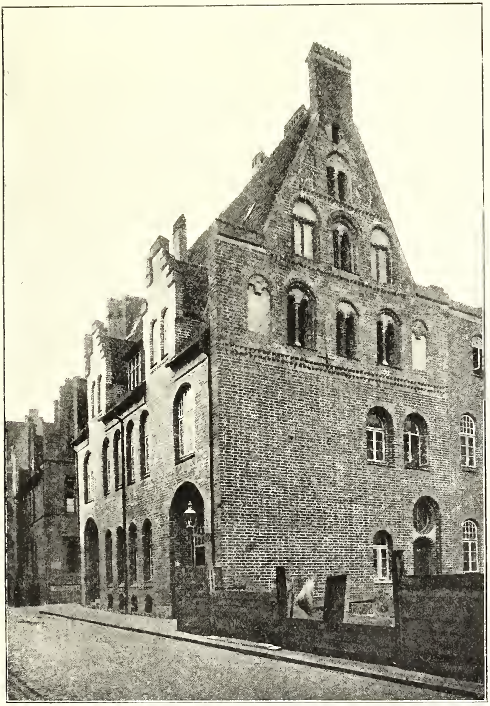


Abb. 155. Ansicht des romanischen (Nord-) Giebels und der Front an der Königstraße.

Wie das Erdgeschoß und die Front nach der Königstraße gestaltet war, konnte bei dem Umbau leider nicht mehr festgestellt werden. Auch

über die ursprüngliche Grundrißanordnung kann man nur Vermutungen aufstellen, da der ganze innere Ausbau aus späterer Zeit stammt. Über dem Erdgeschoß fangen sofort die Speicherräume an mit einer Höhe von durchschnittlich 2,5 m in jedem Geschoß. Wir haben also hier nicht das später häufig vorkommende, zu Wohnzwecken dienende Zwischengeschoß, welches für das mittelalterliche lübische Geschäftshaus charakteristisch ist. Der ursprüngliche Eingang zum Haupthaus befand sich wegen der hier in Spuren nachgewiesenen Wendeltreppe (vergl. Abb. 153) wahrscheinlich nicht an der jetzigen Stelle. Das vorhandene Portal entstammt wohl schon dem 17. Jahrhundert und zeigte ursprünglich, wie bei manchen ähnlichen Beispielen, reichen ornamentalen Schmuck an Pilastern und Bogen. Ein Umbau in diesem Jahrhundert hat den Schmuck, soweit sichtbar, abgeschlagen und durch Überscharrieren der Quader seine Formen dem damaligen nüchternen Geschmack angepaßt. Ein Rest der alten Herrlichkeit war nur in der Leibung des Bogens erhalten, dessen Feld glücklicherweise für Anbringung des Apothekenzeichens verschalt war.

Bei dem Umbau sollte das Haus im Untergeschoß für Läden und in zwei Obergeschossen für Wohnungen hergerichtet werden. Gefordert wurden vier Ladenräume, davon zwei für den Betrieb der Apotheke. Die Einteilung des Grundrisses war im wesentlichen gegeben, es kam also nur darauf an, die Formen des neuen dem Charakter der alten Fronten nach Möglichkeit anzupassen. Ein Glück war es dabei, daß an dem romanischen Giebel nach dem Grundriß des neuen Hauses fast gar nichts geändert zu werden brauchte und auch die Mauern der Untergeschosse hier so wenig Durchbrechungen erhalten konnten, daß der Charakter dieses Giebels in nichts gestört wurde, vielmehr durch Freilegung der früher verbauten Teile für die ganze Wirkung bedeutend gewonnen hat.

Einen großen Eingriff hat sich dagegen die Front in der Johannisstraße gefallen lassen müssen, um den neuen Bedürfnissen gerecht zu werden. Zwar ist der Giebel in seinen Hauptformen, wie er auf uns gekommen war, erhalten, doch war es nicht zu vermeiden, daß für den Einbau des ersten Obergeschosses die Schräge, auf welche die Lisenen des Giebels aufsetzen, um ein Geringes höher gelegt wurde, um für das genannte Geschoß die erforderlichen Fensteröffnungen, welche den modernen Bedürfnissen entsprechen, zu gewinnen.

Die geringe Höhe der nur für Speicherzwecke berechneten Obergeschosse ist wie in diesem Falle so bei fast allen Umbauten alter Lübecker Giebelhäuser der zwingende Grund, der eine Anpassung der alten Giebel an die modernen Bedürfnisse erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Wenn daher in der letzten Zeit bei der fortschreitenden Entwicklung der inneren Stadt mancher schöne Giebel hat fallen müssen, so mag dieser Umstand die Beurteilung derer etwas milder stimmen, die sich vielleicht sonst mit den an der Front der Johannisstraße geschehenen Eingriffen nicht ganz einverstanden erklären können.

Die Front an der Königstraße mußte ganz neu hergestellt werden, was umsoweniger zu beklagen ist, als hier von einer eigentlichen Architektur keine Rede war, vielmehr nur einfache viereckige Fensteröffnungen aus späterer Zeit in die Frontmauer eingeschnitten waren.

Die Ausführung des Umbaues selbst ist in mittelalterlicher Technik erfolgt. Mit Handstrichsteinen großen Formats, die zum erstenmal wieder durch eine hiesige Ziegelei hergestellt wurden, sind die Mauern ausgeführt.

Für die Fenster und Türen wurde die alte Zargenkonstruktion gewählt, das Holzwerk selbst nach vorhandenen Mustern im kräftigen Gegensatz zum Rot der Ziegel grün und weiß gestrichen.

Die erhaltenen Giebel wurden, wo erforderlich, mit beim Abbruch gewonnenen guten Steinen ausgebessert, damit ihre äußere Erscheinung möglichst wenig durch neue Teile beeinträchtigt werde. Am romanischen Giebel (Abb. 155) mußten die zur Teilung der Fenster vorhandenen Säulchen vollständig ersetzt werden. Es wurden zu diesem Zwecke zunächst die verwitterten alten Teile nach Absteifung der Bogen herausgenommen und nach diesen Modellen die Steinmetzarbeiten für die neuen Säulchen ausgeführt.

Das Eingangsportal konnte leider in seinem alten Reichtum nicht wieder hergestellt werden, da der Besitzer nicht dazu zu bewegen war, die ziemlich bedeutenden Mittel für dessen Erneuerung aufzuwenden. Es wurde deshalb ein einfaches Rundbogenportal aus Ziegelsteinen an seine Stelle gesetzt nach dem Muster von ähnlichen Ausführungen, wie wir sie in Lübeck verschiedentlich finden.

Die Abb. 150 u. 155 zeigen die Hauptfronten des Hauses nach dem Umbau, wozu man für den Giebel nach der Johannisstraße die Aufnahme in Abb. 148 vergleichen möge, welche das Bild des Hauses in seiner früheren Gestalt gibt.

Die vorstehend beschriebene Lösung einer der schwierigsten Aufgaben der Denkmalpflege ist als ein Kompromiß zwischen Neuem und Altem zu bezeichnen. Und da bei einem solchen beide Teile etwas von ihren Forderungen aufgeben müssen, so kommt für die Beurteilung vor allem in Frage, ob der Gewinn im Sinne einer guten Denkmalpflege größer ist als der Verlust. Ich glaube, daß diese Frage bejaht werden kann. Ist es doch gelungen, uns ein Architekturbild zu erhalten, wie wir in dieser Eigenart aus der Zeit seiner Entstehung nur wenige haben, das wohl die Opfer lohnt, welche dafür von kunstliebenden Einwohnern der Stadt Lübeck gebracht sind.

Lübeck 1901. Baltzer.

Wir freuen uns, den Umbau der Löwenapotheke in Lübeck als mustergültiges Beispiel einer gelungenen Wiederherstellung veröffentlichen zu können. Der Bau hat den Beweis geliefert, daß bei ernstem Willen ein geschichtlich und künstlerisch wertvolles Bauwerk auch neuzeitlichen Bedürfnissen angepaßt werden kann, ohne daß sein alter Charakter dadurch zerstört zu werden braucht. Wie viele wertvolle Baudenkmäler sind auf immer dahingeschwunden aus „Verkehrsrücksichten“, wegen „Baufälligkeit“, weil sie nicht mehr „rentabel“ waren oder aus sonstigen Gründen, um die man nicht verlegen ist, wenn es sich um den Abbruch und einen bequemen Neu- oder Umbau handelt. Der Lübecker Bau ist daher eine Tat, die weitere Nachahmung verdient. D. Schriftltg. der Denkmalpflege.

Zwei Bauwerke der vlämischen Frührenaissance in Lübeck.

Dem fortschreitenden Umbau der alten Stadt Lübeck ist in diesem Jahre ein Bauwerk zum Opfer gefallen, das die Beachtung der Kunstfreunde, so lange es stand, nicht gefunden hat, das aber der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, weil es für die noch wenig geklärte Frage der Ein-

führung der Renaissance in Lübeck von Bedeutung ist. In der Tat bot das Haus Hundestraße Nr. 2, das als Hinterhaus zum Grundstück Königstraße Nr. 33 benutzt wurde (Abb. 165), äußerlich wenig Beachtenswertes und im Innern wird es, da es als Werkstatt und Lagerraum diente und



Abb. 156a.

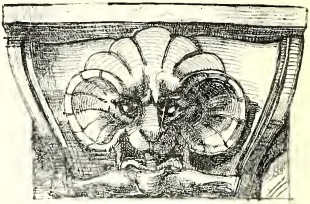


Abb. 156b.

Konsolen an der Hoffront des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

ziemlich verwahrlost war, von Kunstkennern kaum jemals betreten worden sein; erst bei Gelegenheit des Abbruchs wurde der Unterzeichnete auf die Eigenart des Hauses aufmerksam und veranlaßte eine genaue Aufnahme aller noch vorhandenen Bauteile durch den Regierungsbauführer C. Mühlenpfordt.

Das zweigeschossige Gebäude (Abb. 158, 163 u. 164) bestand aus einem 15 m langen und 5,5 m tiefen Hauptbau, der mit der Traufenseite an der Straße lag, während der freistehende Westgiebel (Abb. 160) dem Hofe des Grundstückes Königstraße Nr. 33 zugekehrt war. Diesem Vorderbau schloß sich an der Ostseite ein 7 m langer Flügel an. Während der Vorderbau im Erdgeschoß durch eine Quermauer in zwei fast gleiche Hälften geteilt war, enthielt der Flügel nur einen einzigen Raum. Das Obergeschoß des Gebäudes war durch Wände überhaupt nicht aufgeteilt. In dem Winkel, wo die beiden Bauteile zusammenstoßen, waren am Mauerwerk die Spuren der ursprünglichen Treppe zum Obergeschoß zu erkennen; sie war aber nicht mehr vorhanden, sondern durch einen einfachen hölzernen Vorbau ersetzt, der die Fassade des Flügels gänzlich verdeckte. Durch den östlichen Raum des Vorderbaues führte eine Durchfahrt nach dem Hofe, während der west-

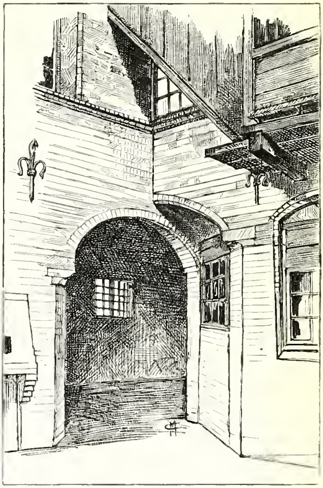


Abb. 157. Hof des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

liche Raum durch eine Tür von der Straße aus zugänglich war; in den Flügelbau führte vom Hofe eine Tür. Diese letztere und das Einfahrtstor waren mit Profilsteinen im Korbbogen geschlossen. Der Bogen war von einer Archivolte begleitet, welche auf zierlich gezeichneten Kalksteinkonsolen ruhte. Um die geringe Tiefe des Bauplatzes möglichst auszunutzen, hat der Baumeister das Obergeschoß nach der Straße auf vier kräftigen Bogen, die auf Steinkonsolen ruhen, überkragen lassen, und aus demselben Grunde machte er den Flügelbau breiter, als es die Rücksicht auf die Einfahrt eigentlich zuließ. Er mußte daher die Front des Flügels etwas knicken und stellte über der Einfahrtshöhe durch einen einhüftigen

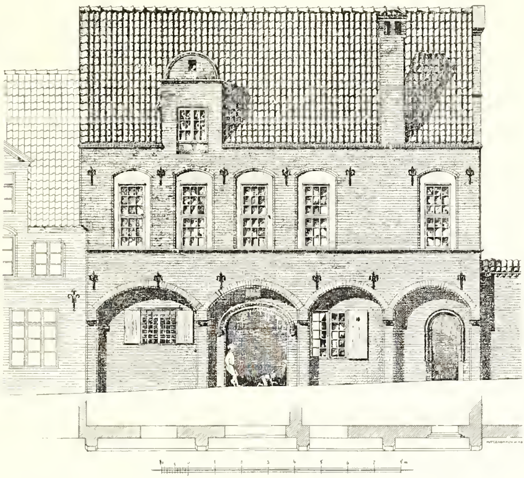


Abb. 158. Straßenansicht des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

Flachbogen, der sich gegen das Vorderhaus stützt, im Obergeschoß die gerade Flucht wieder her (Abb. 157). Die Fenster des Obergeschosses sind in nur wenig vertiefte, flachbogig geschlossene Blendnischen eingesetzt. Einfache Ziegelgesimse von 12 cm Höhe unter den Fenstern und der Traufe bewirken eine wagerechte Gliederung. Zahlreiche, in der üblichen Lilienform ausgeschmiedete Balkenanker beleben die Mauerflächen. Schlicht, wie die Vorder- und die Giebelfronten war auch die Architektur der Hoffronten. Nur der Flügelbau scheint einen reicher ausgebildeten kleinen Giebelaufbau gehabt zu haben. Von diesem waren die untersten Schichten zweier Lisenen erhalten, welche auf Werksteinkonsolen ruhten, die mit schön stilisierten Löwenköpfen geziert sind (Abb. 155, 156 a u. b sowie 159). Offensichtlich war dieser Giebel bestimmt, einen Windebalken zu tragen, da sich unter ihm eine große Windeluke befindet, wie denn das ganze Gebäude lediglich zu

Speicherzwecken errichtet zu sein scheint. Über dem Einfahrtstor war ein Stein mit der Jahreszahl 1555 eingelassen, das nach den Bauformen ohne Frage als das Jahr der Erbauung des Hauses angesehen werden kann.

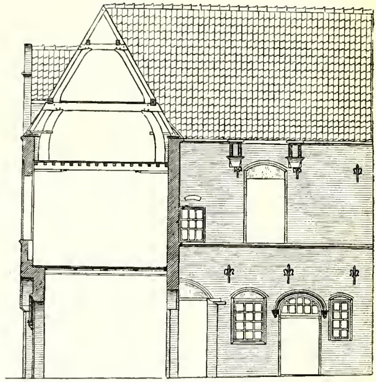
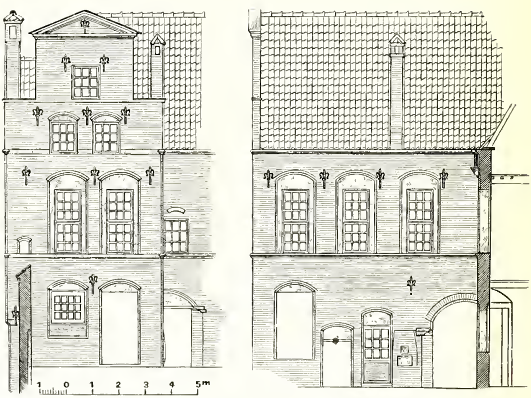


Abb. 159. Schnitt AB.

Aus dem sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sind in Lübeck und den benachbarten mecklenburgischen Städten eine Reihe jener reichen Renaissancebauten erhalten, deren Terrakottenschmuck der Ziegelbrenner Statius von Düren in seiner vor dem Holstentore in Lübeck belegenen Ziegelei hergestellt hat. Zu dieser Gruppe von Gebäuden, als deren bekanntestes Beispiel der Fürstenhof in Wismar genannt werden kann, gehört der vorbeschriebene Bau nicht, wie man ohne weiteres erkennt, wenn man seine Einzelheiten mit den Fabrikaten des Statius von Düren vergleicht. Kann man jene Bauwerke und Terrakotten ohne Zweifel auf italienische Vorbilder zurückführen,[54]) so bemerken wir bei unserem Gebäude weder italienischen Einfluß noch einen eigentlichen Terrakottenstil, denn, ob zwar die Gesimse, Bogen und Archivolten aus Profilsteinen hergestellt sind, so ist doch zu allen Einzelformstücken.



Westseite. Abb. 160. Südseite.

[54]) Vergl. hierzu Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, Bd. II., S. 188 u. f. und Dr. Hach, Die Anfänge der Renaissance in Lübeck, Lübeck 1889, S. 32 u. f.

vornehmlich zu allen Konsolen Werkstein verwendet. Die den Bauten des Statius von Düren (oder seines Architekten des Lübecker Ratsmauermeister Valentin von Lyra) eigene, der italienischen Renaissance entlehnte Flächenaufteilung durch reiche Gesimse und schön gezeichnete Pilaster ist hier nicht vorhanden; der Baugedanke schließt sich vielmehr durchaus der überlieferten Bauweise des ausgehenden Mittelalters an, wenngleich in den Einzelheiten die Formen des neuen Stiles verwendet werden. Aber auch hierin scheint das Mittelalter noch nicht ganz vergessen zu sein, wie das seltsame Profil der Archivoltensteine (Abb. 161 u. 162), das gleichzeitig für die Gesimse benutzt worden ist, erkennen läßt. Gleichwohl finden wir für dieses eigentümliche Gebäude unter den früheren Bauten Lübecks keine Vorläufer, und daß wir es mit

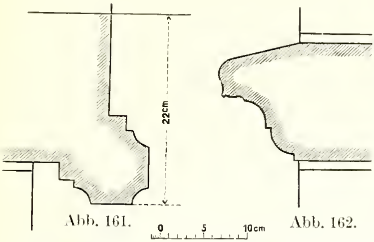


Abb. 161. Gliederung der Pilaster.

Abb. 162. Gliederung der Gurtgesimse und Bogen.

Formsteine von den Häusern Hundestraße 2 und Schmiedestraße 7 in Lübeck.

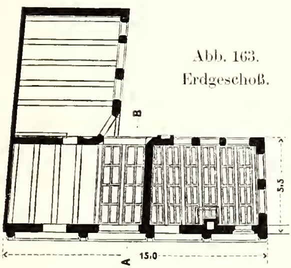


Abb. 163. Erdgeschoß.

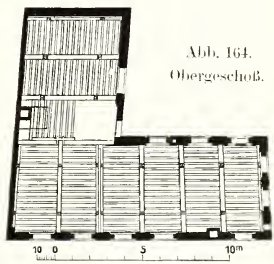


Abb. 164. Obergeschoß.

Abb. 165. Lageplan des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck. (1 : 666)

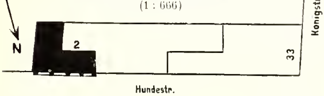


Abb. 156 bis 165, 170 und 171. Haus in der Hundestraße 2 in Lübeck.

Erbaut 1555, abgebrochen 1903.

Aufgenommen im März 1903 von C. Mühlenpfordt.

einem Bauwerk fremden Ursprungs zu tun haben, erkennen wir nicht nur aus der von allem Hergebrachten abweichenden Gesamtanlage des Gebäudes, nicht nur an der vor jener Zeit seltenen reichlichen Verwendung von Werkstein, sondern vor allem auch aus der Architektur der Holzdecken, die den Kundigen auf vlämische Vorbilder hinweist. Besonders die Decke

des Obergeschosses (Abb. 164 u. 170) mit ihren an den Enden durch Bohlen verstärkten Unterzügen und ihrer außerordentlich engen Balkenteilung — die 10 cm starken Balken liegen nur 22 cm voneinander entfernt — wie die sorgfältige Bearbeitung dieser Decke, kann den niederländischen Ursprung nicht verleugnen. Auch für die Decke über dem westlichen Teile des Erdgeschosses (Abb. 163 u. 171), bei welcher Balken und Fußbodenbretter gänzlich verschalt und die Felder durch Profilleisten aufgeteilt sind, fehlt es u. W. in Lübeck an einem Vorbilde. Diese Decken waren in so vortrefflicher Technik ausgeführt, wie man es bis dahin in Lübeck, zumal bei Bauten solcher Art, kaum kannte. Offenbar, wenn wir das Beschriebene zusammenfassen, haben wir hier ein Bauwerk vor uns, das nicht nur in Lübeck ohne Vorläufer ist, sondern das auch in allen Teilen die Hand eines wohlgeschulten Architekten verrät, die ihren persönlichen Stempel den Arbeiten aller beteiligten Handwerker aufzudrücken weiß. Die Vermutung drängt sich auf, daß ein solches Bauwerk mit einheimischen, in dieser Technik und den neuen Formen nicht bewanderten Handwerkern so vollendet kaum hätte hergestellt werden können, und daß daher mit dem Baumeister auch die Handwerker aus der Fremde gekommen sein mögen.

Bleibt so der Untergang dieses Bauwerks ein gewissermaßen unersetzlicher Verlust für die Geschichte der Renaissance in Lübeck, so können wir uns glücklich schätzen, ein zweites Bauwerk noch zu besitzen, das offensichtlich von demselben Meister herrührt. Auch dieses Bauwerk ist von wenigen beachtet worden,[55]) es ist das Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße Nr. 7. Betritt man den Hof dieses Grundstücks, so erblickt man geradeaus die Reste einer Renaissance-Fassade (Abb. 166), welche im Erdgeschoß ein im Korbbogen geschlossenes Tor mit einer Archivolte von der oben beschriebenen Form enthält. Über dem niedrigen Erdgeschoß aber kragen auf vier Konsolen Lisenen nach Art derjenigen aus, deren Reste wir an der Hoffront des Hauses in der Hundestraße bemerkten. Hier aber ist diese Lisenenarchitektur wohl erhalten; sie wird von niedrigen Gesimsen durchschnitten, welche über den Lisenen verkröpft sind, und in den solchermaßen entstehenden rechteckigen Feldern sitzen die drei Fenster des Obergeschosses. Die Brüstungsfelder unter den Fenstern und die Felder über ihnen sind durch Sandsteinplatten ausgefüllt, welche in kreisförmigen Medaillons unten drei stark aus der Fläche vortretende Köpfe, zwei männliche und einen weiblichen, oben drei Wappen enthalten. Diese Fassade ist zur Rechten durch einen kleinen Treppenturm von der Fassade des Seitenflügels getrennt, in der auch noch zwei Achsen des vorbeschriebenen Systems, jedoch ohne die verzierten Füllungen, erhalten sind. Beide Fassaden sind nicht mehr bis zu ihrer vollen Höhe vorhanden; über den Wappentafeln bilden halbkreisförmige Blendbogen den oberen Abschluß. An diesem Bau, der in ausgeprägter Weise das bekannte Lisenensystem der französisch-burgundischen Frührenaissance zeigt, sind für die Archivolten und Gesimse genau dieselben Profilsteine verwandt, wie an dem oben beschriebenen Hause der Hundestraße, und die Konsolen, auf welchen die Lisenen auskragen, zeigen die gleiche Art der Verzierung wie jene. Besonders bemerkenswert ist hier noch ein gegen den Hof etwas vertiefter Raum im Seitenflügel neben dem Treppenturm, welcher von einem ganz flachen Sterngewölbe zierlichster Art überspannt ist. Das ungemein feine Profil der Rippensteine (Abb. 169) ist hier noch der Gotik entlehnt, während die Wandkonsolen, auf welchen

[55]) Dr. Th. Hach, a. a. O., erwähnt es nicht.

sich die Rippen stützen, von stilisierten Köpfen getragen werden, welche bereits den Charakter der Renaissance zeigen. Leider ist das Gewölbchen, wie der ganze Bau, sehr schadhaft, doch besteht begründete Hoffnung, diesen eigenartigen Baurest der Nachwelt zu erhalten, da er sich glücklicherweise

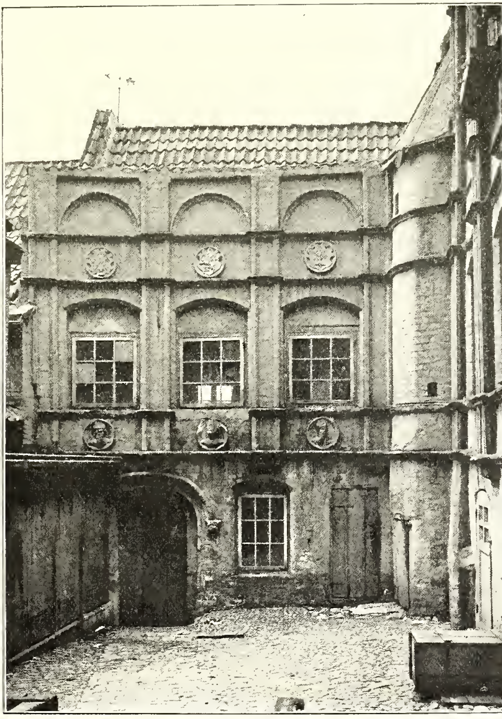


Abb. 166. Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße 7 in Lübeck.

im Besitze eines Kunstfreundes befindet, der in Kürze eine Wiederherstellung vorzunehmen gedenkt. Zu dem Ende hat er bereits einen Teil der Profilsteine aus dem Abbruch des Hauses Hundestraße Nr. 2 erworben.

Über die Entstehungszeit dieses Baues geben uns die erwähnten drei Wappen Aufschluß[56]). Das Wappen zur Linken ist das mehrfach in der

[56]) Nach gütigen Mitteilungen des Herrn Dr. F. Bruns.

Lübecker Ratsliste vertretene Lüdinghausensche. Rechts befindet sich das Freudenbergische, nachgewiesen durch eine in der Mildeschen Siegelsammlung des Staatsarchivs befindliche Abbildung des einer Urkunde von 1506 angehängten oder aufgedrückten Siegels von Jakob Freudenberg d. Ält.

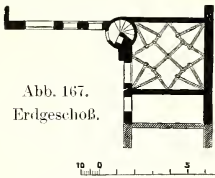


Abb. 167. Erdgeschoß.

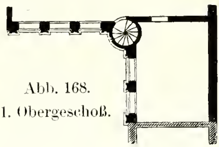


Abb. 168. 1. Obergeschoß.

Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße 7 in Lübeck.

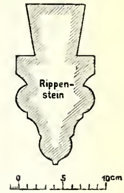


Abb. 169. Gratstein.

Das in der Mitte — ein geflügelter Löwe — ist auf dem steinernen v. Hövelnschen Epitaph der Marienkirche als dasjenige einer Großmutter des 1609 verstorbenen Bürgermeisters angebracht und Brvns unterschrieben. Nun war der Bürgermeister Anton Lüdinghausen nach dem v. Melleschen genealog. Register im Staatsarchiv in erster Ehe mit des 1542 gestorbenen Jakob Freudenbergs (des Jüng.) Witwe, die dort fälschlich Geseke, nach dem Oberstadtbuch jedoch Agneta genannt wird, in zweiter Ehe mit Adelheid Lampen verheiratet. Nach den Angaben des Oberstadtbuchs vererbte das Haus 1542 an Agneta und deren Kinder, die es 1567 an den 1571 verstorbenen Bürgermeister Anton Lüdinghausen abtraten. Jedenfalls wurde diese Auflassung notwendig, als letzterer sich zum zweiten Male verheiratete und bei dieser Gelegenheit sich mit seinen Stiefkindern auseinandersetzen mußte. Die Bauzeit des Giebels fällt damit in die Jahre der ersten Ehe Anton Lüdinghausens und demnach innerhalb des Zeitraumes von 1543 bis 1566.

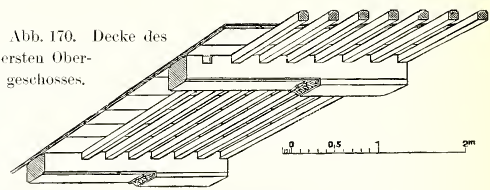


Abb. 170. Decke des ersten Obergeschosses.

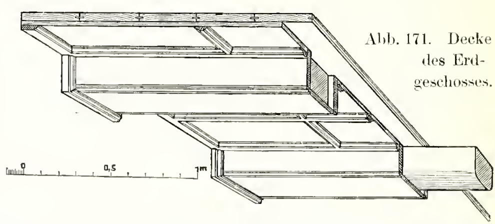


Abb. 171. Decke des Erdgeschosses.

Abb. 170 und 171. Aus dem Hause Hundestraße 2 in Lübeck.

Glauben wir nun hiernach festgestellt zu haben, daß die beschriebenen beiden Bauten von demselben Meister herrühren, und daß dieser aus den Niederlanden eingewanderte Meister im sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in Lübeck tätig war, so muß es wundernehmen, daß der Name dieses Mannes, obwohl er, wie wir gesehen haben, selbst einen Bürgermeister zu seinen Bauherren zählte, nicht überliefert worden ist. Hach erzählt in seinen „Anfängen der Renaissance in Lübeck" von einem Meister Paul van Hove, der im Jahre 1545 ein sehr eigenartiges Schreiben an den Rat gerichtet hat, in welchem er denselben um Beschäftigung in seiner Kunst bittet. Der Briefschreiber nennt sich „Paul van Hove, steenhouwer, Architekt" und meldet dem Rate, daß er hier in Lübeck anwesend sei, um allhier einige Gebäude nach antiker Weise zu machen, welche Antiken man jetzt für die höchste Kunst erachte, von welcher Kunst man aber hier in der Stadt nichts finde. Es werde der Stadt von großem Nutzen sein, wenn die vielen fremden hier verkehrenden Edelleute und Kaufleute nicht vergebens nach hier zu besichtigenden Kunstbauten fragen müßten, sondern solche hier beschauen könnten. Da hier auch die Steine, aus denen gebaut werde, schlecht zu bekommen seien und, wo gebaut würde, viele Steine verschwendet würden, so sei es zum Nutzen der Stadt und der Bürger, daß hier jemand wohne, der die neue Baukunst verstände. Wolle der Rat ihm freie Wohnung vergönnen und ihm gestatten, seine eigenen fremden Maurer- und Steinhauergesellen bei seiner Arbeit zu verwenden, so richte er an den Rat die Bitte, daß er am Rathaus oder an irgend einem ihrer Privathäuser ein Stück Arbeit verrichten dürfe, das jedermann sehen solle und das als Probe seiner Kunst dienen könne. Würde der Rat seine Bitte nicht gewähren, so wolle er wieder von hier ziehen, da er dann hier keinen großen Vorteil finden könne. „Die const will nerghens wesen, dan daer sy onderhouden wort."

Der Sprache seines Schreibens nach war Paul van Hove sicher ein Niederländer. Dürfen wir ihn für den Architekten der vorbeschriebenen Bauten halten? Wir wissen es nicht, aber das glauben wir hiermit nachgewiesen zu haben, daß die Baukunst der Renaissance nicht nur durch die von Italien unmittelbar beeinflußten Meister des Wismarer Fürstenhofes, sondern auch auf dem Wege über die Niederlande, und zwar in einer von jener gänzlich verschiedenen Ausdrucksweise, nach Lübeck gekommen ist. Ob diese Richtung von nachhaltigem Einfluß auf die Baukunst in Lübeck gewesen ist, mag indessen zweifelhaft sein, da der entscheidende Einfluß der niederländischen Renaissance erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit einer bereits wesentlich vorgeschrittenen Formengebung einsetzt.

Lübeck, Juni 1903. Schaumann.

Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow (Reg.-Bez. Stralsund).

Alt sind die bescheidenen Werke der Friedhofkunst nicht, denen diese Zeilen gelten; auch großen Kunstwert besitzen sie kaum, und der Baustoff, aus dem sie gefertigt sind, ist zumeist vergängliches Holz. Aber trotzdem halte ich sie als Zeugen der heimischen, von der Außenwelt scheinbar wenig beeinflußten ländlichen Kunstfertigkeit an diesem schwer zu erreichenden Fleckchen Erde der Mitteilung für würdig.

Prerow ist eines der kleinen Ostseebäder, die sich der neuzeitlichen Kultur noch nicht erschlossen haben; das ist ein Vorzug des idyllisch ge-

legenen Dorfes, dessen kräftigende Seebäder von wirklich Ruhe und Erholung Bedürftigen sehr geschätzt werden. Seiner landschaftlichen Reize wegen wird es außerdem von Malern und Künstlern gern aufgesucht. Prerow war einst das einzige Kirchdorf auf der westlich von Rügen gelegenen Halbinsel Darß, zu dem früher noch die Orte Zingst, Born und Wieck gehörten. Auch die Toten von Wieck und Born wurden, wie vorhandene Denksteine beweisen, bis vor etwa 20 Jahren hier zur Ruhe bestattet. Nebenbei sei bemerkt, daß in diesen beiden, dem Binnenwasser zu gelegenen Darßdörfern, wo der Ackerbau gegen die Fischzucht überwiegt, sich noch eigenartige, mit niedersächsischen Anlagen verwandte Bauernhäuser vorfinden, während in Prerow mit seiner Lage zwischen Ostsee und Binnenwasser, wo mehr Fischerei betrieben wird, eigentlich nur Fischerhäuser, oft zu zwei nebeneinander gebaut, mit kleinen Stall- und Speicherbauten vorkommen. Das Inventar des Regierungsbezirks Stralsund widmet Prerow nur acht Zeilen. Danach ist die einfache Kirche (wahrscheinlich an Stelle einer älteren) im Jahre 1726 in Ziegeln errichtet und der Turm in Fachwerk mit Bretterverkleidung ausgeführt (vergl. Abb. 172). Das, was in der Kirche am wirkungsvollsten ist, der Altar und die „Taufe“, wird nicht erwähnt. Beide Werke sind flott geschnitzt und farbig behandelt. Sie stammen aus der Zeit der Erbauung der Kirche, die noch unter schwedischer Herrschaft stattfand. Die Kirche bietet äußerlich nichts besonders Architektonisches, aber im Schatten der mächtigen, sie weit überragenden Weidenpappeln, im Verein mit dem großen roten Ziegeldach, dem dunkelgeteerten Turm, im Vordergrunde den schilfumrahmten „Prerowstrom“ und im Hintergrunde die hellschimmernden mit Strandhafer und Kieferngestrüpp kümmerlich bewachsenen „hohen Dünen“ gewährt sie ein farbenreiches und malerisches Bild, dessen Zauber sich keiner entziehen kann und das deshalb oft gemalt ist. Das Idyll liegt so friedlich und ruhig da, weit ab vom Dorfe, daß man stundenlang sich seinem Frieden hingeben kann, ohne von einem Menschen gestört zu werden.



Abb. 172. Kirche in Prerow.

Der Kirchhof ist von einer Feldsteinmauer regellos umgeben. Über dem Gottesacker, auf dem noch keine ordnende Hand die Unebenheiten ausgeglichen hat, liegt ein mit Feld- und verwilderten Gartenblumen gezierter Rasenteppich. Vereinzelte alte Denkmäler sind seit dem letzten Umtrieb auf der nach dem Dorfe zu gelegenen Westseite des Friedhofes stehen geblieben. Die meisten von ihnen sind von Holz und in der Erde vermorscht, so daß sie der nächste kräftige Sturm zu Boden strecken kann. Vorläufig stehen



Abb. 173.

Abb. 173 bis 175. Steinerne Denkmäler.

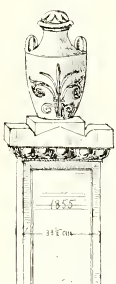


Abb. 174.

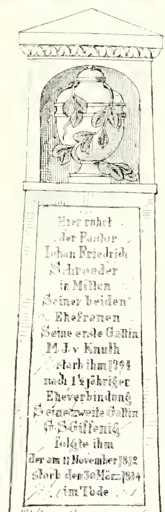


Abb. 175.

sie, wenn auch schief und wacklig, noch aufrecht; tiefe Runzeln hat das Wetter in ihre Flächen eingegraben. Die Denkmäler sind derb und ursprünglich in den Formen und entsprechen den kräftigen Fischern und Schiffern, die unter ihnen nach hartem, entbehrungsreichem Leben im Kampf mit Sturm und Wellen die ewige Ruhe gefunden haben. Die Entstehungszeit der meisten liegt kaum ein halbes Jahrhundert zurück, und das jüngste hier (Abb. 183) zur Darstellung gebrachte stammt erst aus dem Jahre 1869. Trotzdem muten sie altertümlich an, denn im Laufe der Zeit ist ihre ursprüngliche bunte Bemalung verwittert und an deren Stelle eine Farbengebung getreten, die nur Wind und Wetter hervorbringen können. Diese violette Naturfarbe wird durch gelbliche und grünliche, fest und erhaben gewachsene Moose und Flechten köstlich schattiert und belebt. Im Vergleich zu der heutigen Fabrikware, die sich auf den Kirchhöfen in Stadt und Land und auch in Prerow jetzt schon breit macht, wirken die Denkmäler eigenartig und bodenwüchsig und passen vortrefflich zu den wetterharten, knorrigen Erscheinungen des Darßer Schiffervolkes, von denen man zahlreiche Typen mit schöner Gesichtsbildung und hünenhafter Gestalt antrifft. Die Denkmäler

sind alle platten- oder stelenartig ausgebildet. Kreuze aus früherer Zeit, wie sie auf den ländlichen Kirchhöfen und auch in der benachbarten Malerkolonie Ahrenshoop in so mannigfacher Ausbildung die Regel bilden, kommen hier gar nicht vor. Die hölzernen Stelen sind aus starken Eichenbohlen und die steinernen aus Kalksteinplatten, und zwar, wie mir mitgeteilt ist, an Ort und Stelle hergestellt. Nach eingezogenen Erkundigungen wurde der zu den Denkmälern verwendete Kalkstein Ende des 18. Jahrhunderts, als die Küste unter schwedischer Herrschaft stand, noch aus Schweden bezogen. Die Steindenkmäler, als die wetterbeständigsten, sind die ältesten, und nach den Architekturformen zu urteilen, noch älter, als es die Jahreszahlen auf ihnen angeben. Hier in Prerow hat augenscheinlich wie an anderen Orten der Brauch geherrscht, die Denksteine für mehrere Generationen zu benutzen, indem man die Schrift abmeißelte und für den neuen Toten eine entsprechende neue Beschriftung in den Stein eingrub. So zeigen die in den Abb. 180 bis 182 dargestellten Steindenkmäler die Todesjahreszahlen 1857 und 1852,



Abb. 176.

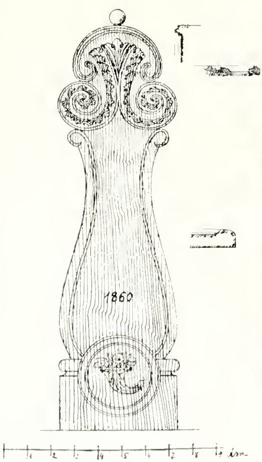


Abb. 177.

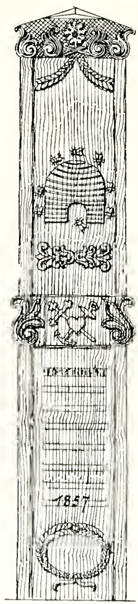


Abb. 179.

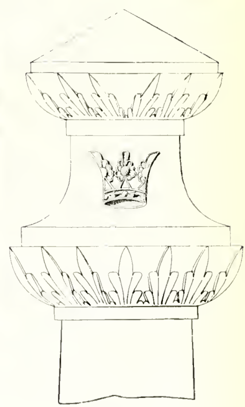


Abb. 178.

Abb. 176 bis 179. Hölzerne Denkmäler aus den Jahren 1854 bis 1869.

während die Formen auf eine erheblich frühere Zeit hinweisen. Bei dem Steindenkmal für den Pastor Schroeder (Abb. 175) wird die Jahreszahl, nach den Architekturformen zu urteilen, stimmen. Auch die Denkmäler der Abb. 173 und 174 zeigen die Formen der Zeit ihrer Errichtung. Eine Anzahl alter Grabsteine liegt vor der Einfahrt zum Kirchhof als Pflaster, andere dienen im Dorfe als Trittstufen vor den Haustüren. Seitdem der Zement seinen Weg auch nach Prerow gefunden hat, werden die alten Grabsteine nicht einmal zur Verwendung als Trittstufen mehr für würdig gehalten. Wenn sie auch für 6 Mark das Stück zu erstehen sind, so werden die „modernen" Betontrittstufen doch vorgezogen. Hier ist also der „Kulturträger" Zement dem

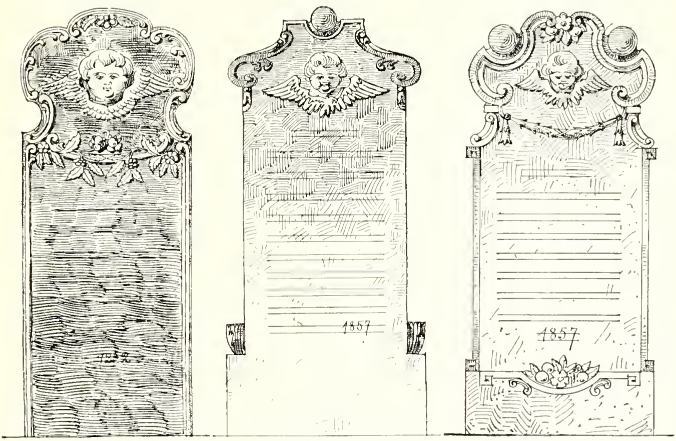


Abb. 180. Abb. 181. Abb. 182.

(Maßstab 1 : 10.)

Steinerne Denkmäler mit den Todesjahren 1852 und 1857 bezeichnet.

Heimatschutz einmal zu Hilfe gekommen; denn zum Kummer des ordnungsliebenden Totengräbers liegen eine Anzahl alter Denksteine als in seinen Augen wertlos auf dem Kirchhof umher. Wegen ihrer Schwere lohnen sie nicht das Fortschaffen. Ich habe sie erst unter Unkraut und Gestrüpp versteckt aufsuchen müssen. Bald werden auch die Stunden der noch auf den Gräbern stehenden alten Denksteine gezählt sein. Hierzu gehören die in der Abb. 173 dargestellten Grabsteine, die ernst und würdig westlich der Kirche auf dem Gottesacker wirken. Ihre Zeit ist längst abgelaufen. Die zugehörigen Gräber sind eingefallen und werden nicht mehr gepflegt. Wie die Inschriften besagen, ruhen hier ein 80jähriger Schiffskapitän mit seiner Frau. Der große Stein von 1.80 m Höhe und 1 m Breite ist der ältere und architektonisch bedeutendere, der kleinere der Frau ist eine spätere, weniger künstlerische Nachbildung des ersten. Jener zeigt im oberen Teile eine alte Prunkgaleasse

mit vollen Segeln bei hohem Wellengange. Darüber im Gesims erblickt man in altnordisch verschlungenem Bandwerk eine aufgehende Sonne als Sinnbild der Auferstehung. Anker und Steuerruder sind am Fuße dargestellt und in sinniger Weise mit Rosenranken umschlungen.

Die Holzdenkmäler sind aus 8 bis 9 cm starken und 30 bis 35 cm breiten Eichenbohlen geschnitzt. Die Zierformen beschränken sich mit Ausnahme des reichen in Abb. 179 dargestellten Denkmals auf den oberen Teil. Antikisierende Glieder, mit Blättern und Ranken geziert, sind abwechslungsreich verwendet. In Abb. 178 ist der Kopf eines dieser Holzdenkmäler in größerem Maßstabe dargestellt, um die flotte Blattbehandlung und die schöne Zeichnung der Krone zu zeigen. Die Flächen der hölzernen Denkmäler sind früher bunt bemalt gewesen. Die Farben waren, nach den an geschützten Stellen noch vorhandenen Resten zu urteilen, Schwarz für die Schriftflächen, Gold für die Schrift, Weiß für das übrige. Die Glieder waren blau und rot abgesetzt. Abweichend von den in den Abb. 176 u. 183 bis 186 dargestellten hölzernen sich nach oben verjüngenden Stelen ist das in Abb. 179 gezeichnete Denkmal. Es ist das einzige seiner Art hier in Prerow und wirkt am eigenartigsten und reichsten. Die Ehefrau Rosaline Maria Dorothea des Büdners Heinrich Segebart zu Born hat hier im Jahre 1857 ihre letzte Ruhe gefunden.

Schöne Beweise von dem gottergebenen und biederen Sinne der Verstorbenen zeigen die sinnigen Inschriften und tröstenden Verse, die die Hinterseite der Denkmäler oft ganz bedecken. Hier ein Beispiel am Denkmal der Abb. 183: „Noch netzet Ihr die Wangen, ihr Eltern über mir, Euch hat das Leid umfangen, das Herze bricht euch schier. des Vaters treue Liebe sieht sehnlich in mein Grab, die Mutter blicket trübe und kehrt die Augen ab", so ruft der im Jahre 1869 verstorbene 21 jährige Jüngling seinen trauernden Eltern zu. An diesem Denkmal sehen wir auch die an mehreren Beispielen wiederkehrende Anordnung zweier gotisierend an den Ecken angebrachten und aus dem vollen Holz geschnitzten Säulchen mit jonischen Kapitellen.

Die Abb. 177 stellt eine Art dar, die etwa viermal auf dem Kirchhofe vertreten und die haupstsächlich wegen ihrer eigenartigen Form aufgenommen ist. Besonders eigentümlich ist die Behandlung der Voluten des Oberteiles, wo romanisierendes Blattwerk die Krümmungen schuppenartig begleitet. Alle Profile sind aus dem vollen Eichenholz geschnitzt, nur bei einem Denkmal dieser Art sind sie als Leisten aufgelegt und haben infolgedessen auch dem Wetter nicht standgehalten. Gegenüber den gut erhaltenen, aus einer dicken Bohle geschnitzten, geben sie ein liederlich wirkendes Beispiel unsolider Arbeitsweise, die hier sonst nicht anzutreffen ist. Diese Gruppe stammt aus der Zeit um 1860; auch hier habe ich Reste bunter Bemalung gefunden. Die Schrift ist bei allen hier in Frage kommenden Holz- und Steindenkmälern eingegraben. Erhabene Schrift, und zwar in lateinischen Buchstaben, kommt nur bei dem vorerwähnten steinernen Denkmal für Pastor Schroeder vor. Dieser Denkstein (vgl. Abb. 175) wirkt besonders würdig und monumental. Er stammt aus dem Jahre 1834 und scheint an seinem Standorte an der Nordseite der Kirche gesichert zu sein.

Noch ein Wort über die Einfriedigung der Grabhügel, die, wie zwei erhaltene Beispiele zeigen, mittels Holzrahmens erfolgte. In Abb. 187 ist ein solcher dargestellt. Der an den Ecken durch Zinken verbundene und an den Außenseiten profilierte 6 cm starke Eichenholzrahmen hat die Trapezform alter Grabplatten. Die Oberkante ist mit einer 7 cm breiten

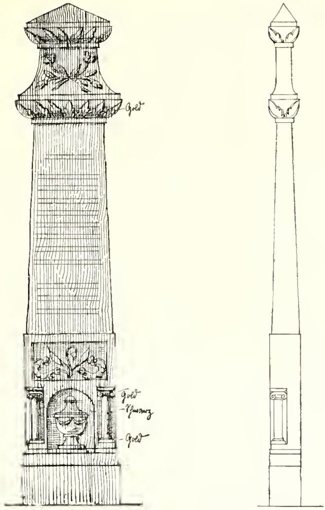


Abb. 183. (Maßstab 1 : 15.)

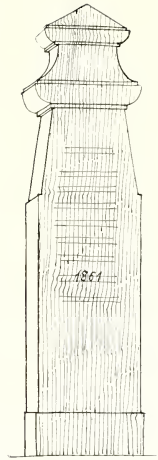


Abb. 184.

Abb. 183 bis 186.
Hölzerne Denkmäler aus den Jahren 1854 bis 1869.

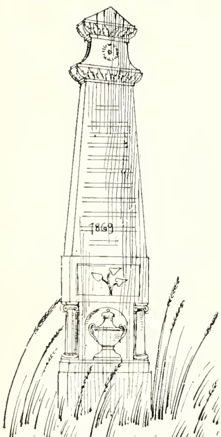


Abb. 185.

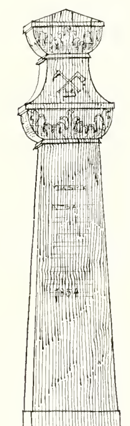


Abb. 186.

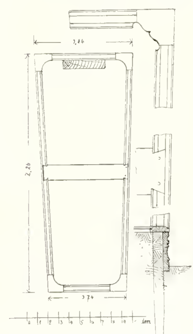


Abb. 187.
Holzrahmen als Umfriedigung des Grabbettes.

Profilleiste abgedeckt und an den Ecken mit einem ausgeschweiften Eckbrett versehen, das auf die daselbst befindlichen Holzpfosten genagelt ist. Mittels dieser in die Erde eingetriebenen Eckpfosten ist der Rahmen befestigt, der dann zur Aufnahme des für Blumenschmuck bestimmten Grabbettes dient. Durch ein schwalbenschwanzartig mit den Deckleisten verbundenes Brett ist ein Ausweichen des Rahmens in der Mitte vermieden worden.

Infolge Verdrängens des kleinen Segelschiffes durch die Riesensegler und Dampfer und infolge der Unwirtschaftlichkeit der Kleinfischerei ist die Prerower Bevölkerung, die früher nur der See gehörte, auf andere Erwerbszweige angewiesen. Sie lebt jetzt meistens von dem, was die Badegäste bringen, und es wird nicht lange mehr dauern, dann sind die Prerower ebenso „kultiviert" wie andere Küstenbewohner mit Badestrand. Es wird dann nicht mehr vorkommen, daß in Prerow noch alte Leute vorhanden sind, die eine Eisenbahn noch nicht gesehen haben, wie es jetzt tatsächlich der Fall ist. Mit dem leichteren Erwerb zum Lebensunterhalt wird der städtische Luxus Einkehr halten und die alte Einfachheit und Biederkeit verschwinden. Deshalb erscheint es umsomehr die Pflicht der Verwaltung des Prerower Gemeinwesens zu sein, die alten Teile des Kirchhofs vorläufig für neue Gräber nicht wieder zu benutzen und die hier besprochenen Denkmäler an Ort und Stelle zu erhalten. Das sind die Nachgeborenen ihren Vätern schuldig, und wertloser Boden zur Erweiterung des Kirchhofes ist genügend vorhanden. Der schlichte Sinn, der aus den Sprüchen der alten Prerower Denkmäler spricht, verdient in unserer Zeit sicherlich mehr Beachtung und Würdigung, als die prunkenden und vergoldeten Inschriften auf den gußeisernen Fabrikkreuzen und den polierten Granitobelisken. Sicherlich genügt nur diese Anregung, um die noch stehenden alten Denkmäler an Ort und Stelle, die Grabhügel, das Baum- und Strauchwerk, sowie die alte Kirchhofsmauer in ihrem jetzigen Zustande zu erhalten. Der erforderliche Platz zur Erweiterung wird sich leicht nördlich der Kirche nach den hohen Dünen hin beschaffen lassen. Die alten aber, auf abgelegenen Teilen des Friedhofs unwürdig umherliegenden Denksteine, sammle man und stelle sie an der Außenmauer der Kirche auf, und den Holzdenkmälern, die dem Wetter zum Opfer gefallen sind, gewähre man eine geschützte Stätte im Innern der Kirche oder des Kirchturms.

Der Kirchhof eines Ortes ist ebensowohl wie die Kirche ein wesentliches Stück Heimat, das mit der Bevölkerung auf das innigste verknüpft ist und deshalb des Schutzes und der richtigen Pflege dringend bedarf. Da vielen Dorffriedhöfen eine gleiche Fürsorge nottut wie dem in Prerow, so mögen diese Zeilen auch andere Gemeinden und Geistliche zu rechter Würdigung ihrer alten Begräbnisstätten anregen.

Berlin 1904. F. Schultze.

Das Rathaus in Marienburg in Westpreußen.

Am 26. Juli 1899 wurde die Stadt Marienburg von einer Feuersbrunst heimgesucht, die in ihrer verheerenden Wirkung an die Berichte mittelalterlicher Geschichtsschreiber erinnert: 17 Bürgerhäuser unter den hohen Lauben und 32 Speichergebäude wurden zerstört. Auf der gegenüberliegenden Seite der niederen Lauben wurde nur ein Gebäude vom Feuer ergriffen: das Rathaus, dessen Dachstuhl nebst dem Glockenturm völlig niederbrannte; die

30 cm starken Gewölbe des ersten Stockwerks und die darauf lagernden Schuttmassen hinderten eine Verbreitung des Feuers nach unten hin, und es blieb das gesamte Mauerwerk einschließlich der Giebel erhalten.

In dankenswerter Weise beschlossen der Magistrat und die Stadtverordneten, das Dach in der alten Form wieder aufzubauen, nachdem außer der Brandversicherungssumme durch eine Beihilfe des Kreises Marienburg, vor allem aber durch ein königliches Gnadengeschenk alle Schwierigkeiten der Geldbeschaffung aus dem Wege geräumt waren. Der Bauentwurf wurde unter Berücksichtigung älterer Photographieen und Aufmessungen von der Schloßbauverwaltung aufgestellt, von der Aufsichtsbehörde genehmigt und im Laufe des Jahres 1901 ausgeführt. Damit ist es gelungen, dem Rathause im Äußeren die alte Eigenart zu bewahren.

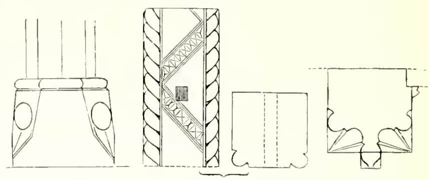


Abb. 188. Westansicht (Marktseite) des Rathauses in Marienburg, 1895.

Nach einer Photographie von K. Müller—Marienburg.

Was dies im Sinne der Denkmalpflege bedeutet, läßt sich am besten durch einen Blick auf die anderen Städte des Ordenslandes beurteilen. Westpreußen besitzt außer in Marienburg nur noch zwei gut erhaltene mittelalterliche Rathäuser, nämlich das altstädtische in Thorn und das rechtstädtische in Danzig, die aber oftmals umgebaut und erweitert sind und von ihrem ursprünglichen Aussehen viel eingebüßt haben. Die Reste des Strasburger und des neustädtischen in Elbing sind nicht von Belang; das Kulmer Rathaus und das altstädtische in Danzig sind völlige Neubauten des 16. Jahrhunderts. In Ostpreußen lassen sich etwa 10 Rathäuser des 14. und 15. Jahrhunderts

nachweisen, doch ist auch hier die ursprüngliche Gestalt meist stark verändert. Insgesamt sind also von etwa achtzig Städten östlich der Weichsel, die beim Ende der Ordensherrschaft (1466) mit Stadtrecht begabt waren, nicht viel mehr als ein Dutzend im Besitze ihrer alten Rathäuser: es sind dies steinerne Urkunden über die Art, wie im 13. und 14. Jahrhundert hier ein deutscher Staat mit deutschen Städten und deutschem Bürgertum geschaffen wurde, wie die Rechtsgebräuche und Einrichtungen des Mutterlandes hierhin übertragen wurden. „Was in Deutschland im Laufe der Jahrhunderte geworden, in seiner Wurzel kaum noch zu erkennen, das wird als etwas Fertiges nach Preußen hinüber getragen — — und liegt uns meistens klar und deutlich, durch Urkunden bewiesen, vor Augen.“ [57]) Anderseits ist den vielen Kriegen und den veränderten Lebensgewohnheiten sehr viel zum Opfer gefallen; die Stadtmauern, Türme und Tore, die Artushöfe und Gildehäuser, die Fleisch-, Brot- und Krambänke sind heute entbehrlich geworden und nur in wenigen Beispielen erhalten geblieben. Am ehesten läßt sich noch die Anlage der alten Rathäuser erforschen, und hier nimmt das Marienburger einen wichtigen Platz ein, da es sich in seiner gesamten Erscheinung ziemlich getreu erhalten hat.



Pfeilersockel in der Ratsstube. Wagebalken. Abb. 189. Uhrkammerbalken.

1. Geschichtliches. Die Stadt Marienburg ist eine Gründung des Deutschen Ordens und erhielt ihre Handfeste am 27. April 1276 durch den Landmeister Konrad von Thierberg zu kulmischem Rechte; in der Handfeste wird das Rathaus nicht erwähnt, nur der Zins von den Fleisch- und Brotbänken. Über diese Bänke sind noch zwei Urkunden erhalten aus den Jahren 1304 von dem Landmeister Konrad Sack und 1336 von dem obersten Treßler Friedrich von Spira. Erst 1365 wird in einer Willkür das Rathaus genannt: „ouch wer do hylf lesschen zu noten das sal man volkomelich vnd wol lonen vff dem Rathuze von der stad“. [58]) Aus dem Jahre 1380 sind zwei bemerkenswerte Urkunden erhalten; in der ersten am Freitage vor Lätare vom Hochmeister Winrich von Kniprode ausgestellten wird die Handfeste erneuert, jedoch ohne Angabe über Budenzins. Die zweite ist elf Wochen später am Freitage vor Trinitatis ebenfalls vom Hochmeister ausgestellt und vereinbart mit den Bürgern, daß statt der bisherigen Einzelzinsen „sy vns sullin gebin alle Jar Sebenczik mark pfennyge gewonlicher müneze vor Brotbenke, fleischbenke, schubenke, vnd Badestobin vnd vor alle den andirn zcins den wir in der stat habin . . . . ouch soulle wir in nicht mehr pflichtik sin holfe zcu tun czu des czinses gebuyde adir czu besserunge des gebuydes“. Vorgreifend sei hier bemerkt, daß die Fleischbänke nach einer 1782 für das Hypothekenbuch gefertigten Grundbeschreibung unweit des Rathauses lagen

[57]) Bender, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands V, Seite 269.

[58]) Voigt, Geschichte der Stadt Marienburg S. 525; dort auch die übrigen Urkunden veröffentlicht.

(vergl. Abb. 198), die Brotbänke dagegen unter dem Rathause selbst, an der Nordseite. Diese Ablösung der Bauverpflichtung erinnert an den ähnlichen Vergleich, der am 27. Januar 1376[59]) vom ermländischen Bischofe mit der Stadt Wormditt geschlossen wurde, und zu dem, wie ausdrücklich bemerkt wird, der Neubau des dortigen Rathauses den Anlaß gegeben hatte. Wahrscheinlich hatte auch in Marienburg der Hochmeister kurz vor 1380 zum Bau des Rathauses erhebliche Beiträge gegeben und löste nun die weitere Bauverpflichtung durch Zinserlaß ab. Bei dem engen Zusammenhange, der im Mittelalter zwischen Rathaus und Kaufhaus herrschte, schien das Eingehen auf die Verkaufsbänke geboten; läßt sich doch auch in Altpreußen fast für jedes Rathaus diese Doppelbestimmung nachweisen. Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts findet sich eine Angabe über das Rathaus in dem Abkommen über den Städtetag in Elbing vom 5. Juni 1425:[60])

„Item von dem gemache, do di stete ire sachen muchten inne handeln czu Marienburg czu habene . . . . ist verramet das is sal steende bleiben bys czur tagfart, das dy ste ken Mariemburg komen; so sal man mit dem rathe zu Mariemburg reden, ab sie uff irem rathuwse czu Marienburg icht eyn gemach hetten adir machen muchten, das den steten eben were.“ Hieraus läßt sich vermuten, daß die in Marienburg abgehaltenen Städtetage wenigstens nach dem Jahre 1425 im Rathause stattfanden. Neben Elbing und Thorn wurde gerade Marienburg als Ort für diese Tagfahrten bevorzugt, in denen die Sendboten der sechs größeren Städte Preußens: Thorn, Kulm, Danzig, Elbing, Braunsberg und Königsberg zusammenkamen. Es war dies die Zeit heftiger innerer, wie äußerer Kämpfe. 1453 begann der schwere Krieg mit Polen, und wie Stoßseufzer muten uns die Inschriften der beiden 1899 leider verbrannten Glocken an:

anno dm im mcccclііі iare
got hilf vns inder engil schar. amen.

und

vespera iam venit nobiscvm criste maneto.

In der Zeit vom September 1457 bis zum 6. August 1460 fand die heldenhafte Verteidigung der Stadt unter dem Bürgermeister Bartholomäus Blume statt, bei welcher der Südgiebel des Rathauses zerstört wurde.

Aus der Zeit polnischer Herrschaft sind nur wenig Nachrichten überliefert; Ständetage fanden auch jetzt hier oft statt (zuletzt 1768), und das Rathaus diente zugleich als Herberge fürstlicher Gäste; 1468 wohnt hier der Ordens-Statthalter Heinrich Reuß von Plauen[61]) und 1521 der Abgesandte des Kaisers und des Papstes.[62]) Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ist eine Angabe erhalten, die über die damaligen Raumbenennungen Aufschluß gibt; der Bürgermeister Wilhelmi erwähnt in seinen Collectaneen[63]) während der Jahre 1699 bis 1721 die Gerichtsstube und die Ratsstube als die beiden wichtigsten Räume im Rathause. Im Jahre 1729[64]) wurde dann der jetzt noch vorhandene Anbau an der Ostseite, an Stelle von sechs Krambuden, und in ihm eine neue Rats- und Gerichtsstube errichtet. Im Jahre 1772 kam

[59]) cod. dipl. warm. III, Nr. 3.

[60]) Toeppen, Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens I, S. 432; auch in den „Hansarezessen“, Bd. VII, Nr. 790, S. 334.

[61]) Thunert, Acten der Ständetage Westpreußen königlichen Anteils, S. 85.

[62]) Elbingisch-preußische Chronik, her. von Töppen, S. 71.

[63]) Her. von R. Töppen 1897 ff., S. 38.

[64]) Memorial des Bürgers C. E. Braun, im Stadtarchive.

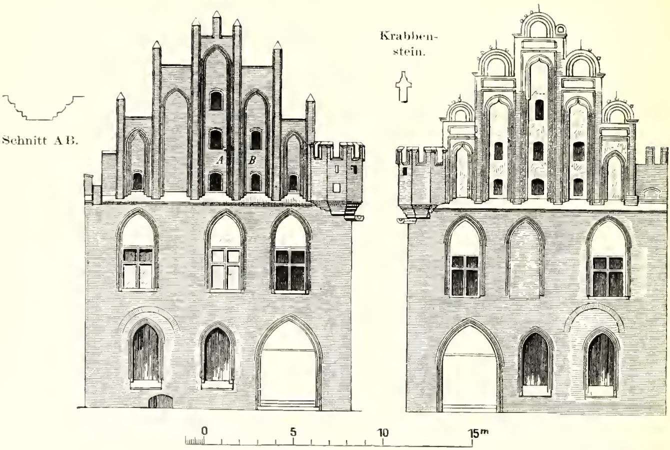
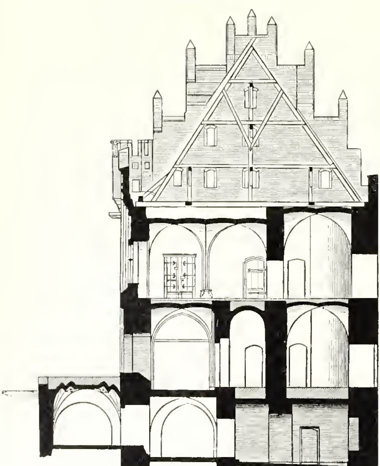
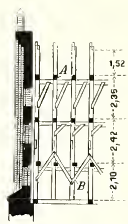
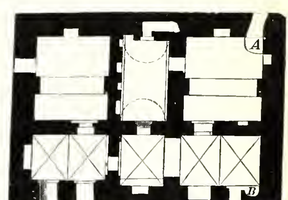


Abb. 190. Nordgiebel. Abb. 191. Südgiebel.





Zu Abb. 192.



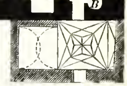


Abb. 192. Querschnitt und Längenschnitt durch das Dach.

Abb. 193. Kellergeschoß.

Das Rathaus in Marienburg.

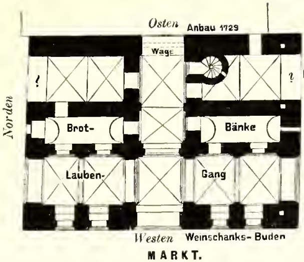


Abb. 194. Erdgeschoß.

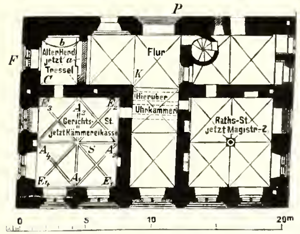


Abb. 195. Obergeschoß.

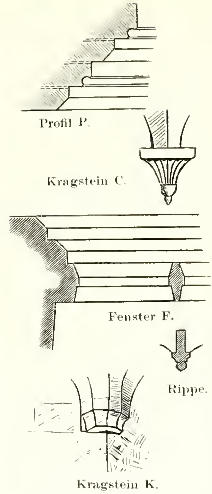


Abb. 196.

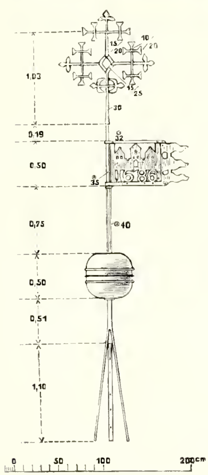


Abb. 197. Turmkreuz.

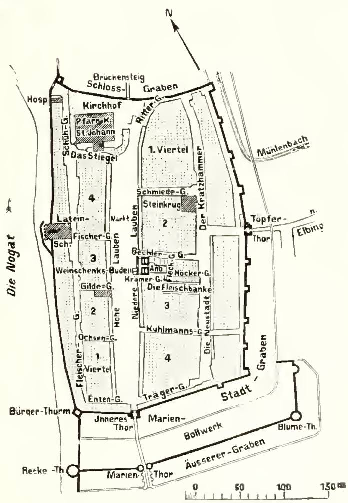


Abb. 198. Plan der Stadt Marienburg.

die Stadt wieder unter preußische Herrschaft; bei der bald danach vorgenommenen Neuordnung des Gerichtswesens erhielt das Stadtgericht Räumlichkeiten im Schlosse, während im Rathause nur der Magistrat und die dritte Ordnung verblieben. Die an der Westseite gelegenen Weinschankbuden wurden 1772 Hauptwache, indes brach man 1821 und 1822 sowohl diese, als auch an der Nordseite die ehemaligen Brotbänke ab. Letztere hatten ursprünglich der Stadt gehört, waren aber 1710 an einen Bürger verkauft und mußten jetzt von der Stadt zurückgekauft werden. Auch ein Pranger stand vor dem Rathause und wurde 1721 mit großen Feierlichkeiten neu gebaut, nach 1772 ist er vermutlich beseitigt.

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Gebäude durchgreifend ausgebessert, doch so, daß der ursprüngliche Zustand meist erkennbar blieb. In folgendem sei daher das Rathaus beschrieben, wie es vor dem 1896 bis 1897 erfolgten Umbau aussah, der leider vieles Eigenartige beseitigt hat.

2. Baubeschreibung. Die Raumverteilung ist aus den drei Grundrissen ersichtlich (Abb. 193 bis 195). Im Keller: zwei als Lagerräume verwendbare Tonnengewölbe, sowie der lange, kreuzgewölbte Gang, der vermutlich zu Schankzwecken diente; im Anbau ein zierliches Zellengewölbe. Im Erdgeschoß: der Laubengang und neben diesem vier Kammern, die zuletzt als Polizeigefängnis, ursprünglich als Verkaufsbänke dienten, dahinter zwei Tonnengewölbe. Im Obergeschoß: die Haupträume, die wahrscheinlich von jeher als Rats- und Gerichtsstube dienten, da im kulmischen Rechte Rat und Schöppen zwei getrennte Körperschaften bilden. Hinten zwei Räume, die wohl oft in ihrer Zweckbestimmung gewechselt haben: Küche, Schreibstube, Fürstenherberge, Tressel u. a. m. Alle drei Geschosse wurden ursprünglich nur durch die Wendeltreppe verbunden, da die jetzigen Kellereingänge und Treppen neuere Anlagen sind. Die äußere Gestalt ist kräftig gegliedert. Im Erdgeschoß ist nur noch die Marktseite unverändert, während die Giebelseiten neuere Fensterdurchbrüche aufweisen. Das Hauptgeschoß hat ringsherum viereckige Fenster in reichgegliederten Bogennischen und wird auf der Marktseite durch die Zinnen, die Erker an den Ecken, sowie die Lisenen-Gliederung ausgezeichnet (Abb. 188). Der mit fünf Blenden in drei Staffeln sich erhebende Nordgiebel (Abb. 190) ist unverändert geblieben; Putz ist in den Feldern nie vorhanden gewesen. Der Südgiebel (Abb. 191) zeigt unten dieselbe Anlage wie der nördliche, hat aber nach der Zerstörung von 1460 neue Staffelkrönungen, welche die bekannten spätgotischen Formen aufweisen, sowie Nischenputz erhalten. Daß die Rückseite des Gebäudes ebenfalls eine Zinnung gehabt hat, läßt sich nur vermuten, denn die Giebelansätze geben keinen sicheren Anhalt hierfür. Als neuzeitliche Zutaten sind die Stuckmaßwerke über den Fenstern und der Stuck-Bogenfries zwischen den Lisenen zu verzeichnen (Abb. 188). Inmitten des steilen Daches erhebt sich der zierliche sechseckige Glockenturm, dessen 1899 abgebranntes Vorbild noch aus spätmittelalterlicher Zeit stammte.

Kreuz, Wetterfahne und Kugel von 1686 wurden aus dem Brande gerettet und zieren wieder den Turm (Abb. 197). Die Formsteine des Äußeren lassen sich in zwei Gruppen scheiden, die früheren einfachen des 14. und die späteren reichen des 15. Jahrhunderts.

Das Innere ist in seiner Formengebung einfach. Scharfgratige Kreuzgewölbe, die in der Laube und dem unteren Flur zwischen schwere, ausgekragte Gurtbögen eingespannt sind, sonst aber ohne Gurt zusammenstoßen, und schlichte rundbogige Tonnengewölbe bestimmen das Gepräge der Räume, Nur die beiden Eckzimmer über den Lauben sind reicher gewölbt, das süd-

liche mit vier scharfgratigen Kreuzgewölben unter Zuhilfenahme eines granitenen Mittelpfeilers (Abb. 189); doch es scheint dies nicht mehr der ursprüngliche Zustand zu sein, denn der Pfeilerschaft paßt nicht zum Sockel. Vielleicht steht die Veränderung dieses Gewölbes in Zusammenhang mit der Giebel-Instandsetzung nach 1460. Dagegen hat das nördliche Eckzimmer ein eigenartiges Kuppelgewölbe auf Rippen, mit Stichkappen an den Raumecken. Eine namentlich in der Eckbildung ähnliche Gewölbeform enthalten die beiden Sommer- und Winter-Remter des Hochmeister-Palastes. Im Flur des Erdgeschosses wurden 1903 und 1905 bei der Gelegenheit von baulichen Änderungen die alten Verkaufsläden freigelegt. Bis zu 0,80 m über dem ursprünglichen Fußboden war die anderthalb Stein starke Brüstung voll aufgemauert. Darin lag in einer nach dem Flur offenen, zwei Stein tiefen Nische die eigentliche Ladenöffnung von 0,82 : 1,48 m Lichtmaß. Der Verschluß erfolgte, wie die noch gefundenen Eisenhaken beweisen nicht durch Türen, sondern je durch zwei in wagerechten Achsen sich drehende Klappen. Diese Einrichtung ist z. B. jetzt noch an den im 18. Jahrhundert erbauten Fleischbänken auf dem Marktplatz zu Kulm a. W. im Gebrauch und deshalb ist in Marienburg der Nachweis solcher Ladenanlagen für das 14. Jahrhundert kulturgeschichtlich besonders wertvoll.

Der 1899 abgebrannte Dachstuhl aus Kiefernholz war noch die mittelalterliche Zimmerung. Die Abbildung 192 zeigt ein Gebinde der Nordhälfte, welches unverändert erhalten war, während die Südseite mehrfach Umbauten erfahren hatte. Von den alten Heizanlagen ist außer den Schloten nur wenig erhalten. Im Keller befindet sich bei *A* (vergl. Abb. 193) eine Stichkappe im Gewölbe, die auf den Mantelansatz eines Eckkamins schließen läßt, während bei *B* nur eine Ausnischung auf das frühere Vorhandensein eines Kamins hinweist. Die Anordnung der Kamine in den vier Gebäudeecken läßt sich bei preußischen Rathäusern mehrfach beobachten (in Bischofstein und Wormditt) und war vielleicht auch hier vorhanden. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht der kleine mit einem Kreuzgewölbe überdeckte Raum an der Nordostecke des Obergeschosses; derselbe hat an den Wänden *a* und *b* (vergl. Abb. 195) in Mannshöhe über dem Fußboden flache Gurtbogen, auf denen noch beträchtliche Reste schräger Mantelwölbungen erhalten sind, also war hier ursprünglich ein Herd mit weitem Rauchfang vorhanden, oder wenigstens beabsichtigt, denn das jetzt vorhandene Kreuzgewölbe scheint ebenfalls mittelalterlich zu sein, wenn auch aus späterer Zeit, wie aus der Kragsteinform bei *C* und dem Vorhandensein des Fensters hervorgeht. — Weitere Kaminanlagen aus alter Zeit fehlen. Die Fußböden der Flure und des Laubenganges sind mit Gotländer Kalksteinplatten belegt. Die Fensterkreuze in den beiden Haupträumen des Obergeschosses sind neu und aus Stuck gefertigt, dagegen finden sich in den Fenstern des Mittelflures und des veränderten Herdraumes noch die alten Granitpfosten mit sehr einfachem Profil (vergl. Abb. 196).

Bemerkenswert sind sodann mehrere innere Ausbaustücke. Das Kassen- und das Magistratszimmer besitzen drei Wandschränke mit sehr schönen geschmiedeten Beschlägen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; ebenfalls mittelalterlich ist die Tür vom Magistratszimmer zum Flur, welche mit Verdopplung gezimmert ist, so daß innen die glatten Bretter, die Einschubleisten und die Langbänder liegen, außen das profilierte Rahmwerk mit acht rollenartig gestochenen Füllungen. Zwei bedeutungsvolle Einbauten hatten sich noch bis vor kurzem erhalten; nämlich in dem hinteren Torbogen des Erdgeschosses war $2^1/_2$ m über dem Fußboden ein gekehlter,

eichener Wagebalken eingemauert, und im Flur des Obergeschosses waren in halber Höhe drei Balken, welche die Uhrkammer trugen, eingezogen. (Vgl. Abb. 189.) Um den Querschnitt durch die tiefe Auskehlung nicht zu sehr zu schwächen, hat man den Birnstab als Latte untergenagelt.

Nach diesem Baubefund darf man die Errichtung des gegenwärtigen Rathauses in die spätere Zeit des 14. Jahrhunderts setzen. Im Äußeren die Zinnen und Erker, im Inneren die Kuppelgewölbeform, diese beiden Merkmale verraten eine bestimmte Abhängigkeit von dem Hochmeisterpalaste, der nach F. v. Quasts Darlegungen[65]) unter Winrich v. Kniprode (1351 bis 1382) entstanden ist. Die oben erwähnten Urkunden vom Jahre 1380 lassen auf Bauten am Rathause in dieser Zeit schließen. Bemerkenswert ist auch, daß der für 1379 bis 1384 bezeugte[66]) erste Bau des Danziger rechtstädtischen Rathauses mit dem Marienburger gewisse Ähnlichkeit im Grundriß und Aufriß hat; im Grundriß die Querteilung in mehrere kleinere Räume, die sonst bei keinem Rathause hierlands für das 14. Jahrhundert nachweisbar ist, im Aufriß die Zinnenkrönung, deren vermauerte Überreste in Danzig über den Fenstern des ersten Stocks noch erkennbar sind.

Jedenfalls muß der Gedanke, daß das gegenwärtige Rathaus um 1276 erbaut ist, von vornherein abgewiesen werden. Abgesehen von den stylistischen Gründen ist es ausgeschlossen, daß eine kleine Landstadt ohne nennenswerten Handel gleich im Anfange ihrer kommunalen Entwicklung ein so aufwendiges Rathaus erbaut, zumal die Landesherrschaft aus politischen Gründen, immer nur schrittweise, bei nachgewiesenem Bedürfnis, derartige Bauten genehmigte (vgl. Thorn-Altstadt).

Um das Bauprogramm des Marienburger Rathauses zu untersuchen, wird es nötig, den Stadtplan (Abb. 198) zu Hilfe zu nehmen. Marienburg gehört zu jener kleineren Gruppe preußischer Städte, die einen straßenartigen, „langen" Markt haben (Rechtstadt Danzig, Altstadt Elbing, Pr.-Holland, Altstadt und Kneiphof Königsberg), meist wohl nur aus Rücksicht auf die Beschaffenheit des Geländes. Hierbei wurde die sonst beliebte Anordnung, das von Buden umgebene Rathaus inmitten des Marktes, unmöglich, und man schaltete das Rathaus mit den Bänken und Buden zwischen die Häuserviertel ein. Hier lagen denn die Fleischbänke, die Krambuden und Brotbänke und gaben den dazwischen liegenden Gassen ihre zum Teil noch jetzt gebräuchlichen Namen: Krämer-, Höker-, Fleck- und Bechlergasse. Da das jetzige Rathaus in den Untergeschossen ein durchaus einheitlicher Bau ist, ohne jede Spur eines älteren Baues, etwa aus dem 13. Jahrhundert, so wird das bei Anlage der Stadt erbaute erste Rathaus wohl nur ein Holzbau oder ausgemauerter Bindwerkbau gewesen sein. Die merkwürdige Angabe in der 1365 begonnenen Stadtwillkür „item das Bürgerding sal man halden off den Koningartushofe" läßt sich nur so erklären, daß man die eigentlichen rathäuslichen Geschäfte, von denen die Rechtsprechung einen wesentlichen Teil ausmachte, während eines Neubaues im Artushofe abhielt. Letzterer lag dem Rathause schräg gegenüber in dem als „Gilde" noch 1781 bezeichneten Laubenhause, das 1782 als Bethaus umgebaut wurde und 1899 abbrannte. Durch einen derartigen Neubau des Rathauses innerhalb vorhandener Gassen erklären sich die Schiefwinkligkeit des Grundrisses und die geringen Abmessungen desselben: ein Drittel des

[65]) Neue preuß. Prov.-Blätter 1850, S. 194 u. 196.

[66]) Die Original-Rechnungen im Stadtarchive in Danzig, Depositum des Kgl. Staatsarchives.

Raumes beansprucht der Laubengang, und im Rest haben nur wenige Krambänke Platz. Man mußte daher auf die Anlage eines weiträumigen Untergeschosses, wie in vielen anderen altpreußischen Rathäusern, zunächst verzichten, und es erschienen die Remter und Schreibstuben des Obergeschosses als der wesentlichere Bestandteil des Baues. Daß man aber schon im Mittelalter daran dachte, das Rathaus zu einem Kaufhaus zu erweitern, darauf deuten Verzahnungen an der Ostseite, doch kam es nicht dazu. Schon ein Menschenalter nach der Fertigstellung des Baues, 1410, beginnt mit dem unglücklichen Kriege ein Rückgang im Wohlstande, der zu aufwendigen Neubauten nicht ermutigte; nur der 1460 zerschossene Giebel mußte geflickt werden.

Dieser Eigentümlichkeit, daß das alte Bauprogramm vorwiegend Verwaltungsräume enthält, danken wir die verhältnismäßig getreue Erhaltung des Innenzustandes; das leichte Holzwerk in den weiträumigen Kaufhäusern anderer Orte ist im Laufe der Zeit meist beseitigt. Möchte das Marienburger Rathaus vor größeren Umbauten auch fernerhin verschont bleiben, als ein wertvolles Denkmal alter Städteverfassung im Gebiete des kulmischen Rechtes.

Marienburg. Bernhard Schmid.

Die Schurzholzkirchen Westpreußens.[67])

Obwohl die Provinz eine sehr stattliche Anzahl von Holzkirchen besitzt, so haben sie bisher nur wenig Beachtung durch die Forscher gefunden. Es geht ihnen der künstlerische Reichtum ab, den wir sonst an den Holzbauten Mittel- und Süddeutschlands oder Norwegens bewundern können; so boten denn die Backsteinbauten zunächst ein dankbareres Studienmaterial.

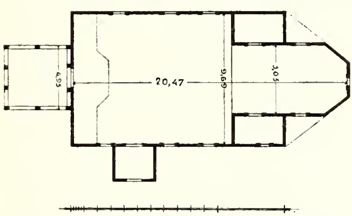


Abb. 199. Kirche zu Radomno, Kr. Löbau, 1903 abgebrochen. 1 : 400.

Dorgerlohs Aufsatz von 1881 über die Kirche zu Reichenau im Kreise Osterode ist meines Wissens der erste Hinweis auf diese Bauten, bezieht sich allerdings auf das benachbarte Ostpreußen[68]). In den Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westpreußen werden in Band II einige Schurzwerkskirchen des Kulmerlandes beschrieben, doch nicht abgebildet.

In einem Referat über einen im Westpreußischen Geschichtsverein 1904 gehaltenen Vortrag[69]) hat dann der Unterzeichnete es versucht, auf diesen Stoff hinzuweisen. Die eigentlich schaffende Tätigkeit des Ordens auf dem Gebiete innerer Kolonisation umfaßt etwa nur vier Menschenalter, von 1280

[67]) Nach dem Jahresberichte über die Denkmalpflege in Westpreußen, 1905, an die Provinzialkommission zur Verwaltung der westpr. Prov.-Museen erstattet vom Prov.-Konservator.

[68]) Altpreußische Monatsschrift 1881. Band XVIII.

[69]) Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins III, 22.

bis 1410. Der Bau massiver Kirchen galt wohl stets als das erstrebenswerteste Ziel, wo das aber zunächst nicht zu erreichen war, da wurde der Holzbau durchaus nicht verschmäht, um nur überhaupt das Land mit Kirchen zu versehen, die damals denn auch zahlreicher als jetzt waren. So kam es, daß weite Gebiete Pommerellens 1410 noch keine Backsteinkirchen hatten, während in dem Kulmerlande, auch in Pomesanien zahlreiche Backsteinkirchen zugrunde gingen. In beiden Fällen hat sich bis auf unsere Tage der Holzbau erhalten. Einen urkundlichen Belag bieten uns die im Staatsarchive zu Königsberg vorhandenen, gewissenhaften Aufzeichnungen über die Verwüstung Preußens durch die Polen 1414 (Ordens-Foliant 5b): die fortwährenden Vermerke „die Kirche verbrannt" lassen nur die Deutung auf einen Holzbau zu, wenn nicht ausdrücklich einmal das Gegenteil angeführt ist. Von den Kirchen zu Steinborn und Marienfelde bei Schlochau wird es aber direkt gesagt, daß sie von Holz waren: „Item im selben tage wart vorbrant czu Steynborn eyne hulczyne kirche uff dy grunt mit eyme holczyne glagthorme mit den glacken". Man muß dabei berücksichtigen, daß die ausgedehnten Forsten in der Provinz, unter denen besonders die Tucheler Heide zu nennen ist, diesen bequemen Baustoff mühelos gewährten. Schon in der Ordenszeit finden wir in jeder wichtigeren Komturei einen mit der Waldwirtschaft betrauten Ritterbruder, den Waldmeister, so in den Konventen zu Christburg, Marienburg, Danzig, Schlochau, Tuchel u. a. Wie die Amtsinventare zeigen, lagerte in den Ordenshöfen

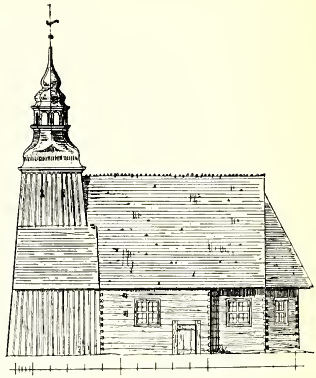


Abb. 200. Kirche zu Firchau, Kr. Schlochau.



Abb. 201. Wielle, Kreis Konitz. 1733 erbaut, 1903 abgebrochen.

stets ein größerer Vorrat Bauholz, so 1396 im Zimmerhofe der Komturei Danzig $12^1/_2$ Schock „Ronen“. Ob die Baulast des Kirchenpatrons (in Ostpreußen Wert der Baustoffe, Stein, Kalk und Holz, in Westpreußen $^2/_3$ der Barkosten oder der Holzwert) damals schon rechtlich begründet war, ist zweifelhaft; es finden sich keine urkundlichen Angaben hierüber. Jedenfalls hat sich aber diese Observanz gebildet, die dem Baue hölzerner Kirchen allen Vorschub leistete; erst aus polnischer Zeit sind einige Privilegien, die einer Kirche freies Bauholz verleihen, bekannt.

Von den mittelalterlichen Holzkirchen ist, soviel bekannt ist, jetzt keine mehr übrig, die ältesten datierten reichen in die Mitte des XVII. Jahrhunderts zurück. Schönbaum (Kr. Danziger Niederung) 1644, Neukirch (Kr. Konitz) 1658, beide von Bindwerk, und Gr. Wisniewki (Kr. Flatow), der älteste Schurzwerksbau, von 1647.



Abb. 202. Christfelde, Kreis Schlochau (um 1700).

Ein Beweis dafür, daß alle diese späten Bauten Nachfolger mittelalterlicher Kirchen sind, liegt auch in dem häufigen Vorkommen gotischer Glocken, so in der vorseitig abgebildeten Kirche zu Firchau u. a.

Im allgemeinen kann man beobachten, daß die waldlosen Niederungen den Fachwerksbau bevorzugen und das Höhenland das Schurzwerk, obwohl zuweilen auch das Gegenteil stattfindet. Gegenwärtig sind in der Provinz noch etwa 40 Kirchen dieser letztgenannten Bauart vorhanden, namentlich in den Kreisen Strasburg, Löbau, Konitz, Schlochau und Dt. Krone.

In konstruktiver Hinsicht ist zu bemerken, daß die Türme stets aus verschaltem Bindwerk errichtet sind und nur die Schiffswände aus Schurzbohlen bestehen, Halbhölzern von durchschnittlich 15 cm Stärke und 30 bis 40 cm Höhe. In den Eckverbänden finden sich die verschiedenartigsten Formen, der gerade Kamm, der Schwalbenschwanz, mit und ohne Haken, der Kamm einseitig oder, was häufiger ist, in der Mitte angesetzt, die Hölzer bündig mit der Wandflucht, oder 10 bis 15 cm vortretend. Es ist dies ja auch die einzige Gelegenheit, bei welcher der Zimmermann seine Kunst zeigen kann. Für die Fenster und Türen werden Pfosten in die Bohlen gezopft, die außen bündig sind, innen etwas vortreten. Als Dachdeckung dienen Holzschindeln oder holländische Dachpfannen. Bezüglich der Plangestaltung herrscht eine gewisse Übereinstimmung; im Westen liegt der Turm, entweder frei vor dem Giebel, oder in bescheidener Form als Dachreiter, und

im Osten ist ein besonderes Altarhaus abgesetzt; die Sakristei liegt am Presbyterium; Vorhallen, zuweilen auch angebaute Kapellen, bereichern den Grundriß. Als Beispiel diene der Grundriß Abb. 199 der 1904 abgebrochenen Kirche zu Radomno (Kr. Löbau), erbaut 1702, dessen Abmessungen schon ziemlich aufwändig sind. Die kleine Kirche zu Zlotterie bei Thorn hatte weder Turm noch abgesetztes Presbyterium; das letztere pflegt sonst auch den kleineren Kirchen nicht zu fehlen, vergl. die Kirche zu Firchau, Abb. 200. Eine besondere Barbara-Kapelle hat die Kirche zu Sierakowitz.

Reichere Grundrißformen sind sehr selten; ein Beispiel hierfür ist die 1761 erbaute Kirche zu Rosenthal, Kreis Löbau, an deren Schiff sich zwei polygonal geschlossene Kapellen anlehnen, so daß die innere Raumwirkung fast die einer Zentralanlage ist. Ähnlich war die 1903 abgebrochene Kirche zu Wielle



Abb. 203. Pinschin, Kreis Pr. Stargard, erbaut 1745.

(Kr. Konitz). Die Architektur ist im Gegensatz zu den Holzkirchen anderer Provinzen recht schlicht; den Wänden fehlt jeder Schmuck, sie werden häufig verschalt, mit Fugenleisten, so daß die Schichtung der Bohlen verdeckt ist. Kleine, annähernd quadratische Fenster mit glatter Brettumrahmung unterbrechen die Flächen. Dennoch sind diese Bauten nicht reizlos, da durch die manigfachen Anbauten und die sehr verschiedenartige Durchbildung der Türme eine wirkungsvolle Gliederung erzielt wird. Sehr oft ist das Chordach von derselben Breite wie das des Schiffes, um den zu Undichtigkeiten Anlaß gebenden Absatz über den Triumphbogen zu vermeiden; dann ladet das Chordach weit aus und wirft tiefen Schatten (Abb. 200). Nichts an diesen Bauten ist unwahr oder bedeutungslose Schmuckform; sie sind aus den wirtschaftlichen Bedingungen und religiösen Anschauungen erwachsen und wertvolle Denkmäler dieser Provinz. So stehen sie auch als Kunstwerke vor uns da, als gut erdachte, bodenständige Lösungen für den Baubegriff der Dorfkirche (vergl. Abb. 201 bis 203).

Das Innere ist von dem der Steinkirchen nicht so sehr verschieden; Altäre, Kanzel und Orgel usw. entstammen aus denselben städtischen Werkstätten und erheben sich zuweilen zu hoher künstlerischer Vollendung, während das Gestühl hier wie dort schlichtere, bäuerliche Formen zeigt. Reizvoll sind zuweilen die Formen der Ständer und Emporenbrüstungen, der Übergang von der Wand zur flachgewölbten Decke, und die kleinen breiten Fenster, die in ihrer Gestalt so ganz von denen der Backsteinkirchen abweichen. Farbiger Schmuck ist selten. Immerhin sind genug Merkmale vorhanden, die auch im



Abb. 204. Katholische Kirche zu Rumian. Kreis Löbau. Erbaut 1714.

Inneren uns das Wesen der Holzkirchen andeuten und sich zu einem stimmungsvollen Gesamtbilde vereinigen (vergl. Abb. 204).

Es entsteht nun die Frage, wie sollen wir diese Denkmäler der Nachwelt erhalten? Denn die Neuzeit drängt unwiderstehlich auf die Errichtung großer, massiver Bauten an Stelle dieser kleinen, aus denen der Geist längst verschollener Tage zu uns spricht. Bildliche Aufnahmen allein würden da nicht genügen. So gibt es nur zwei Auswege, entweder man errichtet die Neubauten auf einer anderen Stelle, so daß die Holzkirche als Kapelle bestehen bleibt, oder man verpflanzt den Holzbau nach einem Museumspark. Solche Anlagen bestehen ja schon mehrfach. Es sei nur auf die Freiluftmuseen in Skansen bei Stockholm und Bygdö bei Christiania hingewiesen, in denen zahlreiche skandinavische Bauernhäuser und Stabkirchen neu aufgebaut sind. Ähnliches hat man neuerdings in Deutschland zu Beuthen, Kiel

und Husum mit gutem Erfolge unternommen. Für Westpreußen erscheint dies der einzige Weg, zur dauernden Erhaltung dieser Denkmäler zu gelangen, und es müssen Mittel gefunden werden, dies zu ermöglichen.

Preuß. Stargard, im Dezember 1905. Bernhard Schmid.

Das Kuhtor in Danzig.

Die im Anfange des 14. Jahrhunderts unter der Herrschaft des Deutschen Ordens entstandene Rechtstadt Danzig zeigt in ihrem Bebauungsplane alle Merkmale einer Hafen- und Handelsstadt: die Hauptstraßen gehen, annähernd parallel unter sich, durch die ganze Breite der Stadt hindurch und führen zur „langen Brücke" am Hafen, den hier der Flußlauf der Mottlau bildet. Ähnlichen Grundriß haben die beiden anderen Haupthandelsstädte des preußischen Weichselgebietes Thorn und Elbing.



Abb. 205. Ansicht des Kuhtores.

In Thorn, das bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein entwickeltes Gemeinwesen hatte, zeigt die Stadtmauer an der Uferseite noch die gleiche Bewehrung mit Torburgen und Türmen wie auf den Landseiten, und es stehen heute noch, als Zeugen einer vergangenen Kultur, das stattliche Brücktor, das Nonnentor, der krumme Turm und zwei andere Mauertürme. In Elbing dagegen sind die alten Mauerpforten nach dem Hafen so verbaut, daß ihre alte Anlage nicht mehr erkennbar ist. Anders in Danzig, an dessen Mauern nachweislich erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut wurde; die drei Landseiten hatten hier Tore und Türme nach alter Art, die auch noch nicht für den Gebrauch von Handfeuerwaffen berechnet waren. Auf der vierten Seite, am Wasser, hat jede Hauptstraße ihr Wassertor, von denen das Krantor 1444 umgebaut und das ehemalige Koggentor nach 1568 durch einen stattlichen Neubau ersetzt wurde; die übrigen aber, das Johannis-, Heiliggeist-, Frauen-, Brotbänken- und Kuhtor ihre erste mittelalterliche Gestalt noch ziemlich bewahrt haben. Trotz verschiedener Eigenarten, die jedes einzelne Tor für sich wertvoll machen, ist das Bauprogramm überall das gleiche: erstens die Toranlage als Zollschranke, da seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von jedem ein- oder auslaufenden Schiffe eine Abgabe, der „Pfundzoll", erhoben wurde; zweitens Wohn- oder Geschäftsräume für städtische Beamte. Eigentliche Verteidigungseinrichtungen fehlten, oder sie sind nur nebensächlich behandelt. Alle diese Tore sehen daher wie stattliche zwei- oder dreigeschossige Wohnhäuser mit einer mittleren Tordurchfahrt aus.

Das Kuhtor in Danzig (vgl. Abb. 205) wurde wahrscheinlich im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts erbaut; es ist im Grundriß ein Rechteck

von rd. 17,85 m Länge und 8,33 m Tiefe. Das Äußere sieht jetzt, namentlich für ein Laienauge, wenig ansprechend aus: überall Fensterdurchbrüche und schmutzige Tünche auf den Ziegeln. Doch sind alle Anhaltspunkte vorhanden, um die alte Architektur zu ergänzen.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, das Tor in dieser Weise wiederherzustellen. Die Wissenschaft hätte den Nutzen, daß ein bemerkenswerter Profanbau des Mittelalters erhalten bliebe; vielleicht ließen sich auch die alten Treppen und die Fallgatterbahnen auffinden. Für das Stadtbild Danzigs ergäbe sich eine Verschönerung unter Beibehaltung des ehrwürdigen Alten, und den erweiterten Verkehrsanforderungen ließe sich durch einen zweiten Tordurchbruch wohl genügen. Die Kosten wären nicht sehr hoch und die technischen Schwierigkeiten überwindbar; möchten sich die maßgebenden Kreise diesen Auffassungen anschließen, um das Tor, dessen Bestand jetzt ernstlich gefährdet ist, zu retten. Marienburg. 1904.

Diesen vor bald zwei Jahren geschriebenen Zeilen ist noch ein Nachwort anzufügen. Aus Gründen, die an dieser Stelle nicht zu erörtern sind, wurde der Abbruch unvermeidlich und erfolgte im November 1904.

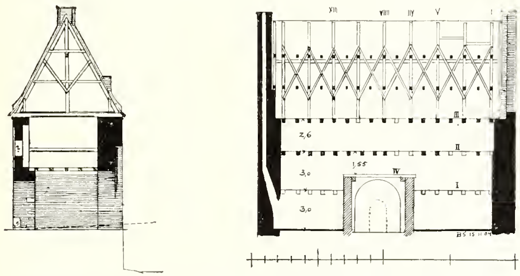


Abb. 206 u. 207. Querschnitt und Längenschnitt des Kuhtores.

Doch ermöglichte der Abbruch wenigstens eine genauere Aufklärung der Bauanlage. Der alte Kehlbalken-Dachstuhl mit 17 vollen Gebinden war noch durchweg erhalten, ohne jede Spur von Umbauten, als Zeichen, daß der obere Abschluß von jeher die Form eines einfachen Satteldaches hatte. In den Einzelheiten ließ sich mancher, jetzt längst vergessene Brauch alter Zimmermannskunst beobachten. Darunter hatte das Gebäude den in Abb. 206 skizzierten Querschnitt mit drei durch Balkenlagen getrennten Geschossen von 3,0, 3,0 und 2,60 m Höhe. Die Balken, durchschnittlich 28 : 26 cm stark, waren abgeschmiegt und stellenweise noch mit Resten roten Anstriches behaftet. Im Dachboden lagen auf der Dielung Ziegelfliesen von 2,2 cm Stärke und 11,5 und 15 cm Quadratseite; vielleicht waren einst alle Geschosse so belegt.

Wichtig war nun folgende Beobachtung. Die Balkenlagen III und II erstreckten sich durch das ganze Gebäude, je mit 0,95 bis 1,0 m Balkenabstand, es war also im zweiten Obergeschoß — von neueren Einbauten abgerechnet — immer nur ein hallenartiger Raum gewesen. Dagegen befanden sich die Balken Nr. 1 (Abb. 207) nur über den seitlichen Räumen, nicht über der

Torkammer; diese war mit einer roh gezimmerten Balkenlage IV überdeckt, welche von den Balken Nr. II nur 1,55, von der Erde aber 4,45 m entfernt war, immer von der Balkenoberkante gerechnet. Der Raum zwischen II und IV war daher mit nur 1,45 m unbewohnbar, und nur durch allerlei Winkeleien und Einbauten hatte man die Geschosse über der Durchfahrt bewohnbar gemacht. Aus diesen Merkmalen folgt, daß früher auch die Balkenlage I durch den ganzen Bau ging und später über der Durchfahrt mal höher gelegt ist; der Grund ist noch erkennbar. Bei 3,0 m Stockwerkshöhe und rd. 2,70 m lichten Maßes kann ursprünglich hier nur eine Fußgängerpforte gewesen sein, kein zweiflügeliges Tor für Wagenverkehr. Als der Verkehr zunahm, wurde, vielleicht im 16. Jahrhundert, das Tor erweitert auf 3,45 m Weite und die entsprechende Höhe, und dazu brauchte man einen Teil des mittleren Geschosses. Hierdurch erklärt es sich, daß beide Torbogen rundbogig waren und nachmittelalterliches Mauerwerk aufwiesen, ohne die früher üblichen Ablaufsteine.

Alte Treppenanlagen waren nicht mehr festzustellen, haben aber jedenfalls nur in hölzernen Stiegen bestanden. Zwei weite Rauchrohre lagen in der Mitte der beiden Giebel, doch waren Kamine nur im Erdgeschoß. Leider war es nicht möglich, beim Abbruch den alten Fensteranlagen nachzuspüren, jedenfalls sind sie im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verändert und der seinerzeit vom Unterzeichneten gegebene Ergänzungsversuch ist nicht ganz stichhaltig.

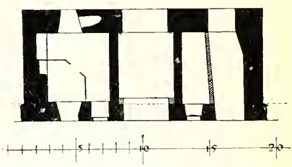


Abb. 208. Grundriß des Kuhtores.

Als fester Kern schält sich aber folgendes heraus für die Zeit der Erbauung im 14. Jahrhundert: im Erdgeschoß eine Fußgängerpforte nach der Brücke hin und zu beiden Seiten zwei heizbare Räume für städtische Beamte; in den beiden Obergeschossen Speicherräume. Verteidigungsanlagen fehlen, nur das Motiv der Fallgatternische ist auf der Flußseite dekorativ verwertet. So kennzeichnet sich der Bau als ein richtiges Zollhaus und erinnert uns an den mächtigen überseeischen Handel Danzigs, das damals alle älteren preußischen Städte überflügelte. Später wurde die Pforte zum Tor erweitert, vielleicht 1461 beim Neubau der Brücke. Schließlich wurden im ganzen Gebäude Wohnungen eingerichtet, die allmählich in Privatbesitz übergingen und einen ziemlichen Wirrwarr boten.

In dieser Entwicklung spiegelt sich die so vieler Profanbauten des Mittelalters, die bei den ganz veränderten Lebensformen zwecklos werden; nur was bescheiden an der Seite steht, läßt sich noch dauernd erhalten, die anderen werden das Opfer modernen Verkehrs, und die Wissenschaft muß sich mit der Erhaltung des Bildes begnügen.

Als Beispiel dafür, wie man im Mittelalter Stadttore erweiterte, war das Kuhtor besonders wertvoll.

Preuß. Stargard, im Februar 1906. Bernhard Schmid.

Führer durch den Danziger Artushof. Im Auftrage der vereinigten Banken verfaßt von Dr. Paul Simson. Danzig 1902. Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H. 43 S. in 8° mit Titelbild. Geh. Preis 50 Pf.

Der durch sein Werk „Der Artushof in Danzig und seine Brüderschaften, die Banken“ in Danzig rühmlichst bekannte Dr. Paul Simson hat

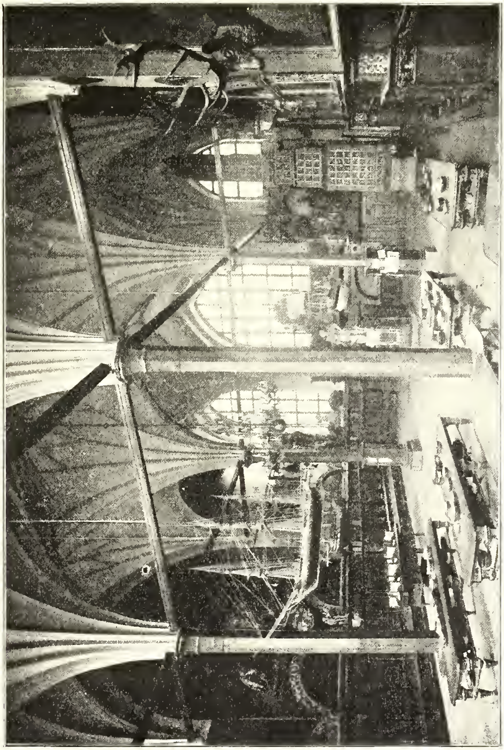


Abb. 209. Halle im Danziger Artushofe.

vor kurzem auch, und zwar ebenfalls auf Veranlassung der vereinigten Banken einen Führer durch den Danziger Artushof geschrieben, welcher [uns über den Zweck und die Geschichte dieses hervorragenden Gebäudes sowie über die Herkunft der in demselben enthaltenen Kunstwerke wertvolle Auskunft gibt. Was hiervon die Denkmalpflege besonders angeht, mag kurz wiedergegeben sein. In dem Absatz „Geschichtliches“ teilt uns der Verfasser mit,

daß dieser Artushof in Deutschland der einzige noch erhaltene von den Artushöfen ist, die in den Handelsstädten an der Ostseeküste im 14. Jahrhundert entstanden sind. Die Georgenbrüderschaft, eine Körperschaft von Patriziern, erbaute ihn in der Zeit von 1348 bis 1350 für gesellige Zwecke und ritterliche Übungen. Das Gebäude bestand damals aus einer Halle und einem Seitengemach. In der Nacht von dem 27. auf den 28. Dezember 1476 brannte die Halle des Artushofes bis auf die Kellergewölbe nieder, und in der Nacht vom 2. zum 3. April 1477, also ein halbes Jahr später, brannte auch das Seitengemach ab. Die Stadt baute alsdann einen zweiten, größeren und prächtigeren Bau, welcher am 2. Dezember 1481 vollendet war.

Jetzt bildeten sich im Artushofe einzelne Brüderschaften, die von dem Beieinandersitzen auf einer Bank den Namen Banken erhielten. Es entstanden die Reinholds-, Heilige Dreikönigs-, Marienburger, Christopher- oder Lübische, Holländische und Schifferbank. Das Gebäude erfuhr mehrfache größere Herstellungen, welche seinen Charakter veränderten, so namentlich 1552 und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Georgenbrüderschaft, die ursprüngliche Erbauerin und Besitzerin des Hofes, verließ ihn, unzufrieden mit der schnellen Demokratisierung seiner Besucher, und gründete sich in den Jahren 1487 bis 1494 neben dem Langgasser Tor ein neues Heim, die jetzige Hauptwache. Im Jahre 1742 ist der Artushof der Kaufmannschaft als Börse überwiesen worden, nachdem die Banken sich bereits aus demselben zu einem völligen Stilleben zurückgezogen hatten.

Einem andern Zweck diente der Artushof jedoch noch vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der freistädtischen Zeit: es hielten hier die Schöffen der Stadt an den öffentlichen Gerichtstagen das sogenannte echte Bürgerding ab. Dieser Umstand ist maßgebend gewesen für die Herstellung eines großen Gemäldes in der Halle, des Jüngsten Gerichtes von Anton Möller.

Nach diesen geschichtlichen Angaben beschreibt der Verfasser die beiden Fronten des an zwei Straßen belegenen, eingebauten Hauses. Die ältere an der Brotbänkengasse trägt noch den ursprünglichen rein gotischen Charakter, wenngleich verschiedene Arbeiten der neueren Zeit, die letzte im Jahre 1840, manches geändert haben. Die an dem Langenmarkt gelegene Front zeigt heute jedoch vorwiegend einen Renaissance-Charakter (vergl. den nachfolgenden Aufsatz). Es erinnern nur noch die Spitzbogenfenster an den gotischen Stil. Im Jahre 1552 wurde dem Artushofe nach dem Langenmarkt zu ein neuer Giebel in den Formen der damals in Norddeutschland eindringenden Renaissance gegeben. Dieser Giebel lief nach obenhin spitz zu und ist abgebildet auf einem Gemälde von Anton Möller „Der Zinsgroschen“. In der Zeit zwischen 1601 und 1617 hat jedoch ein erneuter Umbau stattgefunden, nach dem die jetzige Front entstanden ist. Sie ist dem Werke als Titelblatt beigegeben und wird eingehend beschrieben. Die auf der Spitze des Walmes stehende Figur stellt die Göttin des Überflusses mit dem Füllhorn dar. Die beiden Figuren zwischen den Pilastern des Giebels stellen die Gerechtigkeit und die Stärke dar, während die vier Figuren neben den Fenstern die Standbilder des Scipio Africanus, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus sind (vergl. hierzu auch den nachfolgenden Aufsatz u. Abb. 210).

Der Springbrunnen vor der Front ist von dem Danziger Künstler Abraham von dem Blocke gearbeitet und nach dessen Tode 1633 errichtet. Die auf dem Brunnen befindliche Figur des Neptun soll ein Werk des holländischen Meisters Adrian de Vrieß sein. Das Innere ist eine dreischiffige reich ausgestattete Halle, welche so, wie sie heute dasteht, in den Jahren 1477 bis 1481 geschaffen wurde (vergl. Abb. 209). Die Gewölbestützen sind acht-

eckige Säulen, deren Basen voneinander verschieden sind und deren Kapitelle nicht gleiche Größe haben. Den Stein hält der Verfasser zum Teil für Granit, zum Teil für eine Kunststeinmasse. Vermutlich stammen diese Stützen von einem anderen Bauwerk, der Überlieferung nach von dem Schlosse des Ordens, welches von der Bürgerschaft Danzigs 1454 zerstört wurde.

Unter den vom Verfasser anregend geschilderten Ausstattungsgegenständen fällt der große Kachelofen auf, welcher im Jahre 1545/46 errichtet wurde und hauptsächlich stets zum Schmucke gedient hat. Ein alter Berichterstatter des 17. Jahrhunderts sagt von ihm, daß er stets nur „pro forma" dagestanden hat. Das im Raume befindliche Standbild August III. von Polen ist 1755 von dem Danziger Bildhauer Johann Heinrich Meißner auf Veranlassung der Kaufmannschaft gefertigt. Der Rat ließ im Jahre 1594 durch den aus Leuwarden in Friesland stammenden Baumeister und Maler Fredemann de Vrieß ein großes Gemälde malen, das Orpheus, der durch sein Saitenspiel die Tiere zähmt, darstellt. Die Schöffen haben an derjenigen Stelle der Wand, vor welcher das Bürgerding abgehalten wurde, in den Jahren 1602 und 1603 das schon erwähnte Jüngste Gericht auf einem 6 zu 8 m großen Gemälde durch Anton Möller darstellen lassen. Die übrigen Gemälde und Figuren sind größtenteils von den Banken gestiftet. Einem jeden Besucher des Danziger Artushofes ist das kleine anregende Werk sehr zu empfehlen.

Kleefeld. 1902.

Die neun guten Helden.

In seinem in Nr. 8 des Jahrg. 1901 der Denkmalpflege enthaltenen sehr lesenswerten Aufsatz „Die neun guten Helden" fragt der leider kürzlich verstorbene Professor Küsthardt, indem er deren häufiges gemeinsames Vorkommen bespricht:

„Warum kommen sie — nämlich Hektor, Alexander, Cäsar, David, Josua, Judas Makkabäus, Clodwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon — nur ein einziges Mal in einer Kirche, im Dom in Innsbruck, vor, warum denn nur an weltlichen Gebäuden?"

Nun, ich meine, die neun kommen auch im Dom in Innsbruck nicht vor, und man kann ruhig dem einen Preis aussetzen, der sie in einer Kirche sämtlich nachzuweisen vermag, ohne Gefahr zu laufen, sein Geld zu verlieren. Ich will mich aber nicht etwa dahinter verstecken, daß es in Innsbruck gar keinen Dom gibt, denn es ist zweifellos, daß der Herr Verfasser die Franziskaner- oder Hofkirche im Auge hat, in der sich das von ihm erwähnte Grabmal Kaiser Maximilians befindet. Zu beiden Seiten des Denkmals, zwischen den Säulen der Kirche wenig glücklich aufgestellt, befinden sich 28 aus Erz geformte Standbilder, von denen auch zwei — nicht drei — von Peter Vischers Meisterhand herrühren. Sie stellen in mehr als Lebensgröße ausgeführt die Eltern, beide Frauen und die Tochter Maximilians, seine Schwester, Schwiegertochter und deren Vater, sowie Vorfahren dar, bei denen es allerdings vielfach zweifelhaft ist, wie sie eigentlich zu dieser Ehre kommen. Unter den letzten befindet sich nun zwar auch Gottfried von Bouillon, aber ich meine, diese eine Gestalt des Grabmals genügt nicht, um der Hofkirche eine Ausnahmestellung einzuräumen, wie es Küsthardt tut. Man müßte sonst hierzu auch die zahlreichen Kirchen rechnen, in denen sich Bildnisse von David befinden.

Daß übrigens in der kirchlichen Architektur Profanbildnisse durchaus nicht selten vorkommen, soll unbestritten bleiben. Man findet sie an unseren nordischen Domen und noch mehr an südlichen Kirchen, so am Dom in Como die Statuen der beiden Plinius und an der Front der Certosa di Pavia

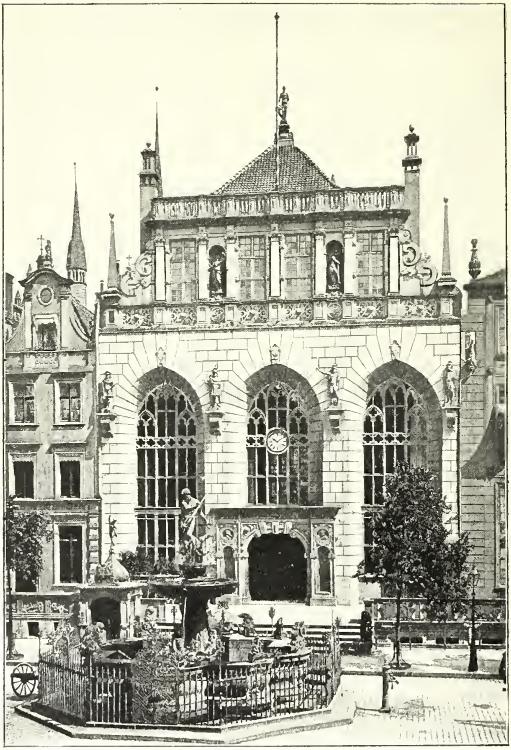


Abb. 210. Artushof in Danzig mit den Standbildern von Scipio, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus.

Medaillonbildnisse römischer Kaiser und Szenen aus dem Leben Galeazzo Viscontis. Hauptsächlich aber treten — und darin muß dem Herrn Verfasser recht gegeben und seinem Wunsche nach erschöpfenderer Behandlung des Themas beigepflichtet werden — solch weltliche Typen an Profanbauten

und besonders an öffentlichen Gebäuden, als zur Nachahmung ihrer Tüchtigkeit herausfordernd, auf. Nur sind es nicht immer, vielmehr selten gerade alle die neun Guten. Auf dem Runkelstein, wo König Artus' Tafelrunde die Mär von Tristan und Isolde verherrlicht und Riesen an der Außenseite des



Abb. 211. Das Steffenssche Haus in Danzig.

Burgflügels, der diese Fresken enthält, dargestellt sind, findet sich keiner von ihnen. Küsthardt irrt, wenn er das Gegenteil annimmt.

Am Artushof des alten Danzig, dem einzigen noch völlig erhaltenen seiner Art, in dem die Brüderschaften des Mittelalters tagten, und die Stadt jetzt noch ihre Feste gibt, befindet sich einer von ihnen. Auf mit den

Nameninschriften versehenen Konsolen, frei zwischen den drei mächtigen gotischen Fenstern, stehen dort die lebensgroßen Standbilder von Scipio, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus, alle das Schwert in der Rechten (vergl. Abb. 210). Dieselben und noch erheblich mehr finden sich nur zwei Häuser weiter an dem Steffensschen Hause am Langemarkt (vergl. Abb. 211). Die mit Bildwerken fast völlig bedeckte, trefflich erhaltene Front dieses inschriftlich 1609 erbauten Hauses zeigt über der Eingangstür die Mutter Gottes mit dem Kinde und dann in drei Reihen, den Stockwerken des Hauses entsprechend, je vier halb aus der Wand herausgemeißelte Köpfe, die nach den darunter befindlichen Inschriften Archimedes, König Sigismund von Polen, Kaiser Heinrich und Scipio A. m., dann Cato den Älteren, Kaiser Otto, Jagello — den Belagerer der Marienburg — und Fabius, endlich Solon, Regulus, Scipio Africanus und Cato den Jüngeren darstellen. Zwischen diesen Köpfen befinden sich aber noch reliefartige Darstellungen von Heldentaten und Heldenkämpfen, so unten Judas Makkabäus, von einem rauchenden Altar aus mit erhobenem Schwerte auf eine Gruppe schlafender Krieger zuschreitend, Horatius Cocles auf der Brücke und Camillus vor Brennus, der das Schwert auf die Wage legt. In der Mitte die drei Brutus, daneben ein Doppelwappen und die drei Horatier. Oben endlich Themistokles, Scanderbeg, hoch zu Roß, und Scävola, die Hand ins Feuer legend. Wie man sieht, eine zahlreiche und bunte Gesellschaft: zwölf Büsten und acht Darstellungen von zwölf weiteren Helden. Es sind fremdartige Gestalten darunter, wie Scanderbeg, der Held der Albanesen! Aber von den neun Guten findet sich auch hier nur einer, und zwar wieder Judas Makkabäus. Das häufige Vorkommen dieses jüdischen Heros ebenso weit im Osten wie im Westen Deutschlands nimmt wunder, zumal die Renaissancezeit in Zurücksetzung der Juden hinter früheren Jahrhunderten doch nur wenig zurückstand. Wie erklärt sich hier diese Bevorzugung, besonders vor den acht anderen guten Helden?

Danzig-Langfuhr 1901. Buhlers †.

Die Aufnahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser.

Trotz ihres hohen Alters ist unsere ehrwürdige Hansa- und Handelsstadt Hamburg jetzt verhältnismäßig arm an Denkmälern der Baukunst aus früheren Jahrhunderten. Neben einer Anzahl stattlicher Kirchenbauten des Mittelalters und der späteren Zeit sind es hauptsächlich nur noch eine Reihe bürgerlicher Privatbauten, welche von der einstigen Blüte und der Entwicklung des Gemeinwesens Zeugnis ablegen. Die großen Lücken, welche in den einst reichen Denkmälerschatz gerissen wurden, sind hauptsächlich durch den großen Brand im Jahre 1842 verursacht, der ganze Stadtteile zerstörte. Was damals verschont blieb, ist zum großen Teil der Niederlegung gerade der ältesten und eigenartigsten, am Hafen gelegenen Teile der Altstadt zum Opfer gefallen, welche gelegentlich des Zollanschlusses erfolgte, um Platz für die dem hamburgischen Welthandel dienenden großen Hafen- und Speicherbauten zu schaffen. Einzelne damals vorgenommene photographische Aufnahmen ganzer Straßenzüge geben noch eine ungefähre Vorstellung von der Pracht der nun verschwundenen alten Patrizierbauten, aber kein klares Bild des alten Bestandes, da versäumt wurde, genauere Aufnahmen zu machen.

Was nun jetzt namentlich in den Straßen an der Elbe an alten Bürgerhäusern noch vorhanden ist, dient meistens als Speicher, ist baulich verwahrlost und nur noch ein schwacher Abglanz alter Herrlichkeit. Auch das Los dieser Reste ist zweifellos; sie werden den veränderten Lebensbedingungen zum Opfer fallen, und damit wird für unsere norddeutsche Wasserkante, für das Studium der Kunst- und Kulturgeschichte der schifffahrttreibenden Küstenlande eine unausfüllbare Lücke entstehen. Um so notwendiger ist es, wenigstens genaue Aufnahmen dieser dem Untergange



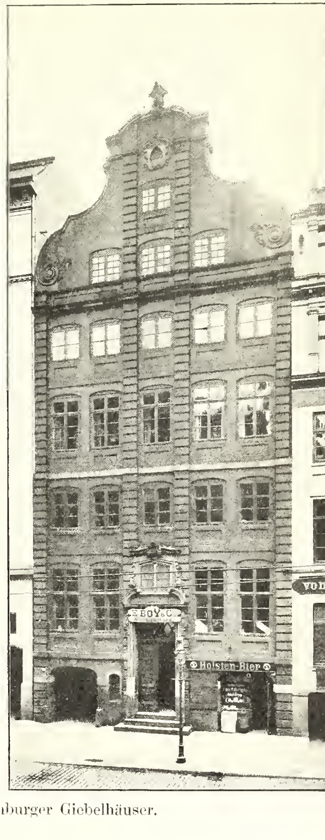


Abb. 212 und 213. Hamburger Giebelhäuser.

geweihten Baudenkmäler vorzunehmen. Es ist daher den Baumeistern bei der hamburgischen Staatsbauverwaltung Regierungsbaumeistern Ranck und Erbe als ein großes Verdienst anzurechnen, daß sie die dem reichen Gemeinwesen Hamburg obliegende Pflicht selbst übernehmen und die Auf-

nahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser in die Wege leiten wollen. Zu dem Zweck haben sie zunächst eine ausführliche Denkschrift bearbeitet, welche die Zwecke und Ziele ihres Unternehmens klarlegt und durch eine Reihe von Probeaufnahmen erläutert. Diese Denkschrift ist von der Staatsbaudeputation dem Hamburger Senat mit dem Antrage überreicht worden, den für die Durchführung des Unternehmens erforderlichen Zuschuß von 15 000 Mark zu bewilligen. Hoffen wir, daß sich die maßgebenden Kreise der hamburgischen Staatsbehörden von der Notwendigkeit und der Pflicht, ihre Unterstützung in weitestem Maße zu leihen, überzeugen und die Mittel nicht versagen. Es ist dies umsomehr anzunehmen, da der Staat Hamburg seinerzeit für das Werk des Verbandes: „Das Bauern-

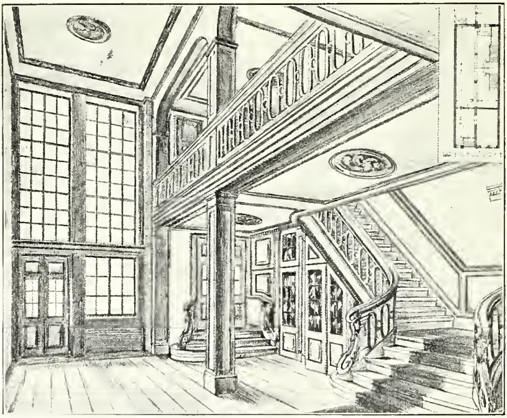


Abb. 214. Diele und Treppenanlage in Alt-Hamburg.

haus im deutschen Reiche“ und die Aufnahme der Bauernhäuser der unteren Elbmarschen eine so reiche Spende von 5000 Mark gegeben hatte. Damals handelte es sich um die Landschaften, welche, in nächster Nähe der Stadt gelegen, in wechselseitigem Verkehr mit derselben aufgeblüht und sich entwickelt haben. Jetzt handelt es sich um die Altstadt Hamburgs selbst, um die alten Wohnsitze der Familien, welchen die heutigen machtvollen Handelsherren Hamburgs entstammen, um die Wiege des Hamburger Handels, Hamburger Macht und Hamburger Reichtums. Da ist es doch eine Ehrenpflicht, die Zeugen jener Zeit, welche den Grund zu dem heutigen Aufschwunge gelegt haben, wenigstens im Bilde zu erhalten.

Was sagen uns nun die alten Hamburger Patrizierhäuser? Wir dürfen bei dieser Betrachtung den Ausführungen Erbes und Rancks in ihrer Denkschrift folgen. Die Bauten entstammen meist der zweiten Hälfte des 17. und dem 18. Jahrhundert. Ihr künstlerischer Schmuck weist ein maßvolles Barock auf, die jüngeren Bauten bieten auch Rokokoformen. Der

Hauptwert der Häuser liegt aber darin, daß sie ein klarer Spiegel ihrer Zeit und ihres Wirkens sind. Als schmale Giebelhäuser wenden sie die Wohnräume mit dem Portale und dem maßvoll eingeschränkten Schmuck des Giebels der Straße zu. Daran schließt sich im Inneren eine geräumige



Abb. 215. Doppelportal.

Diele, von der ein Teil mit der Treppe bis zu den obersten Stockwerken hinaufreicht und den Verkehr zwischen Vorderhaus und den hinteren Flügeln vermittelt. Den Abschluß bilden Seiten und Querflügel, die bis an das an die Rückseite der Grundstücke stoßende Fleet, den Hafenkanal (die holländische Gracht), reichen. Hier ist außer den Speichern wohl noch ein besonderes unmittelbar an die Diele grenzendes Staatszimmer, „der Saal", untergebracht.

Die Straßenseite ist in Ziegeln unter beschränkter Verwendung von Sandstein errichtet, ruhig, unter besonderer Betonung der lotrechten Linien

gegliedert. Der bildnerische Schmuck ist auf die Auszeichnung der Portale und Giebel verdichtet. In den Einzelheiten der Formengebung ist wohl hier und da holländischer und flandrischer Einfluß nicht ausgeschlossen. Aber das Ganze ist von ausgeprägt hamburgischer Eigenart, zugleich abweichend von den gleichzeitigen bremischen und lübischen Wohnhausbauten. Und dabei ist zugleich wichtig, daß diese hamburgische Eigenart auf die Kleinstadtbauten der benachbarten Landschaften im Norden bis über die Grenze deutscher Sprache und deutschen Landes hinaus einen nachweisbaren segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Es beweisen dies Schleswig-Holsteins Amtshausbauten in Pinneberg, in Tondern, das Haus der Staatsrätin in Wilster, die adligen Häuser in Schleswig und mehr.

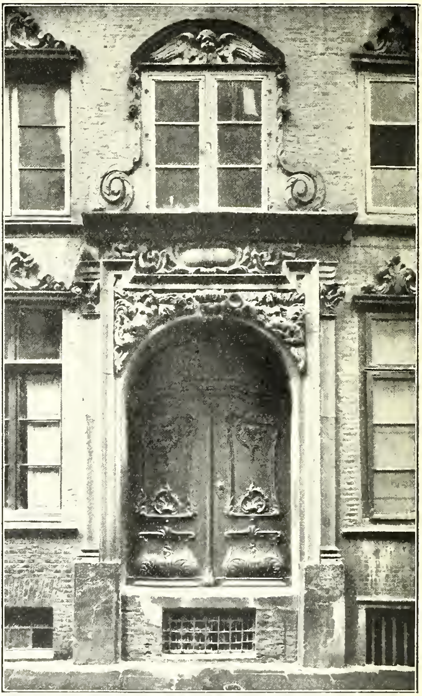


Abb. 216. Portal in Alt-Hamburg.

Die Verzeichnung dieser Hamburger Bauten wird nun nicht allein wissenschaftlichen Wert haben: ihr Einfluß wird und muß auch erziehlicher Art sein. Sie wird das Verständnis für den Wert der hamburgischen Baudenkmäler nicht nur in weiteren Kreisen erwecken, sondern zur Vertiefung des Heimatsgefühles des Hamburgers selbst beitragen, dem weiteren Verfall der alten Bürgerhäuser entgegenarbeiten, vielleicht sogar die weitere Erhaltung des einen oder anderen Bauwerkes befördern. Vor allem wird aber auch der Beweis erbracht werden, daß ein Wiederanknüpfen an die alte bodenständige Bauweise der Hansastadt sehr gut ausführbar ist. Eine Weiterentwicklung der überlieferten heimischen Baukunst in Hamburg würde nicht nur verhindern, daß die Straßen der Stadt durch charakterlose und mit unechtem Stuck überladene Neubauten verunziert werden; auch nach der praktischen Seite erscheint ein Anknüpfen an jene alten Bauten durchaus geboten und

erwünscht. Jene Ziegelfronten zeigen auch schon die für den inneren Betrieb notwendigen großen Fensterflächen, das Ausnutzen des Bodens durch eine Aufeinandertürmung einer großen Zahl von Geschossen. Es ist den verfügbaren Baustoffen und den örtlichen Verhältnissen des Klimas so vorzüglich Rechnung getragen, daß alle diese Bauformen noch heute lebensfähig sind. Hierfür ist der Beweis durch einzelne, wenn auch wenige Entwürfe Hamburger Architekten bereits erbracht. Für den Hamburger Baukünstler, der die Notwendigkeit des Fortschaffens im Geiste heimatlicher Kunst einmal erkannt hat (und die Zahl derer wird sich bald mehren), wird daher das geplante Inventar mit deutlichen zeichnerischen und photographischen Aufnahmen ein unschätzbares und unentbehrliches Studienmittel liefern.

Die Herausgabe des Werkes ist in etwa 90 Drucktafeln mit 15 Bogen ebenfalls durch Abbildungen weiter erläutertem Text beabsichtigt. Mit Rücksicht auf die Verbreitung des Buches soll der Preis möglichst niedrig, auf etwa 30 Mark festgesetzt werden. Die hier beigegebenen Abbildungen sind Verkleinerungen der Probetafeln. Wir sehen in Abb. 214 den Grundriß und die besonders malerische eingebaute Diele eines Hauses mit der Ansicht nach der Hofseite und dem Zugange nach dem Seitenflügel, in Abb. 213 einen Giebel mit der oft wiederkehrenden Bauweise eines schmalen Mittelvorsprunges, der vom Portal bis zur Giebelspitze reicht; dazu flache Ziegelbogen über den geradlinig abgedeckten Fenstern, flache Nischen unter den Fensterbrüstungen und eine flott geschwungene Volute als seitlichen Giebelabschluß. Die Abb. 212 zeigt eine Fassade mit reicherer, durch zwei Stockwerke gehender Portalanlage, scheitrechtem Ziegelabschlusse über den Fenstern und einem bewegteren Giebelumrisse. In dem Beispiele der Abb. 216 ist ein besonders reich und künstlerisch durchgebildetes Hausteinportal mit üppigen Seeweibern in den Bogenzwickeln und mit halben korinthischen Pilastern als seitlichem Abschluß zu beachten. Schließlich sei noch auf die merkwürdige Anlage von Doppelportalen (Abb. 215) für Zwillingshäuser aufmerksam gemacht, von welcher sich einzelne Ableger in den Kleinstädten Schleswig-Holsteins, z. B. in Krempe finden. Auch die alten Handelshäuser in Amsterdam und Groningen haben ähnliche Ausbildungen aufzuweisen.

Dem verdienstvollen Werke Rancks und Erbes wünschen wir nicht nur guten Erfolg, sondern recht bald Nachfolge in den Städten Bremen und Lübeck, damit wir dann ein Inventarium hanseatischer Bürgerhäuser erhielten.

Schleswig 1904. K. Mühlke.

Inzwischen haben die Hamburger Staatsbehörden die nötigen 15000 Mark für die Ausführung des Unternehmens bewilligt, und ist dieses somit gesichert und in Angriff genommen.

Vierländer Kratzputz (Sgraffito).

Unter den alten, jetzt verschwundenen Schmucktechniken des Vierländer Hauses, das ja zu den schönsten und schmucklich am höchsten ausgebildeten Typen des niedersächsischen Bauernhauses gehört (Abb. 217), spielt auch das „Sgraffito“, der Kratzputz, eine recht große Rolle. Es sind noch genügend Reste vorhanden, wennschon zum Teil arg verwittert, um uns ein Bild von dem hohen Reiz zu geben, den dieser Schmuck in früherer Zeit den stolzen, prächtigen Häusern verlieh.

Das Einkratzen von Ornamenten in die Außenwände des Hauses ist eine allgemeine uralte Technik. Sie ist ebenso von selbst entstanden, ein Ergebnis des Zufalls und des urwüchsigen Schmucktriebes, wie die ihr ja engstverwandte Kratztechnik altgermanischer Aschenurnen. Es ist auffällig, wie der Kratzputz, den wir heute noch in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. Pommmern, Brandenburg, der Niederlausitz, Franken (s. Verhandlungen d. Berlin. anthropolog. Ges., Sitzg. v. 20. Jan. 1900), insbesondere aber überall in Hessen-Nassau, z. B. in der Wetterau, der Schwalm, an der Rhön u. a. O. antreffen — zum Teil aus allerneuester Zeit — in seinen Mustern an die germanische Urzeit erinnert. Wir finden da Linienmuster aus geraden und welligen Linien, riesige enggezogene Spiralen, Punktmuster — die ganze ursprüngliche Ornamentik der ersten Zeiten unserer deutschen volkstümlichen Kunst ist hier neben späteren Ausbildungen der Technik (z. B. Blumen, Tiere, Menschen, Schrift usw.) erhalten geblieben. Neben den einfach in den Bewurf eingekratzten Linien finden wir auch Flächen, entweder so hergestellt, daß

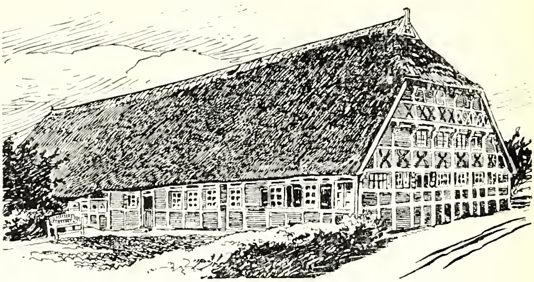


Abb. 217. Vierländer Haus in Neuengamme, als Beispiel des Vierländer Haustypus.

sie geglättet sind, während der sonstige Bewurf rauh ist, oder indem man die Umrisse eingekratzt und die Fläche ausgemalt hat (weiß auf gelbem Bewurf). Die Verwendung ist in Hessen-Nassau eine außerordentlich reiche, nicht allein sind bisweilen sämtliche Flächen innerhalb des Fachwerks damit verziert, insbesondere Nebengebäude, deren Füllungen zwischen dem Fachwerk noch heutigen Tages durch Flechtwerk gebildet werden, werden bisweilen von oben bis unten beworfen und mit Mustern bekratzt.

Der Vierländer Kratzputz unterscheidet sich vollständig von dieser Art, so vollständig, daß man kaum einen Zusammenhang damit annehmen kann. Zunächst unterscheidet er sich durch seine Farbenwirkung, er zeigt weiße Ornamente auf roter Fläche: auf weißen Kalkbewurf ist eine rote Farbe aufgetragen, und aus ihr erst sind die Ornamente ausgekratzt. Sodann beherrscht den Vierländer Kratzputz durchaus der mit dem Zirkel eingekratzte, regelrechte Kreis. Wenn wir auch freihändig hergestellte Verzierungen finden, Rokokoornamente, Blumen und Schrift, so sind es doch ganz vorwiegend große und kleine Kreise, die den verzierten Flächen ihr Gepräge geben. Auch daß die Vierländer Technik im Innern des Hauses, an den Wänden der Diele und der Digge (d. i. des altdeutschen offenen Herdes)

Verwendung gefunden hat, unterscheidet sie von ihren Schwestertechniken an anderen Orten. Angebracht ist der Kratzputz außen am Vierländer Hause an besonders wirkungsvollen Stellen, insbesondere gern zu beiden Seiten der Seitentür (Blangendör) oder der Vordertür (Abb. 229) oder hoch oben in der Mittellinie der der Straße zugekehrten türenlosen Giebelwand (Abb. 218). Eine noch heute mit fünf Sgraffitomustern auf der Giebelfläche prunkende Kate in Altengamme scheint indes darauf hinzuweisen, daß ehedem auch reichere Verwendung vorkam; es ist nicht unmöglich, daß diese Giebelwand von oben bis unten einstmals mit Sgraffitomustern in allen Fächern geziert war.

Die älteste datierte Ausführung von Kratzputz weist die Jahreszahl 1766 auf (die verlöschte Zahl auf Abb. 233 ist gewiß, den Anfangsbuchstaben I und A nach zu schließen, 1809 gewesen). Die Technik ist aber vermutlich älter. Sie findet sich auch in dem zweitältesten Hause Vierlandens von 1595, außen, wie innen; es sind hier ganz einfache Muster, wie Abb. 222 zeigt. Obschon im 18. Jahrhundert in dem Hause vieles neu gemacht ist, wäre es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Muster so alt sind wie das Haus, oder doch nur einige Jahrzehnte jünger (es scheint nicht allzulange nach dem Bau des Hauses allerlei verändert zu sein, in die schön geschnitzten Balken schneiden Fenster ein, die den Stempel des 17. Jahrhunderts zu tragen scheinen); die ausgezeichneten Ziegelmuster der Schauseite des Hauses sowie die rot ausgemalten Schnitzereien des großen Querbalkens, die man als kratzputz-ähnlich bezeichnen könnte, lassen es als durchaus möglich erscheinen. Sicher ist es freilich nicht, einen Gegengrund ergäbe vielleicht die leichte Zerstörbarkeit des Kratzputzes.

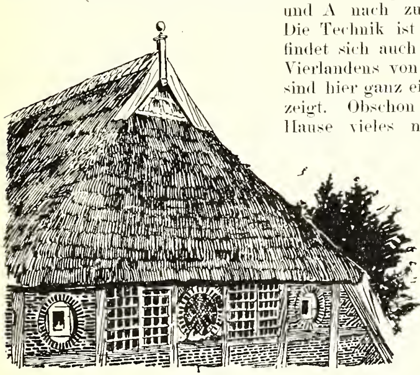


Abb. 218. Kate in Altengamme.

Der Vierländer Kratzputz scheint ursprünglich aus dem Ziegelmuster entstanden zu sein, das an unserer Unterelbe, besonders in Vierlanden und dem Altenlande, sowie in den Städten, in Alt-Hamburg wie in Buxtehude und Stade ehemals besonders reich ausgebildet war.

Man hat wohl schon früh in Vierlanden, wie anderswo, das Ziegelmuster durch allerlei Mittel zu bereichern gesucht, durch Verwendung andersfarbiger Steine, durch besonders dicke weiße Mörtelfugen, durch Überstreichen ganzer Steine mit dem weißen Mörtel, durch Verwendung halber und noch mehr verkleinerter oder anderswie zugerichteter Steine — wichtig ist für unsern Zweck das scheinbare Verkleinern von Steinen durch Einkratzen von Scheinfugen, die mit weißem Mörtel ausgefüllt wurden und so auf das bequemste eine große Bereicherung des Musters ergaben. So sind insbesondere die geschachten Muster in Abbildung 225 hergestellt. Eine zweite Verwendung des Kratzens von Linien kommt sodann vor bei etwas schwierigen Mustern, sei es bei solchen, wo der in Fugen und Flächen verwandte Mörtel

die eigentlich beabsichtigten genauen Linien des Musters etwas verwischt hatte (Abb. 223), sei es bei solchen, wo die behauenen Steine nicht die genaue Form erhalten hatten (Abb. 224). Da kratzte man die genauen Linien denn schließlich in den weißen Mörtel ein. Eine dritte Verwendung, für die ich allerdings nur dies eine Beispiel kenne, zeigt Abbildung 230. Da ist in die wie gewöhnlich konzentrisch gesetzten Steine des aus der Fläche etwas vorspringenden Ovals eine Art Kranz eingekratzt oder wohl mehr eingehauen und hernach mit weißem Mörtel ausgefüllt.

Die Überleitung dieser einfachen Kratztechnik zu dem eigentlichen Kratzputz dürfte Abb. 231 zeigen. Wir sehen da in das einfach gesetzte Ziegelwerk viermal eine aus fünf oder vier zerkleinerten Steinen hergestellte blumenartige Figur pikant eingesetzt. So vereinzelt wie hier kommt sie sonst nicht gerade häufig vor (s. a. Abb. 232), meist ist sie so verwandt, daß sie, dicht eine neben die andere gesetzt, allein ganze Flächen in dichtem Muster füllt, so ziemlich die künstlichste Leistung der reinen Ziegeltechnik. Abbildung 224 zeigt ein solches Muster mit geradlinigen Umrißlinien, in Abb. 231 sehen wir aber einen neuen Gedanken ausgeführt: die einzelnen Blumen sind in einen Kreis eingeschlossen! Stellen wir uns diesen Gedanken in einem vollen Muster durchgeführt vor, so erhalten wir ein Muster wie es Abb. 222 zeigt.

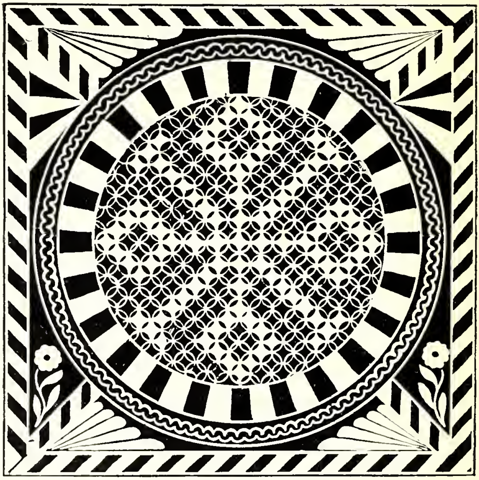


Abb. 219. Altengamme.

In Ziegelsteinsetzung ausgeführt kenne ich diese Muster aber gar nicht, dagegen spielt es die Hauptrolle in allen eigentlichen Vierländer Kratzputzmustern. Man ist also wohl sehr bald auf den Gedanken gekommen, daß man dieses Muster, das in reiner Ziegeltechnik, selbst bei Zuhilfenahme eingerissener Kreise große Schwierigkeiten bereiten mußte, weit bequemer herstellen konnte, indem man das Kratzen allein verwandte, indem man eine ganz gewöhnlich gemauerte Fläche erst mit einem weißen, dann mit einem roten Überzug deckte und aus diesem die weißen Linien des gewünschten Musters wieder herauskratzte — das ging nicht allein bequemer, sondern wurde sogar noch genauer.

Ein anderes Vorbereitungsbeispiel zeigt Abb. 232, wo drei kleine ausgekratzte Blumen, aus Zirkelschlägen hergestellt, mit drei gemauerten in bewußtem Gegensatz abwechseln, der die Freude über die Entdeckung des

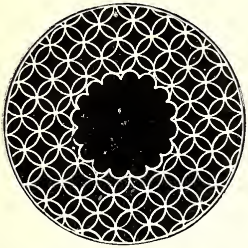


Abb. 220. Von einer Digge (Herd) Neuengamme.



Abb. 221. Von einer Digge (Herd) Curslak.

Abb. 220 bis 222. Kratzputz im Innern der Häuser.

Abb. 222. Wandmuster in einem Hause von 1595, Neuengamme.

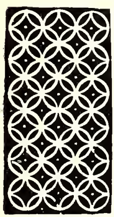


Abb. 222.



Abb. 223.

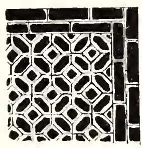


Abb. 224.

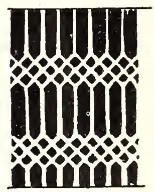


Abb. 225.

Abb. 223 bis 225. Vierländer Ziegelmuster mit eingekratzten Linien.

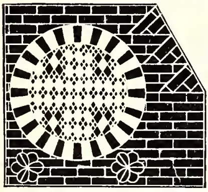


Abb. 226.

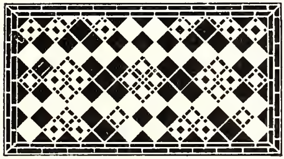


Abb. 227.



Abb. 228.

Abb. 226 bis 228. Kate in Altengamme.

Kreises als erwünschter Abwechslung gegenüber der sonst alleinherrschenden geraden Linie deutlich verrät. Und nun, da man Kreis und Herstellungsart erfunden, beginnt die Blüte des typischen Vierländer Kratzputzmusters.

Erst blieb es wohl so einfach (Abb. 220), aber bald fand man Bereicherungsmöglichkeiten. Schon Abb. 232 zeigt den ja leicht erklärlichen Gedanken, nicht nur weiße Linien, sondern auch solche Flächen auszukratzen und so stärkere Wirkung zu erzielen. Man kratzte bald die entstandenen Bogenzweiecke, bald die Vierecke in bestimmtem, geometrischem Muster (in Kirchwärder beim Zollenspieker ist es einmal ein großes Herz) aus, wie Abb. 219 u. 236 (sowie rechts auf Abb. 229) zeigen.

Es lag nun natürlich nicht fern, auch größere und ganz große Kreise zu verwenden, und so sehen wir denn das Lieblingsgesamtmotiv des Vierländer Kratzputzes entstehen, die große Rosette, (die geschnitzt auch an frühen Schränken und Stühlen vorkommt) in der Mitte die kleinen Kreise mit einem bestimmten weißen Muster, umgeben von einem breiten Kreise, der mit

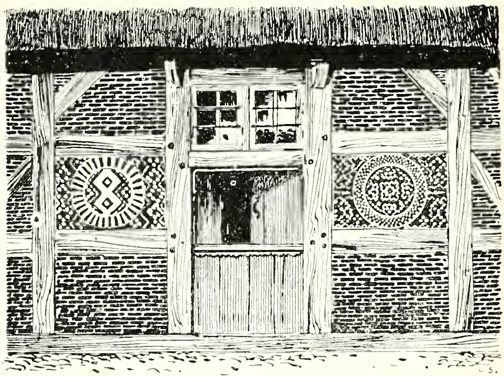


Abb. 229. Haus auf der Borghorst in Altengamme.

konzentrisch gesetzten Steinen, Schachmuster, Dreiecken, Wellenlinien, Schuppen a. m. gefüllt ist (Abb. 219 bis 221 u. 236). Und immer neue Gedanken treten hinzu, Strahlensterne, Kleeblattrosetten, Blumen, Rokokoornamente, geradlinige Muster (Abb. 226 u. 227), endlich Schrift. Besonders die Ecken, welche die großen Rosetten in den doch stets viereckigen Fächern des Fachwerks ließen, erzeugten eine fröhliche Phantasie, wie Abb. 219 besonders zeigt, wo man die Ecken gar in zweierlei Art ausfüllte. So sehr liebte man diese bequeme Technik, daß in Abbildungen 226 u. 228 sogar die geraden Linien der Umgebung der Rosette nicht etwa die natürlichen Fugen des Mauerwerks sind, sie sind vielmehr auch aus dem roten Überzug herausgekratzt. Ja, scherzhafterweise haben wir gelegentlich gefunden, daß man in Zeiten des Verfalls des alten guten Geschmacks schöne alte lustige Ziegelmuster wie in Abb. 223 bis 225 auf solche Weise in das ganz gewöhnliche Ziegelwerk, wie man es in der Stadt sah, verwandelte — ein Beweis für die wenig segensreiche Vorbildlichkeit der Stadt für die bäuerliche Kunst.



Abb. 230. . Altengamme.

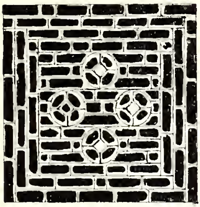


Abb. 231. Horst, Altengamme.

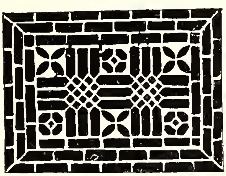


Abb. 232. Horst, Altengamme.



Abb. 233. Altengamme.

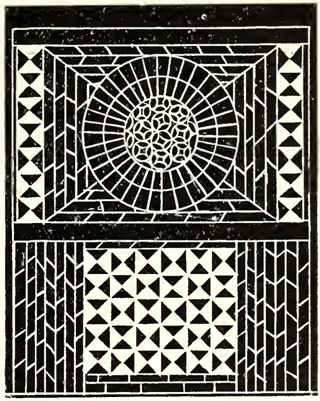


Abb. 234.

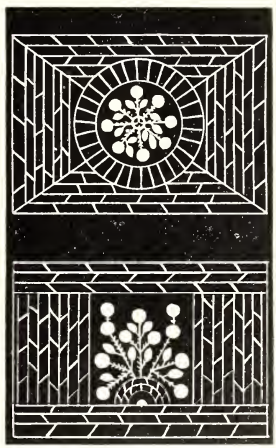


Abb. 235.

Abb. 234 u. 235. Haus in Gatjensort auf der Insel Wilhelmsburg.

Verwendung von Schrift, die die Vierländer in ihrer Ornamentik stets unübertrefflich handhaben, sowohl was die Zeichnung der Buchstaben, als auch was die ornamentale Gesamtwirkung anbelangt, kommt außen wie innen vor. Außen sind es fromme Sprüche (Abb. 233) oder die Namen der Besitzer in Antiqua- oder Spätrenaissance- oder Rokokoschrift, innen befinden sich an der Außenwand der Digge die Namen der derzeitigen Besitzer des Hauses (Abb. 221) voll ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben nebst der Jahreszahl, umgeben von Blumen oder Rokokoornamenten, bisweilen überragt von einer Krone, stets in den großen typischen Kreis eingeschlossen.

Die Wirkung des flott und malerisch ausgeführten Vierländer Kratzputzes in dem schönen reinen Weiß und dem tiefen und doch sanften Rot ist ausnehmend schön, ja prächtig zu nennen; weiß oder gar grün (so in Abb. 229) gestrichene Balken, Türen, Fensterrahmen und -läden und das so

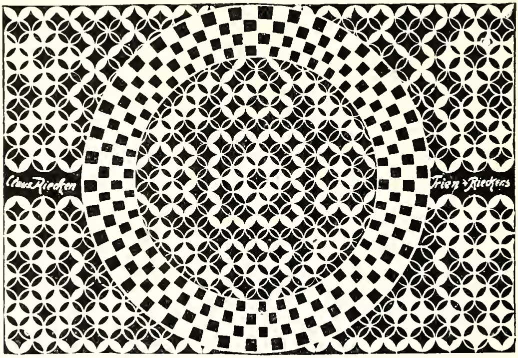


Abb 236. Haus auf der Borghorst in Altengamme (s. a. Abb. 229).

feinfarbene alte Strohdach vereinen sich mit ihm zu einem unübertrefflich farbenfreudigen und dabei vornehmen Gesamtbilde. Ein paar Muster sind noch wohl erhalten, die meisten sind stark verfallen; im Innern des Hauses hat schöner dicker Ölfarbenanstrich viele vertilgt, einmal kenne ich das Beispiel, daß man mit bunten Farben das Muster „verbessert" hat.

Ob die schöne Technik Vierlandens Kunst wirklich eigentümlich ist, ob sie Vierländer Erfindung ist? Aus der Umgegend Vierlandens, sogar aus dem höchst schmuckfrohen Altenlande, das vom Ziegelmuster und den ganz anfänglichen Kratztechniken zur Bereicherung derselben reichsten Gebrauch gemacht hat, kennt man meines Wissens kein Beispiel, das dagegen spräche, mit Ausnahme eines Bauernhauses in Gätjensort auf Wilhelmsburg. Dessen Muster (Abb. 234 u. 235) sind heute zwar in Ölfarbe hergestellt und, besonders das für die Kratzmuster charakteristische Kreismuster, verdorben, aber doch wohl ehemals in Sgraffito hergestellt gewesen. Da sehen wir scheinbar abgeschrägte Steine, sich kreuzende Linien, Muster aus abwechselnd roten und weißen Dreiecken, Blumenmuster — lauter Muster, die in Vierlanden so nicht

vorkommen. Anderseits sehen wir aber auch eine große Kreisrosette mit dem typischen kleinen Kreismuster, das, wie gesagt, durch das Nachmalen verdorben ist, indem der Maler die Kreuzung der Kreise, die das Muster ergibt, mißverstand. Gätjensort liegt am Elbufer, den Vierlanden ganz nahe. Letzteres würde ja für einen Vierländer Maurer als ursprünglichen Hersteller, ersteres aber doch auch wieder dagegen sprechen. Sonst wüßte ich, wie gesagt, kein Beispiel.

Auch für die Herkunft der Technik aus Hamburg spricht kein Beispiel in der Stadt: Ziegelmuster und Donnerbesen gibt es da, aber von Sgraffitomustern ist mir nichts bekannt. Sie könnten ja freilich dagewesen sein, aber kaum später als bei Renaissance-Fachwerkbauten. Die Patrizierhäuser begannen damals ja schon das Fachwerk, mit dem die Technik ziemlich eng verknüpft ist, fallen zu lassen, und bei kleinbürgerlichen Bauten war die Technik doch wohl zu kostspielig. Hätten die Vierländer sie im 16. Jahrhundert aus der Stadt gelernt, so hätten sie sie doch wohl gleich in reicherer Ausbildung, als die vielleicht ältesten Muster des Hauses von 1595 sie zeigen, übernommen. Da aber das Ländchen selbst eine so lückenlose stufenweise Entstehungsgeschichte des Kratzputzes aus dem Ziegelmuster bietet, wie die Abbildungen sie zeigen, da außerdem der Gedanke selbst ein so naiver, recht bäuerlicher ist, so liegt es weit näher, von allen Vermutungen über Übernahme aus der Stadtkunst abzusehen, und die Erfindung der schönen Technik dem ja auch sonst bewiesenen Kunstsinn der Vierländer selbst zuzuschreiben.

Bis heute wurde die Technik im Lande nicht mehr geübt, beim Neubau des Pastorats in Altengamme ist sie aber, im Einklang mit den Bestrebungen des jungen Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde, wieder aufgenommen worden und ziemlich geglückt. Hoffentlich lernen die Maurer des Ländchens sie wieder so sicher handhaben, wie ihre Vorgänger vor hundert Jahren, und hoffentlich sehen wir an guten, echt vierländischen Neubauten in Vierlanden auch sie wieder eine hervorragende Rolle spielen.

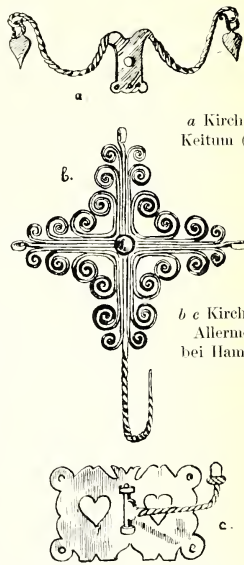
Hamburg 1903. O. Schwindrazheim.

Die Huthalter der Vierländer Kirchen.

Den Besucher der vier Kirchen der hamburgischen Vierlande, in Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Curslack, fesseln neben dem edlen Gestühl, das in schönstem Intarsienschmuck prangt, vor allem die auffallenden, das Gestühl der Männer schmückenden, schmiedeeisernen, in fröhlichsten Farben und Vergoldung hochaufragenden Hutständer. Es ist ein ganz merkwürdiges Bild, das ein Blick vom Altar aus in die Kirche bietet, namentlich in der am altertümlichsten gebliebenen Altengammer Kirche (Abb. 242). Das Gestühl der Männer befindet sich vorn, Altar und Kanzel zunächst — auf Wangen und Lehnen der Bänke erhebt sich da eine außerordentlich große Zahl der verschiedensten Formen, einfache und überreiche. Blumen, Kronen, Rokokoschnörkel, krausbunte, an die Flitterkronen der Bräute erinnernde Formen, dicht neben- oder voreinander stehend, wirren und flirren vor unseren Augen, wie wenn wir auf ein Beet verschiedenförmiger und -farbiger hoher Blumen blicken, in dem sich Lilien, Tulpen, Akelei, Schwertlilien, Rosen, Nelken u. a. m. mischen. Der Vergleich liegt um so näher, als wir zum Teil in den Formen der Huthalter in der Tat diese Blumen, in Eisen gebildet, vor uns sehen. Diese von den

Schmieden der vier Dörfer gearbeiteten Hutständer — es gibt, wie wir hernach sehen werden, auch noch andere Huthalterformen — gehören nicht nur zu den schönsten Kunstäußerungen der Vierländer, sondern man kann sie kecklich zu den schönsten Leistungen der deutschen Schlosserkunst zählen!

Huthalter finden wir auch in anderen norddeutschen Landkirchen. Meist sind es einfache hölzerne Pflöcke, an der Wand oder im Gestühl befestigt, aber auch schönere Formen, namentlich schmiedeeiserne, und zwar Ständer wie Haken, finden wir, so in der Kirche in Lüdingworth im Lande Hadeln, in der in Keitum auf Sylt, in der in Wesselburen in Dithmarschen. In anderen fanden sie sich einstmals, so in denen in Delve und Büsum (ebenfalls Dithmarschen, jetzt im Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf), so ferner in der zu Allermöhe in der den Vierlanden benachbarten, ebenfalls hamburgischen Landschaft Bill- und Ochsenwärder (sie verschwanden beim Brand des dortigen Pfarrhauses, wo das Gestühl u. a. der Kirche während einer Ausbesserung aufbewahrt wurde). Bei genauerem Nachsuchen wird man Huthalter noch in manch anderen Dorfkirchen finden; sie werden leicht übersehen, entweder weil sie zu einfach sind, oder weil sie versteckt angebracht sind. In Lüdingworth fand ich einfache, stehende, spießförmige eiserne Ständer, in Keitum einen eisernen zweiarmigen (Abb. 237a) und einen hölzernen Huthalter an der Wand, letzterer aus einem Brett mit zwei gedrechselten Pflöcken rechts und links und einer männlichen Figur in Rokokotracht in der Mitte bestehend. Die Büsumer und Delver Huthalter sind ebenfalls eiserne Ständer mit nettem Renaissance-Blumenschmuck (Abb. 239); der Delver steht auf einem Wandarm. Die Allermöher endlich waren an den Rückseiten der Bankrücklehnen befestigt, so daß der Sitzende seinen Halter vor seinen Knieen hatte. Sie bestanden meistens aus einer nett in Renaissanceformen ausgesägten Eisenplatte mit beweglich daran befestigtem Haken, der meist in eine Eichel auslief (Abb. 237c). Bei einem 1724 datierten Halter stellte die Platte einen Kahn dar mit Steuerruder, ausgesägten Wellenlinien, Anfangsbuchstaben und Ziffern. Eine Ausnahme von den andern bildete, abgesehen von ganz einfachen Haken, ein an einer Bankwange befestigter Haken älterer Art (Abb. 237b): er ging aus einem von gebogenen und spiralförmig gerollten Blechstreifen gebildeten schönen Kreuz hervor. Die Allermöher Kirche ist von der nächsten Vierländer Kirche, der in Curslack, nur etwa eine gute Stunde entfernt — es ist auffallend, daß weder die typischen



a Kirche in Keitum (Sylt).

b c Kirche in Allermöhe bei Hamburg.

Abb. 237 *a* bis *c*. Huthaken.

Allermöher Formen in Vierlanden, noch Vierländer Formen in Allermöhe vorkommen.

Auch von den Huthaltern der andern genannten Kirchen unterscheiden die Vierländer sich vollkommen. Einmal schon durch ihre große Zahl (Altengamme 51 Hutständer, Kirchwärder 17 Ständer, 66 hängende Halter), sodann durch ihre Verschiedenartigkeit. Wir haben zu unterscheiden: Wandhaken, senkrecht hängende, seitwärts hängende Huthalter und die Hutständer. In jeder Gruppe finden wir wieder große Abwechslung, insbesondere groß aber ist die Verschiedengestaltigkeit bei der letztgenannten Art. Genau wiederholt finden wir da eine Form nur sehr selten — höchstens eine ganz einfache, die gar nicht zu verändern war, oder in der letzten Zeit eine recht reiche, die besonders gefallen hatte. Sonst sind, wenn ein Motiv wiederholt wird, die erfreulichsten und lustigsten Sonderlösungen da. Ein weiterer Unterschied liegt in dem Vorwiegen der natürlichen Blume als Ornamentmotiv für die Vierländer Halter. Wohl tragen auch die dithmarsischen Blumen, aber da sind es die typischen spät-gotischen und Renaissance-Blumen der deutschen Schlosserkunst, hier aber unterscheiden wir deutlich Lilien, Schwertlilien, gefüllte Rosen, Nelken, Ringelblumen, Astern, Akelei u a., insbesondere aber Tulpen, die ja in der deutschen Bauernkunst stets eine Hauptrolle spielen. Die Darstellung dieser Pflanzen ist, was den gesamten Wuchs betrifft, teils streng ornamental, teils völlig naturalistisch, die Blumen selbst sind vorwiegend ganz naturalistisch gebildet. Unsere Hutständer (Abb. 240, 241 u. 242) unterscheiden sich ganz besonders noch von denen anderer Kirchen. Da sind sie, wenn auch etwas verziert, doch stets nichts als das praktische Gerät. In den Vierlanden aber sind sie zu einem Hauptschmuck der Kirche geworden, der die Gesamtwirkung des ganzen Schmuckes geradezu erst vollendet. Ohne sie würde das Gestühl sich unerfreulich hart und scharf

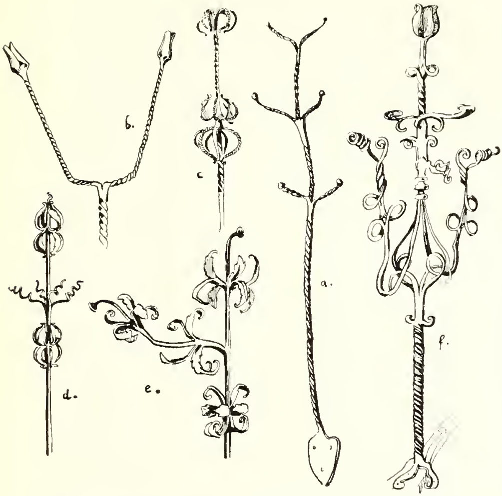


Abb. 238 *a* bis *f*. Hutständer mit Linienwerk oder nicht naturalistisch gehaltenen Blumen.
a f Kirchwärder, *b* bis *e* Neuengamme

von den hellgetünchten Wänden abheben — die bis über Meterhöhe aufragenden Ständer verhindern das, indem sie sozusagen die bei allem Intarsienschmuck als Ganzes doch schwer wirkende Masse des Gestühls nach oben hin auflösen, was sie besonders noch dadurch erreichen, daß in ihnen der Blumenschmuck der Intarsien wiederklingt und ausklingt. Es ist ungefähr dieselbe Wirkung, wie die der Türme in einem turmreichen Stadtbild oder wie die der durchbrochenen Helme der Dachreiter, Fialen usw. eines unserer gotischen Dome. Die Vierländer sind hier demselben Sinn für harmonisches, nichts vergessendes, liebenswürdiges, jede Härte, jede Leere ausgleichendes, an die Ornamentik des Orients erinnerndes Zuendeführen gefolgt, den sie auch, etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, in anderen Kunstleistungen, Intarsiamöbeln, Stickereien u. a. zeigen.

Zunächst haben auch die Vierländer natürlich lediglich

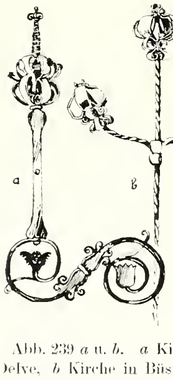


Abb. 239 *a* u. *b*. *a* Kirche in Delve, *b* Kirche in Büsum, jetzt im Meldorfer Museum.

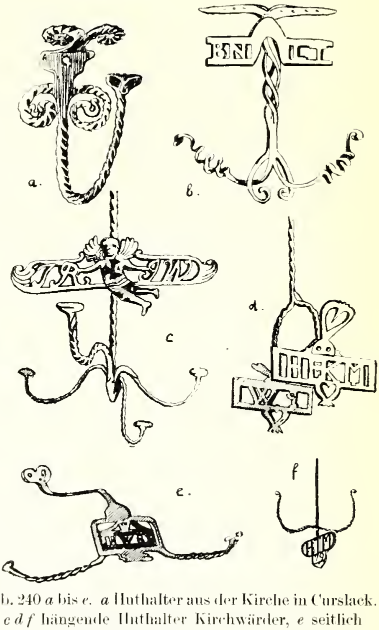


Abb. 240 *a* bis *e*. *a* Huthalter aus der Kirche in Curslack. *b c d f* hängende Huthalter Kirchwärder, *e* seitlich hängender Huthalter, Kirchwärder 1842.

praktische Geräte schaffen wollen, aber je mehr deren aufgestellt wurden, umsomehr fiel ihnen der Schmuckwert, die prickelnde, vermittelnde Wirkung im ganzen Kirchenbilde, wie auch die Möglichkeit, das Spiel der Ornamentik des Gestühls in ihnen fortzusetzen, auf, und endlich gingen sie offenbar dazu über, in dieser Schmuckwirkung die Hauptaufgabe zu sehen. Wir sehen am Ende reiche, ja wild überfüllte Gebilde entstehen, die wir kaum noch als Hutständer erkennen würden, wenn wir nicht ältere Formen daneben sähen. Während diese in ihrem sperrigen einfachen Bau, in ihren freien runden Spitzen deutlich

ihren Zweck zeigen, sind jene zum Teil geradezu unpraktische Halter, bei denen man befürchten muß, daß ihre Zacken und Spitzen den Hut beschädigen können. Es erklärt sich diese Umwandlung eben aus der Veränderung des die Form bestimmenden Zweckes: zuerst ein praktisches Gerät mit nebensächlicher Verzierung, nachher ein als notwendige ästhetische Ergänzung des

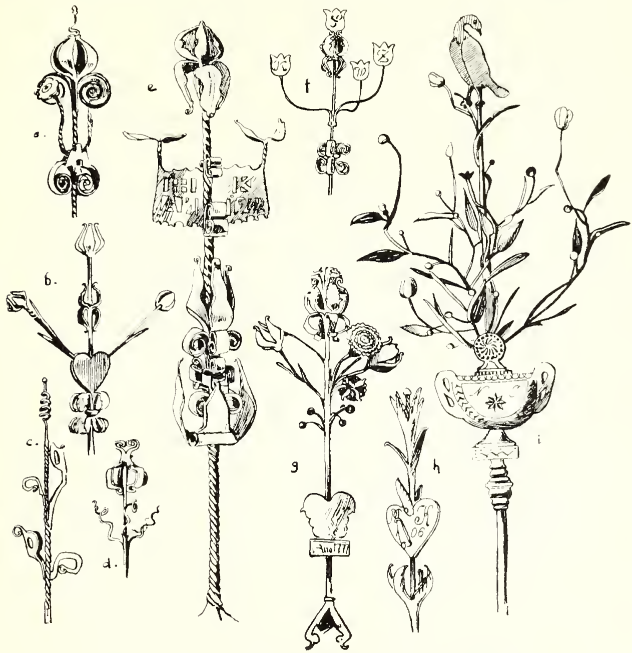


Abb. 241 *a* bis *i*. Hutständer mit naturalistischen Blumen.
a c e (1742) Curslack, *b f* Kirchwärder, *d g* Neuengamme, *h* Altengamme,
i Curslack 1841.

sonstigen Kirchenschmucks, besonders des Gestühls, empfundener Schmuckgegenstand.

Die Technik der Vierländer Huthalter ist lobenswert, wir finden alle Arten verwendet, besonders die Blumen sind sehr geschickt zusammengesetzt, kleine sogar in Eisen geschnitten (wie auch einzelne Figuren). Sehr beliebt sind gewundene Stäbe und Eisenblechspiralen. Manchmal begegnet uns eine naive, aber nicht ungeschickte Lösung einer schwierigeren Aufgabe, z. B. einer Traube; an den Stengel sind zwei größere Tafeln angeschweißt, zwischen

denen der Stengel, in eine oder drei Beeren auslaufend, durchläuft. Auf den beiden Platten sind die Beeren in Form hindurchgesteckter kurzer Nägel mit dickem Kugelkopf befestigt. Unten sind die Platten mittels Draht zusammengebunden.

Die Hutständer sind bunt bemalt, besonders in blau, rot und grün, dazu tritt meist Vergoldung. Die hängenden Halter sind alle schwarz, ich



Abb. 242. Kirchengestühl in Altengamme.

vermute aber, daß dieser oder jener früher auch farbig war, gerade in der Kirchwärder Kirche, wo sie sich finden, sind auch stehende Huthalter, die zum Teil vergoldet waren, schwarz übergestrichen. Vorn oder auf beiden Seiten sind Name, Namenszug und Jahreszahl angebracht, meist auf Tafeln in Herz-, Dreieck-, Schild- oder rechteckiger Form ausgesägt (Buchstaben durchbrochen oder voll auf durchbrochenem Grund) oder aufgemalt. Dazu

kommt die in der Bauernornamentik stets eine Rolle spielende Krone. Bisweilen ist die Schrift auch auf die Blumen gemalt, so daß jedes Blumenblatt, z. B. einer Tulpe, einen Buchstaben enthält, oder bei mehrarmigen Ständern jede Blume einen (Abb. 241f).

Die älteste Jahreszahl, die wir finden, ist 1700, die letzten stammen aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, doch sind dieselben nur auf ältere Huthalter aufgemalt oder durch Aufheften neuer Tafeln auf die alten am Halter befestigt. Weitaus die meisten mit Jahreszahl versehenen sind in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Namen sind, wie immer in der Vierländer Kunst, meistens in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Silben des Vor- und Nachnamens gegeben, also H. T. M.-Hein Timmann, H. G. B.-Hein Garbers. In Namen, wie dem in Vierlanden häufigen Putfarcken, in niedersächsischer Sprechweise gesprochen: Putfarkn, ist die letzte Silbe nicht mitgezählt. Hein Putfarcken ist also nur H. P. F., ebenso Carsten Heitmann C. ST. H. M., Hennig Bydekarcken H. N. B. D. K. Die Buchstaben sind zuerst lateinische Antiqua, später die sog. englische Schreibschrift. In den verschlungenen Anfangsbuchstaben ist die letztgenannte ausschließlich verwendet, und zwar bilden diese verschlungenen Namenszüge des reicheren Schmuckes halber Doppelmonogramme, die linke Hälfte in Spiegelschrift. Mehrere Huthalter, die zwei Besitzern gehören, zeigen demgemäß auch zwei Namen in zwei Buchstabenverschlingungen. Gehen wir nunmehr zur Einzelbetrachtung der Arten über.

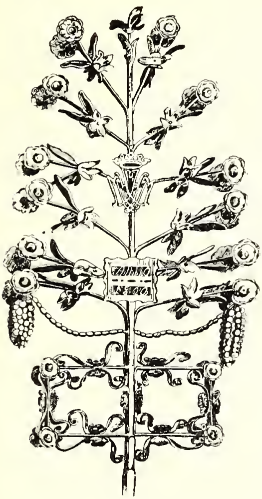


Abb. 243.
Hutständer mit Buschmotiv.
Altengamme 1800.

Eine kurz vorwegzunehmende, unwichtige Gruppe bilden die hölzernen Huthalter, meistens einfachste Pflöcke, an einer Tafel befestigt, selten schmuck ausgestattet; auch gedrechselte Holzständer kommen zweimal vor. Die größte Anzahl der Huthalter sind von Schmiedeeisen, und zwar müssen wir, wie schon oben gesagt, mehrere Gruppen unterscheiden: kleine Wandhaken, von der Decke oder sonstwie herabhängende Halter, Hutständer und vereinzelte Formen. Eigentliche Wandhaken habe ich nur zwei finden können, je einen in der Curslacker und der Neuengammer Kirche, ersterer mit mehreren Spiralen, letzterer außerdem mit einer Tulpe geziert, beide in der Hauptsache aus tauartig gewundenem Eisen (Abb. 240a). Hängende Huthalter finden sich fast ausschließlich in der Kirche zu Kirchwärder, der sie einen ganz merkwürdigen Charakter geben (Abb. 250). Blickt man nämlich vom Hintergrunde her auf den Altar zu, so sieht man vom weißgetünchten Gewölbe, von den großen Stützbalken, die frei die Kirche durchqueren, sowie von den Unterseiten der Fußböden der Emporen eine große Anzahl schwarzer kleiner ankerförmiger Gebilde herabhängen, die einen in den Wahn versetzen können, als

befände man sich in einer katholischen Schifferkirche, als habe man in diesen merkwürdigen Ankern Weihgeschenke der Gemeinde vor sich, die die Schiffe der Fürsorge der heiligen Schutzpatrone empfehlen sollen. Es sind aber nichts als profane Huthalter. Hervorgegangen ist diese Form gewiß aus dem Wandhaken, der in ihnen der besonderen, günstigen Gelegenheit angepaßt ist, statt der seitlichen Wand eine über dem Haupte des Sitzenden befindliche wagerechte Fläche zu benutzen. Die oberste Empore hinter dem Altar hat als Befestigungsort einfach das Gewölbe selbst benutzt, die untere den Fußboden

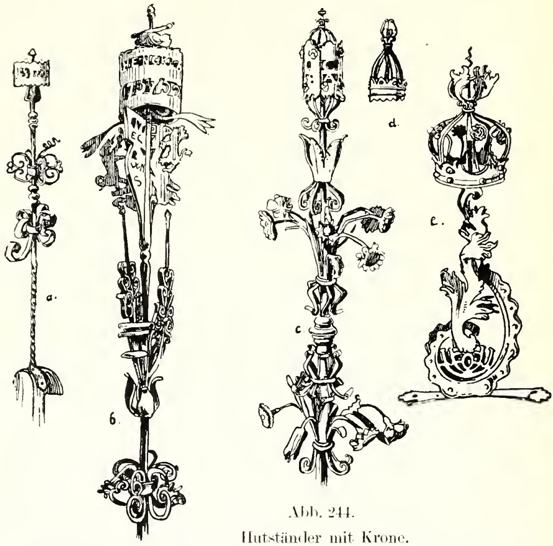


Abb. 244.
Hutständer mit Krone.
a Neuengamme 1700. *b* 1757 u. *c* 1783, Altengamme. *d* Krone von einem Rokokoständer, Neuengamme. *e* Rokokoständer. Altengamme.

der oberen. Die Empore der Nordseite bot mit ihrem Boden den darunter im Gestühl zu ebener Erde Sitzenden eine günstige Gelegenheit. Die auf der Nordempore sitzenden Bauern haben sich in Latten, die einfach an die großen, die Kirche durchquerenden Stützbalken genagelt sind, Aufhängepunkte für ihre Hängehuthalter geschaffen. Die allen zugrunde liegende Form ist die Ankerform mit zwei oder mehr Armen in verschiedener Linienführung und Ausgestaltung. Größtenteils sind Schaft und Arme tauartig gewunden, selten aus mehreren Stangen, die Spitzen der Arme bilden Knöpfe, Blumen, Umrollungen oder herzförmig ausgesägte Bleche (Abb. 240 b bis t). Bei einigen sind Schaft und Arme auch mit Blättern oder Beeren geschmückt. Namentafeln, einmal in Verbindung mit einer Amorette (Abb. 240c, d), kommen vereinzelt, hübsch mit der Gesamtanordnung verbunden, vor. Meist sind die Halter ein-

fach mit ihrem zugespitzten, mit Widerhakenkerben versehenen spitzen Oberende in die Befestigungsfläche eingetrieben, einige sind auch wohl vermittels einer Platte befestigt. Eine kleine Sondergruppe bilden seitlich hängende Huthalter, einfache Stangen, die in leichte Ranken auslaufen oder Ankerarme tragen. Eine reizende Lösung dieser Aufgabe findet sich auf der unteren Altarempore, zwei schlanke Arme, die zwischen sich eine hübsch ausgesägte Schrifttafel halten (Abb. 240e). Ist der herabhängende Huthalter eine Umformung des älteren Wandhakens, so haben wir hier umgekehrt eine Anpassung der im herabhängenden Huthalter gefundenen Formen an die Gelegenheit zur Anbringung eines Wandhalters vor uns.

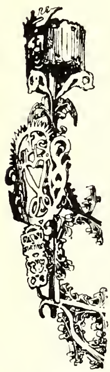


Abb. 245. Wandleuchter von 1764 in der Marienkirche in Ahlen i. Westf. (Nach Ludorff, Bau- und Kunstdenkmäler.)

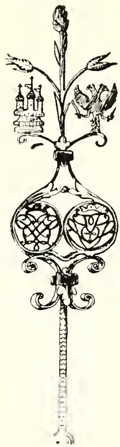


Abb. 246. Hutständer mit beiderstädtischem Wappen und Monogramm H. R. und T. W. Curslack.

Die eigenartigste und bedeutsamste Gruppe bilden die Hutständer, die auf den Rücklehnen oder Wangen der Bänke und auf der Brüstung der Emporen befestigt sind. Die einfachsten Hutständer zeigen eine glatte Stange mit einem Knopf und eine Stange mit ein Paar Armen; weit schmucker sieht es schon aus, wenn das Ganze aus gewundenen Eisenstangen hergestellt ist (Abb. 238a). Wie die Arme angebracht sind, ist nicht gleichgültig, verschiedene Länge, die Art und Weise der Stellung, die Biegung der Arme, ihre wechselständige Anordnung (im Sinne der botanischen Verwendung des Wortes) können die Anmut schon sehr erhöhen. Noch mehr freilich geschah das durch sparsame Verwendung von Schmuck. Die Art dieses hinzugetanen Schmuckes bildet unter den Hutständern, deren Höhe bei einzelnen 90 bis 107 cm erreicht, verschiedene Untergruppen. Zunächst ist da eine kleine Gruppe, deren Schmuck lediglich in Linienwerk besteht, einige Spiralen sind dem Schaft angefügt, oder er ist samt seinen Armen ganz aus verschlungenen Linien gebildet (Abb. 238c, f) — diese Gruppe findet sich auffallenderweise ebenso wie die eben geschilderten einfachsten Formen des Hutständers und die Hängehalter fast ausschließlich in der Kirchwärder Kirche, die sich durch diese beiden Eigenheiten völlig von ihren Schwestern unterscheidet. Wir sehen sodann schüchterne Versuche der Blumendarstellung, die aber noch nicht darauf ausgehen, bestimmte Pflanzen wiederzugeben, sondern vielmehr an spätgotische Blumenformen erinnern (Abb. 238b, c, d, e). Es folgen die naturalistischen Ständer, in denen Gartenblumen dargestellt sind, erst nur einfach, mit blattlosem Stengel, dann reicher und reicher, mit Blättern, Blattkelchen, Spiralen, Ranken sowie ornamentalem Beiwerk, Tafeln, Kronen und dergl. geschmückt. Entweder ist das Ganze als eine Pflanze gedacht, die in eine oder mehrere Blumen ausläuft — der feinstförmige darunter wohl

Abb. 241e von 1742 in Curslack — oder man hat an einen Strauß aus verschiedenen Blumen gedacht, der durch eine Kartusche, Namentafel, Krone und dergl. zusammengehalten wird (Abb. 241g). Als Ausläufer dieser Blumengruppe kann man ein paar mit der Jahreszahl 1800 bezeichnete, in Alten- und Neuengamme befindliche Hutständer betrachten, bei denen ein Busch das Motiv abgegeben hat, und zwar ist es wohl ein Rosenbusch (die Rosen haben die Form der altväterischen gefüllten Rosen, in denen die zugrunde liegende Form der wilden Rose noch erkennbar ist). Von einem

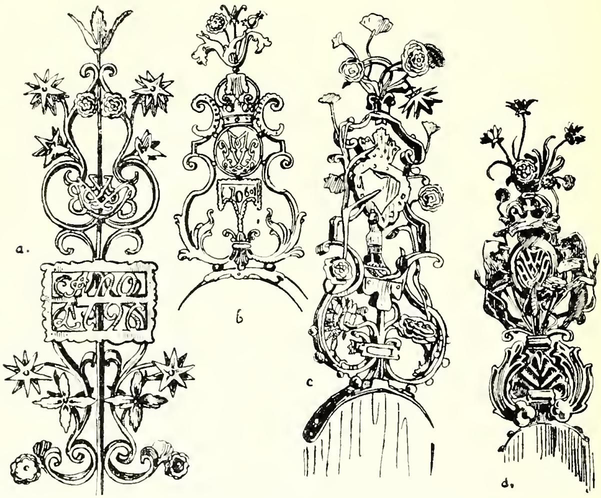


Abb. 247. Hutständer in Altengamme mit Anklängen an spätere historische Stilarten. *a* Ständer mit Renaissancelinien von 1796. *b* Barock-Rokokoständer 1761. *c* Hutständer im Überschwangstil 1791. *d* Hutständer im Überschwangstil 1783.

Schaft gehen rechts und links Zweige ab, die, mit Blättern und vierblättrigen Blumen besetzt, am Ende zwei Rosen tragen. An den untersten Zweigen hängen Weintrauben. Am Unterende ist der Schaft mit Spiralen geschmückt (Abb. 243). Ein Lieblingsmotiv der gesamten Vierländer Ornamentik in Intarsien, wie in Stickereien, bildet der sog. „Krutputt", eine Vase in Renaissance, Rokoko oder Zopfstilform, reich mit Blumen besteckt. Natürlich ist dieses Motiv auch in den Hutständern vertreten, es ergab sich hier ja aus dem schon erwähnten Strauß ganz von selbst. Als Hauptmotiv (Abb. 241i) finden wir den „Krutputt" aber merkwürdigerweise nur in der Curslacker Kirche, als Nebenmotiv kommt er in allen Kirchen vor; statt der mit Blumen besteckten Vase finden wir auch einen gewöhnlichen roten Blumentopf mit blühender Pflanze, meist Rose oder Nelke, mehrere Male verwendet (Abb. 248).

Die Vase ist meistens aus zwei Blechen flach dargestellt, bisweilen aber ist sie nur in Umrissen aus Eisenstreifen gebildet, die nur eine Umrahmung für ein oder zwei Monogramme bildet. Die Blumen in der Vase wie im Blumentopf sind ganz naturalistisch, die Stengel hängen, schwingen sich lebhaft, die Blätter wenden sich hier so, dort so, hier sitzen Blüten, da Knospen, da Früchte, auf der Spitze auch noch ein Vöglein.

Ein ganz anderes Bild, als diese ganze, als naturalistisch zusammenfaßbare Gruppe bietet eine merkwürdige, abgesonderte Gruppe von Ständern. Ein mit allerlei Linienornament, Spiralen, Palmetten u. a. besetzter Schaft trägt einen bei dem ältesten Beispiel von 1700 (Abb. 244a) noch schmalen, bei den späteren ziemlich breiten, am Rande zierlich ausgeprägten Reifen, der Namen, Jahreszahl und bisweilen einen bestimmten Tag ausgesägt enthält. Über den Reifen ragt der Schaft ein wenig hinaus als Knopf, bisweilen durch Bügel mit dem Reifen verbunden oder auch als einfache Blumenranke. Am Reifen hängen Hufeisen, Häkchen, einmal ist er noch mit kleinen Rosetten besetzt. Bei einem ist am Schaft noch eine herzförmige Tafel angebracht mit einem breiten Streifen darüber, in den Zacken eingesägt sind, vermutlich die einfache Darstellung einer Krone; Herz wie Krone enthalten Buchstaben. Auffällig ist ferner bei dem Halter Abb. 244b das Vorkommen zweier heraldischen Tiere, eines Löwen und eines vierfüßigen Lindwurms. Ein anderer Ständer von 1756 zeigt einen lübischen Adler mit einer Krone darüber, aus der zwei mit einem Kreuz gekrönte Köpfe (?) hervorgehen. Ein mit der Jahreszahl 1783 bezeichneter Ständer unterscheidet sich von den anderen durch Verwendung von Blumen, die aber recht große Verschiedenheit von den sonstigen Blumen aufweisen, sie sind zierlicher gebildet (Abb. 244c).



Abb. 248. Hutständer. Altengamme 1789.

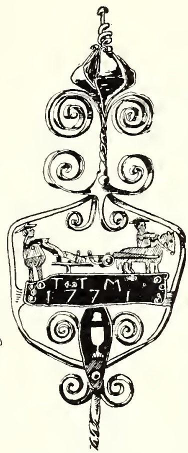


Abb. 249. Hutständer mit Pflügergruppe. Curslack 1771.

Die ganze Gruppe hat im Vergleich zu allen anderen, den naturalistischen, wie den noch zu erwähnenden Rokokoformen, ausgesprochen mittelalterliches Aussehen. Der Zufall fügte es, daß mir in Ludorffs Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen ein paar Wandleuchter in der Kirche in

Ahlen ins Auge fielen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dieser Gruppe unserer Hutständer zeigen (Abb. 245). Da ist derselbe Reif, Schrifttafel mit ausgesägter Schrift, Linienornament aus schmalen Eisenblechen, alles stimmt überein. Der einzige Unterschied ist die verschiedene Einrichtung des Reifens, hier zur Aufnahme einer Kerze, da zum Aufhängen eines Hutes. Die beiden Leuchter zeigen deutlich, daß wir es in ihren Reifen mit einem Abkömmling der im Mittelalter gern bei Leuchtern als Sinnbild benutzten Krone zu tun haben, und auch der Reifen der Vierländer Huthalter ist gewiß nichts anderes, als eine solche, obschon er meist nicht golden, sondern rot, auch blau, bemalt ist. Das Vorkommen einer Krone als Spitze des Ständers bei einigen Beispielen der Rokokogruppe (Abb. 244e) erhebt es zur Gewißheit, umsomehr als eine dieser Kronen deutlich ihre Abstammung von jenem Reifen zeigt (Abb. 244d). Zwischen den beiden letztgenannten Gruppen und den noch zu erwähnenden stehen ein paar Ständer, die an Renaissance erinnerndes großgeschwungenes Linienwerk mit angesetzten Blumen (Abb. 247a) verbinden; von Naturalismus in Stengeln oder Blattwerk ist keine Rede.

Zeigten schon das Rosenbuschmotiv und der „Krutputt" die Umwandlung des praktischen Geräts in einen Schmuckgegenstand, so ist das auch hier der Fall, noch mehr bei der nunmehr anzureihenden Rokokogruppe. Zwei Richtungen können wir in dieser unterscheiden: die eine nimmt das aus der Barockschmiedekunst auch ins Rokoko hinübergenommene strengere Linienwerk mit seiner Vorliebe für gebrochene und geknickte Linien, verbunden mit Akanthusblattwerk, mit Lambrequins und dergl. (Abb. 247b), alles symmetrisch geordnet, zum Ausgangspunkt, die andere dagegen das unsymmetrische eigentliche Rokokoornament mit seinem Muschelwerk. Monogramme sind eingefügt, nicht immer schön, ebenso Kronen, Schrifttafeln, auch vereinzelte Blumen; die Spitze bildet ein „Krutputt", ein Blumentopf oder eine Krone. Das Rokokomuschelwerk ist recht derb gehalten, nicht anmutend, besser ist das geschwungene Blattwerk. Alles ist stark bemalt und verziert.

Aus der Rokokogruppe ist eine andere Gruppe hervorgegangen, die man am deutlichsten als Überschwanggruppe bezeichnen kann. Das dem Wirrwarr zugrunde liegende Motiv ist ein Rokokogerüst, das so von Blumen, besonders Rosen und Nelken, überrankt und durchschlungen ist, daß es bisweilen kaum noch erkennbar ist (Abb. 247 c u. d). Dazu kommen wieder Namentafeln, verschlungene Buchstaben, Kronen, bisweilen von Löwen, auch wohl von einer Frauenfigur gehalten, sodann Sprüche, Vögel usw. Besonders merkwürdig ist der Unterteil eines dieser Ständer mit eigentümlichem, vom Oberteil stark abweichendem Linienornament, das stark an neueste, ja übermodernste Formen gemahnt. Ziemlich allein steht endlich ein Ständer in Kirchwärder (Abb. 250), eine Art Rahmen mit gekrausten Blättern nach Art der distelblättrigen Gotik der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, oben geschlossen durch einen Bogen mit gezahntem Rande; im Rahmen die Wappen Lübecks und Hamburgs. Ebenfalls ein einziges Mal kommt die Form eines Hutständers vor, der, aus zwei Blumenstengeln mit Schrifttafel bestehend, auf einer in der Wand befestigten Latte steht (Neuengamme). Als zwei besondere Gruppen könnte man noch die Ständer mit figürlichen Motiven und die mit dem sog. „beiderstädtischen" Wappen absondern.

Der Hutständer mit figürlichem Schmuck sind nicht viele. Als Tafelnhalter dient einmal eine bekleidete weibliche Figur, die wohl ein Engel sein soll, einmal ein nackter Mann mit Krone und Schurz. Die letztere Figur treffen wir noch zweimal, einmal nur am Ornament sich festhaltend, in einem

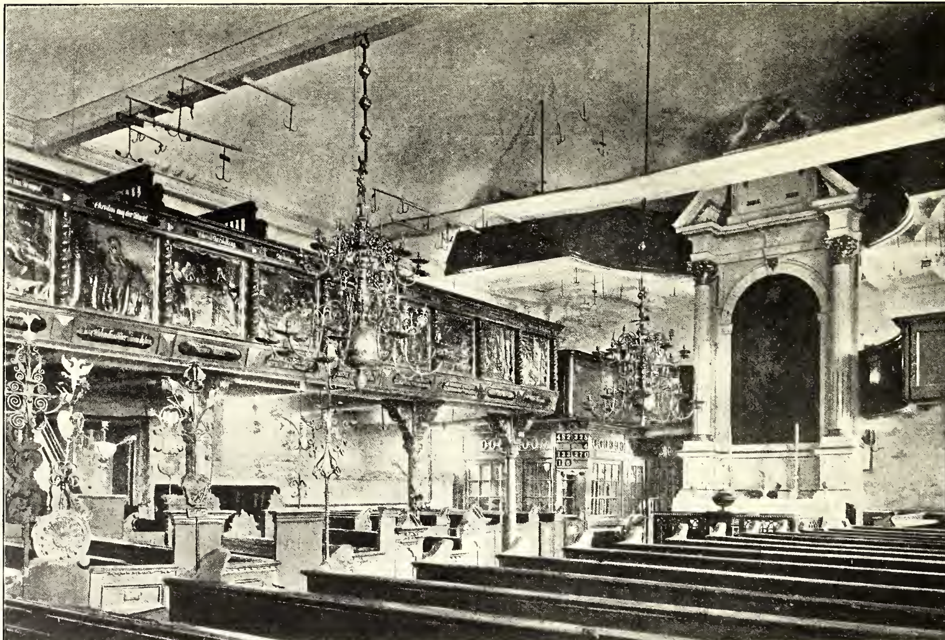


Abb. 250. Inneres der Kirche in Kirchwärder mit Hutständern und hängenden Huthaltern (nach dem Werke: Die Vierlande bei Hamburg, herausgegeben von Karl Griese).

freien Raum für sich stehend (Abb. 248), einmal (sehr einfach aus Blech hergestellt) ohne Krone, aber mit Zepter und Reichsapfel. Wen die Figur darstellen soll, ist zweifelhaft, die Einwohner sollen ihn als König David bezeichnen. Ein paarmal begegnen wir auch einer Fortuna als Spitze des Hutständers. Am eigenartigsten sind die aus dem Leben genommenen figürlichen Darstellungen zweier Ständer in Curslack. Da sehen wir einmal neben ziemlich einfachem Spiralwerk die Darstellung eines pflügenden Bauern; auf dem Pferde sitzt noch ein Knecht (Abb. 249). Der Bauer, Knecht und das Pferd sind aus Blech geschnitten, nur die Arme sind, für sich geschnitten und frei herausgebogen, dem Körper angefügt, und der Hut, ein Dreispitz, ist den Figuren plastisch aufgesetzt. Der Pflug ist aus lauter einzeln für sich geschnittenen Teilen zusammengenietet. Die andere Figurendarstellung befindet sich in der Mitte eines sehr hohen Huthalters in strengem Barock-Rokokostil, sie enthält zwei Bauern in einem landesüblichen Ewer, dem Marktschiff der Vierländer, mit Segel und Steuer versehen. Das Schiff ist aus Blech zusammengesetzt, die Figuren sind vollkörperlich. Das sogenannte „beiderstädtische“ Wappen, das manche Hutständer ziert, ist die Vereinigung der Wappen der Städte Hamburg und Lübeck. Das Wappen des Landesherrn ist ja ein gern benutztes Motiv der volkstümlichen Kunst, und die Vierlande gehörten bis zum Jahre 1868 jenen beiden Städten gemeinsam. Sie wurden im Frieden von Perleberg 1420 vom Herzog von Lauenburg nach Verlust seiner festen Plätze Bergedorf, Riepenburg und Nettelnburg den siegreichen verbündeten Hansestädten abgetreten. 1868 löste Hamburg Lübecks Ansprüche durch eine Geldentschädigung ab. Den Lübecker Adler und die Hamburger Burg finden wir in allen vorhin genannten Gruppen hier und da mit den übrigen Motiven verbunden, meist freistehend, nicht im Wappenschild, nebeneinander (Abb. 246), übereinander oder voreinander gestellt. Die von den Bergedorfer Briefmarken her bekannte Form des „beiderstädtischen“ Wappens, bestehend aus einer Nebeneinanderstellung des halben lübischen Adlers und der halben hamburgischen Burg in einem Schilde kommt selten vor, der Geschmack der Vierländer fand die andere Art der Darstellung ihres Untertanenverhältnisses schöner. Merkwürdig scheint, daß der lübische Adler auch allein vorkommt, das Wappenbild Hamburgs, die Burg, nie — das ist auch meist in der Vierländer Ornamentik so. Es erklärt sich das dadurch, daß das Motiv des lübischen Adlers mit dem in allen deutschen Bauernstilen höchst beliebten deutschen Reichsadler, der mit ihm bis auf den Herzschild mit den lübischen Farben ja völlig formengleich ist, zusammengeworfen wurde.

Versuchen wir zum Schlusse uns über die Entwicklungsgeschichte des Vierländer Huthalters Klarheit zu verschaffen. Er ist hier, wie anderswo entstanden, als die Mode gewordene Hutform der Spätrenaissance und des Barock wegen ihrer Größe oder Steifheit es empfahl, ihm während des Gottesdienstes einen festen Platz zu geben, statt ihn in der Hand zu behalten oder neben sich auf die Bank zu legen, vermutlich seit Anfang oder Mitte des 17. Jahrhunderts. Die älteste Form ist gewiß überall ein einfacher Nagel, Haken oder Pflock in der Wand oder an der Bank gewesen, zu dem hier und da sich einmal eine stehende Stange gesellte; auch in den Vierlanden wird es so gewesen sein. Im Vierländer Hause ist es dabei geblieben, in der Wand oder in den sichtbaren Balken der Decke, die auch durch untergenagelte Brettchen zu Aufbewahrungsorten allerlei anderer Sachen gemacht worden sind, finden wir einfache Haken, eiserne oder aus Messing; letztere mit hübscher Platte, obschon wohl nur für Kleidungsstücke bestimmt, auch am blauen Hamburger

Rokokoofen, wie er in den Vierlanden beliebt war. (Eine schöne Huthalterform findet sich in Sylter Häusern, eine messingene flache Lilienform, auf einen geraden, kurzen, in die Vertäfelung eingefügten Metallstab aufgesetzt.) Etwas Schmuck gesellte sich in der Kirche hinzu, erst einfaches Linien-, Spiralwerk, Blattwerk, sowie an der Spitze ein Knopf oder später eine kleinere oder größere ornamentale Blume, an Renaissanceblumen anklingend. Einfache, allmählich auch bereicherte Arme mögen früh, je nach Bedarf, hinzugekommen sein. Dann aber scheint ein Eindringling sich eingefunden zu haben: der Ständer mit reifförmiger Krone, nennen wir ihn kurz Kronenständer.

Der mit der Jahreszahl 1700 bezeichnete Kronenständer (in Neuengamme) ist der älteste bezeichnete Ständer überhaupt. Damit ist zwar nicht gesagt, daß er der älteste ist oder war. Die einfachen Ständer, auch die mit einfachen Blumen, tragen keine Jahreszahl, es sei denn, daß ihnen später eine angehängt oder aufgemalt wurde. Vermutlich hat dieser Ständer (oder ein ihm ähnlicher, aber verschwundener) die Sitte erst aufgebracht, seinen Ständer mit Namen und Jahreszahl zu versehen, wie er überhaupt den Anstoß zu der ganzen späteren reichen Entwicklung gegeben zu haben scheint, die erst nur langsam, dann, als es offenbar Ehrensache geworden war, einen recht schönen Hutständer in der Kirche sein nennen zu können, schnell vor sich ging. Wie ist aber dieser alte Kronenständer entstanden? Jeder unbefangene Beschauer wird ihn für einen Kirchenleuchter halten und ein solcher hat ihm auch vermutlich zugrunde gelegen. Wie aber mag das gekommen sein? Man könnte sich denken, daß irgendwo in einer Kirche, die etwa mittelalterliche Leuchter in der Art der erwähnten in Ahlen besaß, die Bauern solche als Huthalter benutzten — oder es hat vielleicht ein hernach in den Vierlanden ansässiger Schmied irgendwo auf der Wanderschaft eine solche Benutzung gesehen und die Schmuckart eines solchen „unfreiwilligen“ Huthalters auf die Vierländer Hutständer übertragen.

1707, 1708 folgen die nächstältesten Kronenständer, schon sehr bereichert. In ziemlich weitem Abstande folgt der erste mit Jahreszahl versehene Blumenständer von 1742, im Aussehen nahestehend, mit deutlicher Schwertlilie, und von da an mischen sich Kronen- und Blumenständer. Seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts kommen die Rokokoformen, die Überschwangformen, sowie um die Jahrhundertwende die Wappenständer hinzu, im 19. Jahrhundert der „Krutputt“ in der Verwendung als Hauptmotiv. Mit den 40er, 50er Jahren scheint die Herstellung künstlerisch beachtenswerter Formen aufgehört zu haben, die mit späteren Jahreszahlen versehenen sind wohl älter als die angehängte oder aufgemalte Jahreszahl, wie das auch bei Vierländer Möbeln durch Einsetzen neuer Intarsia geschieht.

Leider ist die Schmiedekunst in den Vierlanden nicht so lebensfähig geblieben wie die Einlegekunst, die heute noch geübt wird. Ihre Verwendung war ja nicht so reich, Metallbeschlag, Eisengerät fielen leichter der Stadt zu als die Möbel, die auch in ihrer Eigenart, in ihren Motiven weit inniger mit dem Leben, insbesondere mit der Sitte und dem Gemütsleben zusammenhingen.

Sehr anregend dürfte es sein, die Personenfrage der Hersteller aufgeklärt zu sehen, was wohl einmal gelingen wird. Es müßte reizvoll sein zu beobachten, wie eine neue Persönlichkeit neue Motive, neue Formgedanken in die Entwicklung brachte. Die älteren Kronenständer stammen ersichtlich von zwei oder drei Meistern, ebenso lassen sich unter den Rokoko- und Überschwangformen mehrere bestimmte Meister unterscheiden. Offenbar ist nicht immer der Schmied des betreffenden Ortes der Hersteller der Huthalter seiner Kirche, sondern entweder hat ein Bauer auch wohl einmal in einem

andern Dorfe einen Meister, dessen Art ihm besser gefiel, beauftragt, oder er hat den Halter von dort geschenkt erhalten. Was der bestimmte Tag bedeutet, der bei einigen Kronenständern ältester Form vorkommt, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen, ob es der Geburts-, Hochzeitstag oder der Tag der Übernahme des Hofes ist.

Hamburg 1903. O. Schwindrazheim.

Das Rathaus in Emden.

In schwerer, von Pest und Krieg bedrohter Zeit beschloß im Jahre 1571 der Rat der Stadt Emden, für die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung ein neues, großartiges Rathaus zu erbauen. Ein niederländischer Künstler, Meister Arends aus Delft, entwarf den Plan „nach dem Muster des Rathauses in Antwerpen", das, in den Jahren 1561 bis 1565 von Cornelius de Vriendt errichtet, bald nach seiner Vollendung von den Spaniern zerstört wurde. Mit dem im Jahre 1581 wieder aufgebauten und jetzt noch vorhandenen Rathause in Antwerpen hat das Emdener Rathaus, abgesehen von der Dachgalerie, wenig gemein. Als man den Grundstein legte, gehörte die Stadt zur Grafschaft des Reiches in Ostfriesland. An der Spitze ihrer Verwaltung stand Petrus Medmann, der Freund Melanchthons, ein Magister der freien Künste, der, 1548 von der Gräfin Anna nach Ostfriesland gerufen, im Jahre 1553 zum Bürgermeister ernannt worden war. Ihn haben wir als die Seele und Triebfeder des neuen Bauunternehmens anzusehen. Das Rathaus ist in den Formen der niederländischen Renaissance errichtet. Seine einem größeren Platze und dem Ratsdelft, einem tiefen Wasserlaufe, zugekehrte Westseite ist ganz mit Bentheimer Sandsteinen verblendet. Diese Front, die sich in ganzer Ausdehnung dem Auge des Beschauers darbietet, hat der Architekt reich geschmückt, die übrigen, einem Gewirre von engen Straßen zugewandten Seiten dagegen sind viel einfacher gehalten. An ihnen überwiegt der Backstein, das einheimische Baumaterial. Das in Holz ausgeführte Hauptgesims ruht auf zierlichen Steinpfeilern, es überdeckt einen Gang, der die vier Seiten des Gebäudes umzieht. Eine nicht in die Mitte des Rathauses gelegte überwölbte Durchfahrt, durch welche eine alte städtische Straße führt, durchschneidet die unteren Geschosse. Wie verschieden ist dieser Bau von den Rathäusern der gotischen Zeit! Das Trutzige, Wehrhafte ist verschwunden und hat anmutigeren Formen Platz gemacht. Wo ehemals Gewappnete sich zusammenscharten, um den Wachtdienst zu versehen, legen hier Kaufleute und Gewerbetreibende ihre Waren aus. Wo sonst hinter Zinnen Wehrgänge sich hinzogen, da wandeln jetzt in überdachtem, zierlichem Gange die Bürger, um nach langer Beratung Luft zu schöpfen. Im tiefen Keller aber, wohin nur selten der Strahl der Sonne dringt, ruhen, in Bänder und Dauben gebannt, die wahren Freudenspender und Sorgenbrecher, die, wenn die eigene Kraft versagen will, aufrichten und anfeuern, dem Beschränkten Einsicht und dem Ratlosen die rechte Erleuchtung bringen.

Das Baukapital wurde von vermögenden Besitzern in Ostfriesland, Bremen, Kassel und Westfalen zu 5 bis 8 v. H. Zinsen angeliehen, das Baumaterial zum großen Teile aus dem Lande des Bischofs von Münster bezogen, dessen Wohlwollen die Emdener durch eine große Sendung von Heringen zu erwerben wußten. Im trifolium aureum des Bürgermeisters Timon

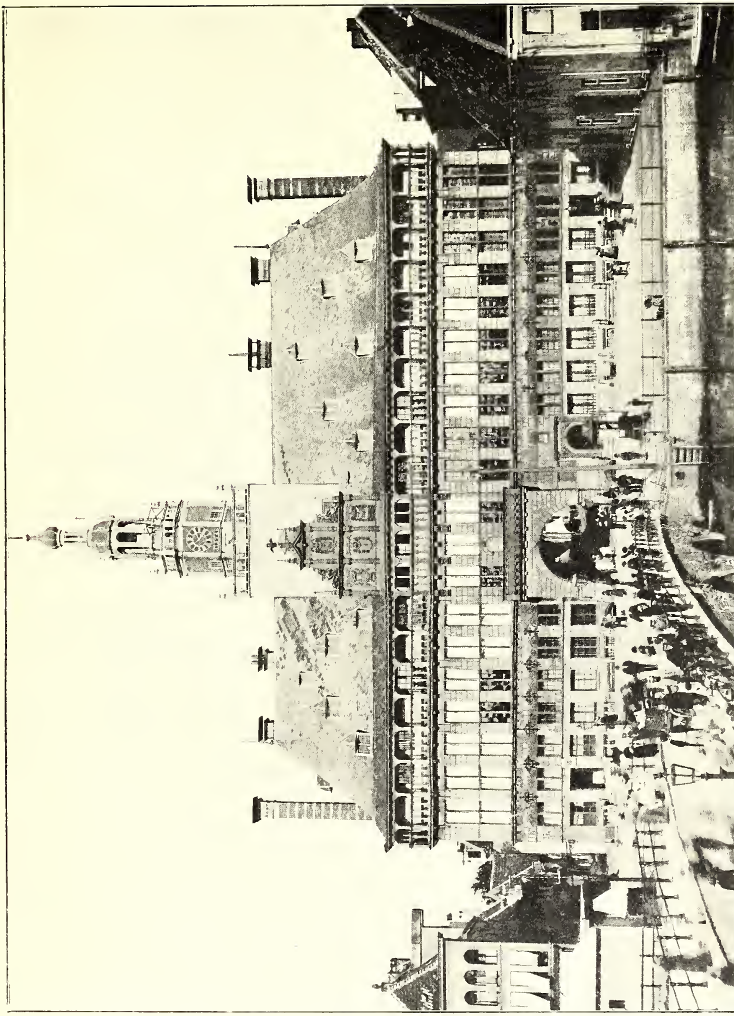


Abb. 251. Das Rathaus in Emden. Ansicht von der Ratsdelft.

Rudolphi besitzen wir noch eine Zeichnung des Rathauses aus dem Jahre 1573 (Abb. 252). In dieser erkennen wir deutlich einige Abweichungen vom heutigen Zustande. Verschwunden sind die auf jener Abbildung erkennbaren ebenerdigen Lauben zu beiden Seiten der Durchfahrt, vergangen ist der

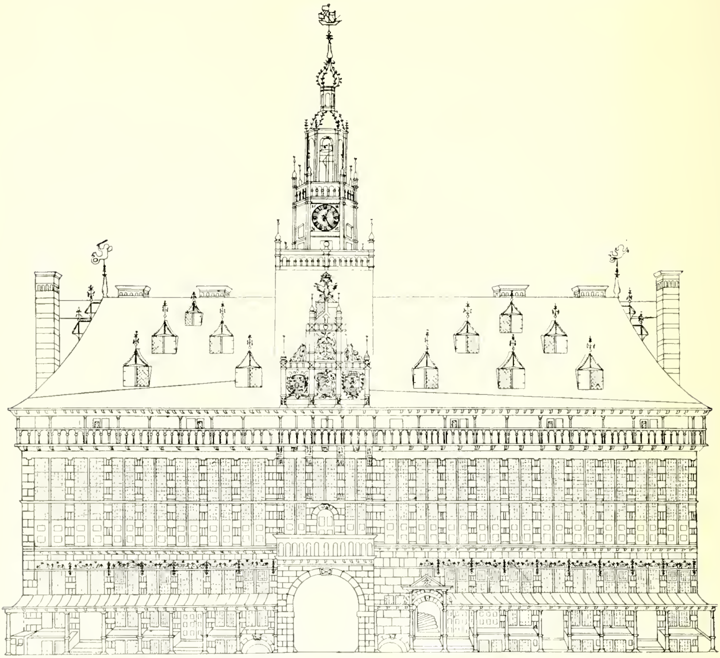


Abb. 252. Das Emdener Rathaus 1573.
Aus dem trifolium aureum des Bürgermeisters Timon Rudolphi.

reiche Goldschmuck an den Ornamenten, an den Spitzen und Kantenblumen des Daches und des Turmes.

In den ausgedehnten Kellern des Rathauses schenkte man ehemals Bier und Wein. Die beiden Geschosse über der Erde waren vermietet. Hier wohnten, ein Jahrzehnt nach der Vollendung des Hauses, ein Apotheker und Zuckerbäcker, ein Manufakturwarenhändler, daneben ein Kräutner — Gewerbetreibende und Händler, die ihre Waren unter den gedeckten Lauben den Vorübergehenden zur Schau stellten. Dem öffentlichen Gebrauche diente nur das hohe Hauptgeschoß sowie ein großer niedriger Saal im Dachraume. Den Aufgang vermittelte von der Durchfahrt her eine Nebentreppe

und von der Westseite her die mit einem schönen Portal geschmückte Haupttreppe. Diese letztere liegt in einem mit zierlichen Netzgewölben überdeckten Treppenhause. Sie mündet, oben abgeschlossen durch einen eichenen Windfang, in den Rummel, einen Raum, der ehemals bis zu der mit einem großen Kamin versehenen Südwand des Rathauses reichte. Seine sichtbaren eichenen Deckenbalken ruhen auf reichen Sandsteinkonsolen. Außer dieser großen Halle hatte das Geschoß nur noch wenige Räume, die sämtlich den Bedürfnissen der Stadtverwaltung dienten. Von ihnen werden genannt die Raedt- oder Rechtkamer, die Secretkamer, die Dienerkamer, die Schryfkamer (Abb. 253). Die Raedtkamer lag nördlich von der Vorhalle und war von dieser aus unmittelbar zugänglich, die Secretkamer wahr-

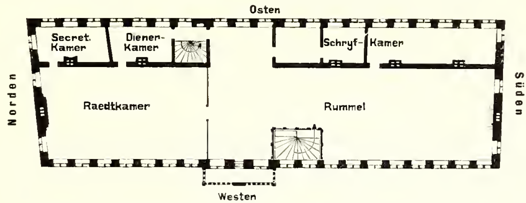


Abb. 253. Mutmaßlicher früherer Grundriß des Hauptgeschosses.

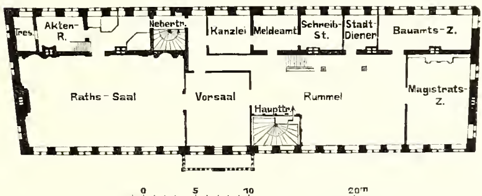


Abb. 254. Jetziger Grundriß des Hauptgeschosses.

scheinlich in der nordöstlichen Ecke des Baues, daneben, an der Wendeltreppe, die Dienerkamer, und östlich von der Vorhalle die Schryfkamer.

Besser als über die Raumverteilung unterrichten uns die erhaltenen Nachrichten über die Ausstattung der Säle und Zimmer. Wir erfahren, daß die Wände des Rummels (Abb. 255) mit Seekarten bedeckt waren, daß in der Raedtkamer feines rotes Tuch die Wände überzog, die unteren Teile derselben eichenes Getäfel bekleidete und vor den Glasmalereien seidene Gardinen hingen. An der Nordwand lag der große Kamin. In diesem Saale hielten die städtischen Gerichtsherren Gericht über Leben und Tod. Darauf deutete an der Wand ein Schrank mit Schwertern und darüber der Spruch:

Dat gerichte Ampt is Gades
Und he is mit uw im Gerichte.

Die Secretkamer barg große Schränke und hatte ebenfalls einen Kamin. Ihre Wände waren, wie die der Raedtkamer, mit kostbaren Stoffen

und Täfelungen bekleidet. Eine ähnliche Ausstattung zeigte die Schryfkamer. Balken und Bretter der Decken trugen, wenigstens in den Haupträumen, farbige Bemalung. Von der Börgerkamer im Dachraume, dem öffentlichen Versammlungslokal der Bürger, war der sich unter dem Dachgesims hinziehende Wandelgang unmittelbar zugänglich. Seit dem Jahre 1580 wurden in dieser Kammer die Waffen der streitbaren Bürgerschaft aufbewahrt, Vollrüstungen, Panzer, Helme, Schilde, Schwerter, Morgensterne, Piken, Hellebarden, Spieße, unzählige Feuerwaffen — eine reichhaltige Sammlung, die sich im Laufe der Zeit stark vermehrt hat. Bald darauf, als die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung sich vermehrten, schränkte man den Rummel ein und schuf durch Einziehen leichter Wände abgesonderte kleinere Räume. Die Schryfkamer wurde durch eine Balkenlage geteilt, und über ihr gewann man eine Reihe von Zimmern, die jetzt von einer in den Rummel hineingebauten Galerie aus erreicht werden, zu der eine Treppe führt. Im südlichen Teil des Rummels wurde ein Zimmer für den Magistrat abgeteilt und neben dem Windfange ein Vorraum für den Ratssaal. Der östliche Teil wurde eingeschränkt bis auf einen schmalen Gang, in dem sich eine schöne alte Tür befindet. Bei diesem Umbau gingen leider einige von den schönen Konsolen der Deckenbalken verloren, und wurde im Magistratszimmer eine neue Bretterlage unter die Balken genagelt. Auch die kleineren Zimmer erlitten Veränderungen. In der Zopfzeit endlich wurde auch der Ratssaal gründlich umgebaut unter Beseitigung seiner gesamten ehemaligen Ausstattung. Vielleicht zu derselben Zeit überzog man, was im Rummel sich noch an alter Malerei erhalten hatte, mit weißer Tünche. Später richtete die Stadt in einem Teile des Kellergeschosses und in den beiden unteren Geschossen Dienstwohnungen für Beamte und Zimmer für verschiedene Verwaltungszweige ein und vermietete eine Anzahl von Räumen an die Reichsbank. Mag nun auch bei allen diesen Umbauten vieles verloren gegangen sein, so erfreut sich doch die Stadt Emden noch heute einer großen Zahl von Kunstwerken, die wie zu alter Zeit im Rathause, für das sie geschaffen wurden, sorgsam bewahrt werden. Viele alte Bilder schmücken die Wände der größeren Räume und des Rummels. In diesem hängt das Modell eines ehemaligen Emdener Kriegsschiffes, im Magistratssaale ein alter Kronleuchter aus Messing. Hier werden auch die Richtschwerter bewahrt und der wertvolle Silberschatz, der noch in neuester Zeit bereichert worden ist. Den kostbarsten Schmuck des Hauses aber bilden die jetzt in der Waffenhalle im Dachbodenraume untergebrachten alten farbigen Fenster. Früher waren die sämtlichen Fenster der Westfront farbig verglast, in jedem Flügel befand sich eine Darstellung aus dem ersten Buche Moses. Die in der Waffenhalle angebrachten acht Halbfenster, ursprünglich vielleicht in der Secretkamer, gehören zu dem Wertvollsten, was wir auf dem Gebiete der profanen Glasmalerei besitzen. Sie verdienen an sicherer Stelle als kostbare Kleinode der edlen Kunst der Glasmalerei gehütet zu werden.

Der stolze Bau des Emdener Rathauses zeigt schwere Verletzungen. In den unteren Stockwerken sind in einigen Fenstern die feinen Umrahmungen durch Anarbeiten von Schrägen und Einsetzen von groben Vergitterungen zerstört. Das erst im Jahre 1734 hinzugefügte Risalit der Westfront ist von oben bis unten mit dunkelgrauer Ölfarbe gestrichen. Viele Steine der Verblendung, besonders die Oberglieder der weit vorspringenden Gesimse, sind zerfressen, ausgewaschen, durch den Frost gesprengt, oder haben sich in eine lockere Substanz verwandelt. Die auf eine bedeutende Länge freistehenden,

vielleicht mit den Deckenbalken nicht verankerten oberen Teile der Westmauer sind an einigen Stellen nach außen, anderswo nach innen gewichen. Hierbei ist die Dachgalerie verzerrt und verschoben, die bleierne Dachrinne zerrissen worden, ein Vorgang, der wieder die Zerstörung des hölzernen Hauptgesimses verursacht hat. Der Turm ruht auf starken Hängewerken, deren Spannbalken zerrissen sind. Er hat sich nach dem Verfaulen seiner Grundschwellen stark geneigt und ist in seinem Gefüge so stark gelockert, daß das Regenwasser durch Spalten und Risse frei in das Innere dringen kann. Auch die Eindeckung der Dach-Erker und des großen Daches ist schadhaft. Diese Schäden beabsichtigt die Vertretung der Stadt Emden,



Abb. 255. Der Rummel im Rathause in Emden.

unter Führung des Oberbürgermeisters Fürbringer, zu beseitigen und damit dem Fortschreiten des Verfalles ein Ende zu bereiten. Von Veränderungen der Fronten soll hierbei abgesehen werden. Nur die zerstörten Steine sollen beseitigt und durch neue ersetzt, die weit vorspringenden Gesimse wiederhergestellt und mit Blei abgedeckt werden. Das Gold und die Bemalung der Wappen ist nach den vorhandenen Spuren aufzufrischen. Der größte Teil des Hauptgesimses muß erneuert, das Dach umgedeckt, der Turm ganz abgebrochen und nach besseren Methoden mit Schiefer und Blei beschlagen werden.

Im Innern werden sich die Wiederherstellungsarbeiten auf das Treppenhaus und einige Räume des Hauptgeschosses beschränken. Es wird beabsichtigt, die Waffensammlung, die wegen der Arbeiten im Dachraum doch ausgeräumt werden muß und auch in dem schlecht beleuchteten niedrigen Saale nicht recht zur Geltung kommt, anderweitig unterzubringen,

die kostbaren Fenster aber, die bei einem größeren Dachbrande die schwersten Schäden davontragen, wahrscheinlich ganz zerstört werden würden, in geeignete Öffnungen des Hauptgeschosses einzusetzen. Unmöglich und untunlich ist es, aus Gründen, die einer Darlegung in diesem Blatte nicht bedürfen, im Hauptgeschosse auch nur in den größeren Räumen eine Wiederherstellung des ehemaligen Zustandes in allen Teilen durchzuführen. Nur einige Einbauten im Rummel, und zwar die Kanzlei, der über dieser befindliche Raum und die Wände des Vorsaales sollen beseitigt werden. Da die Stadtvertretung den letzteren nicht ganz entbehren kann, so wird beabsichtigt, durch Aufstellung von freistehenden Holzschranken, die den Anblick der Decke nicht hindern, den erforderlichen Raum abzutrennen. Notwendig erscheint es auch, die Galerie nebst Treppe im Rummel zu beseitigen und in ansprechenderen Formen neu zu errichten, außerdem auf Brettern und Deckenbalken die alte Malerei nach den vorhandenen Spuren aufzufrischen. Im Magistratssaal, wo die Steinkonsolen der Balken noch sichtbar sind, wird es sich verlohnen, die Decke in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen und, zur Hebung der Behaglichkeit, die unteren Teile der Wände mit Holzgetäfel zu bekleiden. Der jetzt nüchtern und kalt wirkende Ratssaal bedarf einer Bemalung umsomehr, als im Rummel, im Magistratszimmer und im Treppenhause der ehemaligen farbigen Ausschmückung wieder zu ihrem Rechte verholfen werden soll.

Kommen die geplanten Arbeiten zur Ausführung, so wird der Bestand des schönen Rathauses in Emden hoffentlich auf viele Jahre gesichert, der wichtigste Teil des Innern aber von allen jenen Zutaten befreit sein, die jetzt, ärmlich, plump und entbehrlich, die alten schönen Formen verdecken.

Bremen, im Juli 1900. E. Ehrhardt.

Streifzüge durch Alt-Holland.

I. Das Museum in Edam, ein altholländisches Bürgerhaus.

Das Städtchen Edam in Nordholland, einst eine der Handelsstädte, welche das holländische Binnenmeer, den Zuidersee, umgeben, führt im Wappen unter drei Sternen mit Fug und Recht den Stier. Stammte doch sein Wohlstand hauptsächlich von der Ausfuhr des in den reichen Marschen der Umgebung hergestellten Käses, der noch heut Edamer genannt wird. Jetzt etwa eine Stunde vom Meere entfernt gelegen, teilt Edam das Los so mancher altholländischen Handelsstadt, zu einem abseits der großen Verkehrswege liegenden Landstädtchen herabgesunken zu sein, das sich recht gut als Sommerfrische für Maler eignet und auch als solche besucht wird. Beherbergt die freundliche saubere Stadt doch noch manches eigenartige Giebelhaus in seinen Straßen. Die Grachten und Baumanlagen der früheren Festungswerke bieten so malerische Ansichten, und die benachbarten Fischerdörfer Volendam am Seedeich und Marken auf dem gleichnamigen Eiland laden zum Besuche ein und geben so vielfache Anregung zu Studien für Landschaften und Trachtenbilder.

Dem Architekten bietet Edam in seinem Museum ein bisher wenig bekanntes Kleinod alter bürgerlicher Baukunst, ein vollständig erhaltenes altholländisches Bürgerhaus. Am Damplein dicht an der alten Schleuse im Mittelpunkte der Stadt gelegen, hatte der am Schlusse des Mittelalters er-

richtete Bau durch sein Äußeres schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als derselbe 1893 unter den Hammer kam und in andere Hände übergehen sollte, entschloß sich die Gemeinde zum Ankauf und zur Wiederherstellung zunächst der beiden Giebel. Nachdem dann weiter die Verschläge im Innern, welche der letzte Besitzer für seinen Gewerbebetrieb eingerichtet hatte, abgebrochen wurden, fand sich, daß hinter dem Latten- und Plankenwerk die Fußböden, Decken und Wände des alten Baues nahezu unversehrt erhalten waren. Demnach bedurfte es nur der Bloßlegung und geringer Wiederherstellungsarbeiten an diesen Bauteilen, um im Erdgeschoß ein getreues Bild einer alten Hauseinrichtung herzustellen. So wurde zunächst dieses Geschoß als Museum eröffnet, während der geräumige Saal des ersten Stockwerkes als Zeichenschule diente. Als die unter Leitung des Vorstehers Tuyn aufblühende Anstalt durch weitere Zuwendungen größeren Umfang annahm, wurde auch das obere Geschoß für die Aufnahme von Bildern, Zeichnungen, Kupferstichen usw. herangezogen, während das Erdgeschoß nunmehr um so einheitlicher als das Abbild eines alten Wohnhauses eingerichtet bleiben konnte.

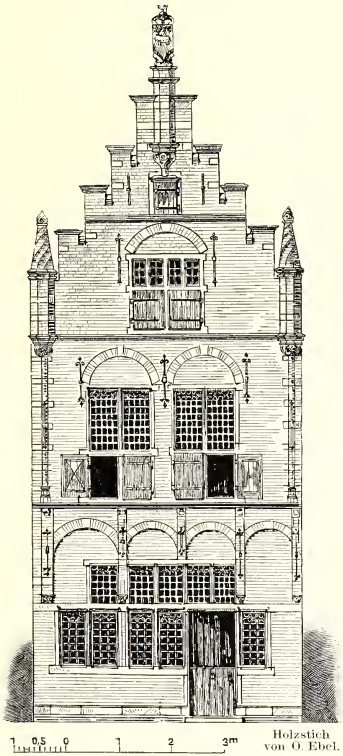


Abb. 256. Straßengiebel des Museums in Edam.

Das Häuschen kehrt entsprechend der Mehrzahl der nordischen mittelalterlichen Stadthäuser seine Schmalseite und den Giebel der Straße zu und weist bei rund 5 m Breite etwa 15.5 m Tiefe auf (Abb. 256, 262 u. 263). Das Konstruktionsgerüst besteht aus acht ungleich breiten Fachen. Die die Fache trennenden Hauptbalken sind in beiden Geschossen verdoppelt aus starkem Eichenholz hergestellt und lagern vermittels Sattelhölzern und Kopfbändern auf Stielen, die vor den Brandmauern aufgestellt sind. Die Bohlen der Dielung werden von sehr schmalen aber eng aneinandergerückten Hölzern getragen, die quer zur Richtung der Hauptbalken gelegt sind. Es ist dies eine für die geringe Spannweite überflüssig starke Deckenausbildung, welche übrigens auch bei Sälen von erheblicheren Abmessungen, so in Rathäusern, Gildehäusern und Stadtwagen im Mittelalter

in Holland die Regel bildete. Der Dachstuhl ist entsprechend der damaligen Gewohnheit als liegender Dachstuhl ausgebildet. Die aus krummem Holze gefertigten Binderstreben sind zweimal mit der Drempelmauer durch Holzzangen verbunden. Die oberen Zangen reichen durch das Mauerwerk hindurch und tragen außen die hölzerne Dachrinne (Abb. 260).

Bei der Entfernung der alten Tünche in der Diele (dem Voorhuis) kam die Zeichnung eines Schiffes zum Vorschein. Dies gab zu der Annahme Veranlassung, daß ein Schiffer, vielleicht ein Walfischfänger einst Bewohner oder gar Erbauer des Hauses gewesen sei. Tatsache ist, daß Edam im 17. und 18. Jahrhundert bei der Grönlandfahrt der Holländer stark beteiligt war. Wenngleich keine der Öffnungen im oberen Stockwerke bis zum Fußboden des Geschosses herunterreicht und somit keine Einrichtung zum Einbringen der Waren von der Straße unmittelbar nach oben vorhanden war, scheint das erste Stockwerk doch von alters her nur aus einem Raume bestanden zu haben, der kaum eigentlichen Wohnzwecken gedient haben mag. Vielmehr sind alle zum täglichen Leben notwendigen Räume im Erdgeschosse (Abb. 262) vereinigt.

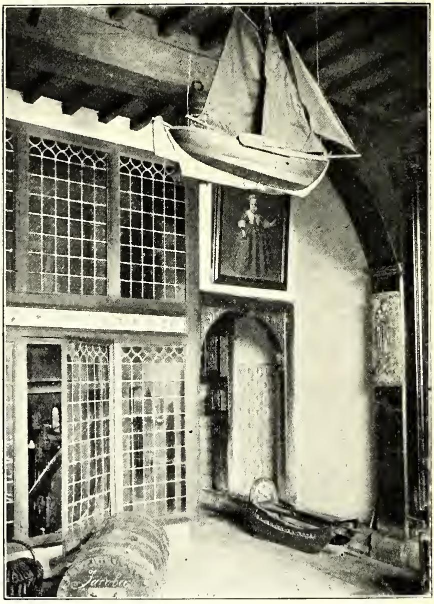


Abb. 257. Voorhuis des Museums in Edam.
Blick nach der Kelderkamer und den Upkamers.

Das Voorhuis, die Diele, wird zugleich als Eingangshalle, als Empfangsraum und als Geschäftsraum gedient haben. Von ihm führt eine steile Wendelstiege nach dem Saal im oberen Geschoß und weiter nach dem Dachboden. Sie liegt so nahe dem Eingange, daß der Verkehr nach oben mit dem im inneren Hause sich nicht kreuzt. An der Rückwand der Diele öffnet sich rechts ein schmaler Gang, der an der Hoftür endet und vermittels Treppchen und Türen den Zugang zu der Kelderkamer, der Achterkamer und den beiden Upkamers vermittelt. Die vordere Upkamer ist noch vermittels eines schmalen Treppchens von der Diele unmittelbar zugänglich

(Abb. 260 u. 264). Die zwischen dem Voorhuis und der Achterkamer liegenden Räume erhalten nur mittelbar von der Straße und dem Hofe Licht und Luft. Um noch möglichst viel Licht einzulassen, sind die Zwischenwände ganz in Glasfenster aufgelöst. Der Schnitt Abb. 264 gibt eine Vorstellung, wie die Fensterhöhe der etwa 80 cm in den Erdboden eingesenkten Kelderkamer dadurch vergrößert ist, daß die Decke an den Fensterseiten schräg nach oben geführt wurde. In den Upkamers ist diese Schräge durch Fensterbänke verdeckt, welche zugleich als Truhen dienen. Die Kelderkamer, welche als Küche und Speisezimmer diente, steht wieder durch eine kleine Stiege mit einem Kellerraum in Verbindung, welcher unter dem Voorhuis liegt, aber nicht die ganze Tiefe des letzteren einnimmt. Grund hierfür mag der Umstand gewesen sein, daß es sich nicht empfahl, die Breite des Deiches, auf dem das Haus steht, unnötigerweise weiter zu verschwächen. Der Keller reicht jedenfalls bis ins Grundwasser hinein, muß aber in seinen Wandungen und in der Sohle gut gedichtet sein, da er vollständig trocken ist. Dagegen erscheint die Annahme, daß der Keller schwimmend eingerichtet ist und sich mit dem Stande des Grundwassers hebt und senkt, nicht begründet, da nach den vorgenommenen Messungen die Decke mit dem Fußboden des Voorhuis fest verbunden ist.



Abb. 258. Achterkamer. Blick nach innen.

Während die Anlage von Upkamers im nordwestlichen Deutschland, z. B. Osnabrück und in Bremen vielfach vorkommt (vergl Osnabrücker Bürgerhäuser von Friedr. Schultze, Zeitschrift für Bauwesen Jahrg. 1894 und Alt-Bremen von Mänz in „Bremen und seine Bauten“), scheint die Einrichtung der Kelderkamer als Küche und Speisestube eine besondere Eigentümlichkeit Hollands zu sein. Die Einsenkung in den Boden wird notwendig, wenn man den Raum unter den Upkamers ausnutzen will und die Höhe des

Erdgeschosses 4.30 m nicht erreicht. Sie findet sich auch in der benachbarten Stadt Hoorn, in einem 1612 erbauten Hause „in de frachtwagen“, wo diese Kelderkamer noch heute als Eßzimmer der Familie des das Haus bewohnenden Handwerkers benutzt wird. Auch in der holländischen Stadt Schleswig-Holsteins, in Friedrichstadt, war noch 1902 in einem jetzt abgebrochenen Hause eine Kelderkamer vorhanden, welche als Küche eingerichtet war.

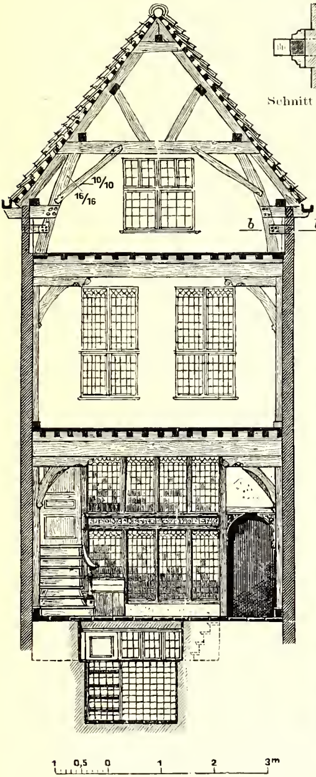
Die einzelnen Wohnräume sind bereits durch die aus ihrer Zweckbestimmung sich ergebenden baulichen Anlagen auf das eigenartigste ausgestaltet. So erhält das Voorhuis seinen Charakter durch das viele von der Fensterwand einströmende Licht, den Aufgang nach dem Oberstock, die reich durchbrochene Innenwand, den offenen Bogen des Seitenganges und das Treppchen zur Upkamer. Das braune Eichenholz der Decke, der Ständer, der inneren Fensterrahmen und des Türrahmens des Ganges heben sich kräftig von den jetzt weiß getünchten Putzwänden ab. Der schmale Wandfries zwischen den Fenstern der Kelderkamer und der Upkamer ist durch eine Reihe glasierter verzierter Kacheln belebt. Während die Sattelhölzer der Decke noch mit mittelalterlichen Kerbschnitten und Rosetten verziert sind, wird der Rundbogen über der Fluröffnung durch zwei geschnitzte Köpfe und ein Renaissancerankenwerk geschmückt. Man sieht auf der Abb. 257 zugleich, wie das Paneel des Ganges weiterhin mit farbigen gemusterten Fliesen belegt ist, wie der Raum jetzt mit allerhand kunstvollem Hausrat gefüllt wurde, z. B. mit einem geschnitzten und bunt bemalten Kinderschlitten, mit einer Schifferkiste, mit einem von der Decke herabhängenden Schiffsmodell und dergl. mehr.



Abb. 259. Achterkamer. Blick nach außen.

Die Achterkamer an der Hofseite erhält ebenfalls ihr Gepräge durch die mit Fenstern (Abb. 261) stark durchbrochene Außenwand und die gegenüberliegende in zwei Fensterreihen aufgelöste Innenwand. Zu beachten

ist dabei, in wie zweckdienlicher Weise die Außenfenster an dem Fenstertische bis zur Tischplatte heruntergezogen sind, während neben der Bettstatt nur Oberfenster angelegt sind (Abb. 259). Diese Bettstatt ist schrankartig



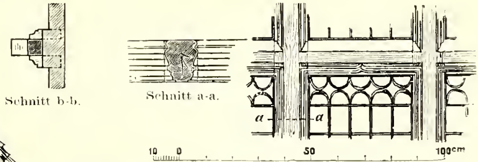
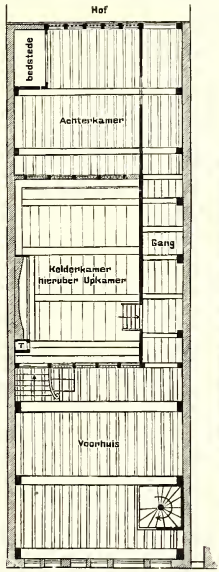


Abb. 261. Teil der Hoffenster in der Achterkamer.



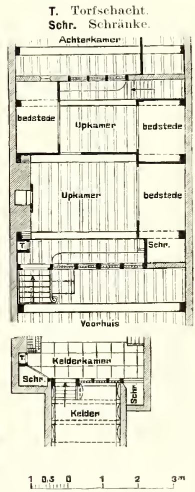


Abb. 260. Querschnitt durch das Voorhuis.

Abb. 262. Erdgeschoß in Höhe der Kelderkamer.

Museum in Edam.

Abb. 263. Erdgeschoß in Höhe der Upkamer und Kellergeschoß.

fest eingebaut. Die Schranktüren sind mit gotischem Rollwerk reich geschnitzt. Jedenfalls war diese Bettkoje bestimmt, als Fremdenbett eines angesehenen Gastes zu dienen. An dem einen Deckenbalken ist an Stelle der Sattelholzstrebe eine geschnitzte Mannsfigur angebracht, mit Wams und kurzer Hose

bekleidet (Abb. 258.) Dieses Schnitzwerk stammt aus einem mittelalterlichen Hause, das von Jonker van Alkemade, Heer in Friesland, gestiftet und bis 1738 als „Gasthaus zum heiligen Geiste“ zur Unterbringung bedürftiger alter Leute gedient hatte.

Die Kelderkamer ist zur Verbesserung der immerhin mangelhaften Beleuchtung an den Wänden mit weißen Kacheln bekleidet, soweit hier nicht das Holzwerk der Schränke und des vom Dache bis zur Kelderkamer herunterreichenden Torfschachtes angebracht ist. Am Kamin wird der im übrigen weiße Fliesenbelag durch eine Nachbildung von Säulchen, die mit Guirlanden umwunden sind, Blumenvasen und aufsteigendes Rankenwerk bereichert. So ist auch hier der reichere Zierat auf die bevorzugte Stelle der Wand beschränkt. Der den Kamin abschließende Mantel ist aus Eichenholz gefertigt und am Friese mit drei geschnitzten Köpfen verziert. Die Wandseite nach dem Keller zu ist, soweit dies ausführbar, zur Anlage von Wandschränken ausgenutzt. Die Kellerwände sind ebenfalls mit glasierten Kacheln bekleidet. Die vom Maler Nieuwenkamp gezeichnete Skizze (Abb. 265) gibt die Kaminseite der Kelderkamer mit dem daselbst jetzt aufgestellten Hausrate wieder.

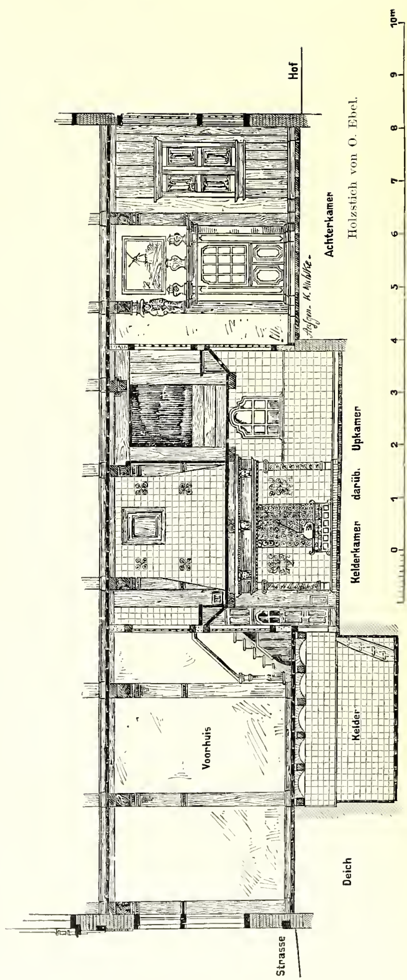


Abb. 264. Museum in Edam. Längenschnitt durch Erdgeschoß und Keller.

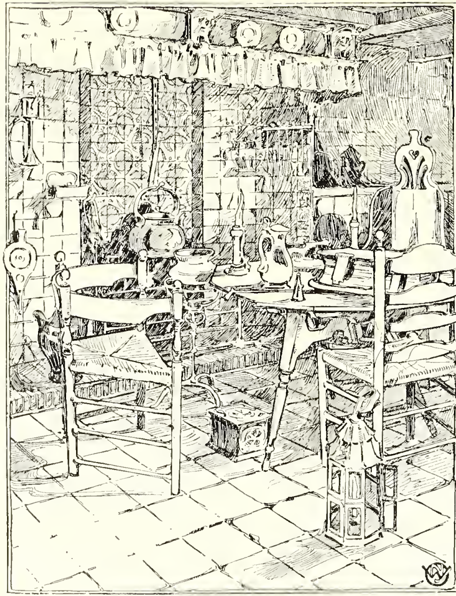


Abb. 265. Kelderkamer.

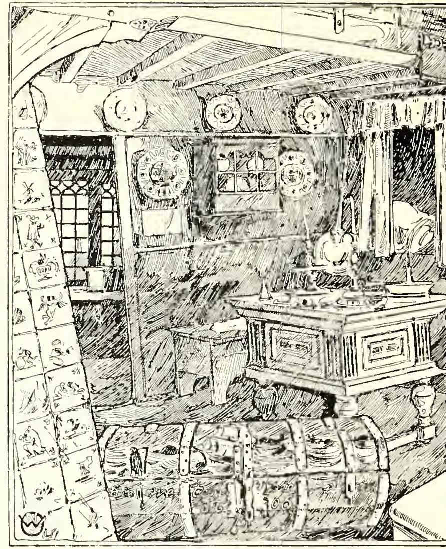


Abb. 266. Opkamertje of „Comptoirke".

Museum in Edam.

Beide Upkamers sind mit festen Bettkojen ausgestattet. Letztere reichen über den von der Diele nach hinten führenden Gang hinüber. Die vordere größere Kammer, welche durch ein Treppchen mit der Diele verbunden ist, scheint für das Ehepaar bestimmt gewesen zu sein. Der hier von unten durchgehende Rauchfang des Kamins ist mit Kacheln bekleidet, die Ecke zwischen Bettkoje und Vorderwand zur Anbringung eines Wandschranks, eines Klapptisches und von Wandborten ausgenutzt. Wandborte und ein Hängeschränkchen bilden die Ausstattung der Rückwand (vergl. die von Nieuwenkamp gezeichnete Skizze Abb. 266). Die kleinere jedenfalls für die Kinder bestimmte Kammer hat zwei Bettkojen und ist mit dem Flurgang durch ein Treppchen verbunden.

Die Durchbildung des Giebels an der Straße (Abb. 256) zeigt mancherlei Bemerkenswertes. Der steile Giebel mit den Staffeln und dem achteckigen Spieß der Bekrönung, die schmalen Gesimschen unter den Fensterbrüstungen, auch die Einzelformen der die Eckpyramiden tragenden Halbsäulchen sind noch streng mittelalterlich. Dennoch ist bereits Haustein für die Architekturteile verwandt, während der Ziegel auf die glatte Mauerfläche beschränkt ist. Tatsächlich kommt diese Mischung beider Baustoffe in den Niederlanden bereits im Mittelalter häufig vor und erfuhr in den Bauten der späteren Zeit nur eine weitere Ausbildung. Alle Fenster sind durch wagerechte Mittelstürze so geteilt, daß die unteren Fensteröffnungen ihren besonderen Verschluß (wie in Osnabrück) mittels Läden erhalten können. Im Erdgeschoß sind diese Mittelstürze stärker ausgefallen, weil hier jedenfalls die Schutzdächer angeschlossen waren, welche einst den bei allen holländischen Kaufhäusern üblichen Beischlag überdeckten. Die Ankereisen über diesen Fenstern dienten zugleich zur Aufhängung dieses Schutzdaches. Der Hofgiebel ist in einfacheren Bauformen ausgeführt. Hier sind die Gesimse durch vorgekragte Ziegel und deutsche Bänder gebildet.

Der Inhalt des Museums enthält neben altem Hausrat mancherlei Urkunden, Stadtpläne, Zeichnungen von Bauten der Stadt, des Hafens, der Türme, Brücken usw. Auch das mit der Kleinbahn leicht erreichbare Städtchen Monickendam ist in der Sammlung berücksichtigt. Da außerdem die in den Fischerdörfern Volendam und Marken erhaltene Volkskunst wohl Beachtung verdient, kann ein Aufenthalt in Edam dem reisenden Architekten nur empfohlen werden.

Die Stadt Edam sowie die bei dem Ankaufe und der Wiederherstellung des Hauses Beteiligten haben sich jedenfalls ein großes Verdienst um die Erforschung mittelalterlicher bürgerlicher Baukunst erworben. Der Vorstand des Museums W. J. Tuyn hat in der Zeitschrift „Eigen Haard“ einen klar geschriebenen Aufsatz über die Einrichtung des Museums veröffentlicht, dessen Verständnis durch flotte Federzeichnungen des Malers W. O. J. Nieuwenkamp erleichtert wird. Der Aufsatz kann als Sonderdruck vom Museumsvorstand bezogen werden.

II. Altholländische Kaufmannshäuser.

Im frühen Mittelalter bildete in den holländischen Städten für das Haus des Bürgers gleich wie in den norddeutschen Landen der Holz- und Fachwerkbau die Regel, und nur vereinzelt wurden Steinbauten errichtet. War doch in einer so bedeutenden Stadt wie Dordrecht um 1300 das Rathaus noch größtenteils aus Holz ausgeführt. Als aber der Steinbau den Holzbau zu verdrängen begann, ist dieser Umschwung ein allgemeinerer

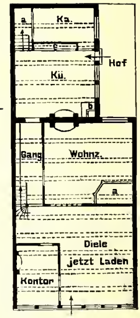
gewesen als z. B. im deutschen Niedersachsen. Vornehmlich mag der Mangel an einheimischen Hölzern sowie der reiche Vorrat an Rohstoffen für die Herstellung von Ziegeln hierzu beigetragen haben. Wir sehen die gleiche Erscheinung einige Jahrhunderte später in den nordfriesischen Marschen und auf den Halligen Schleswig-Holsteins sich wiederholen, wo der Ziegelbau den Fachwerkbau im 17. Jahrhundert auch bei den ländlichen Bauten nahezu vollständig verdrängte. So sind jetzt in den eigentlichen Städten Hollands nur wenige Holz- und Fachwerkbauten erhalten, und diese zeigen keine besonders hohe Stufe der Ausbildung, weder nach der künstlerischen, noch nach der technischen Seite. Das letzte hölzerne Giebelhaus in Middelburg wurde vor Jahren in der Lange Delft-Straße abgebrochen und nach dem



Abb. 267. Altes Rathaus in Amsterdam.
(Nach einem Kupferstich.)

Garten des Museums der „Seeländischen wissenschaftlichen Gesellschaft“ überführt. In Amersfort und in Alkmaar finden sich noch ein paar einfachere Fachwerkbauten, und im Beguinenhof in Amsterdam weist eins der schmalen Giebelhäuschen wenigstens über dem massiven Erdgeschosse noch einen aus Holz hergestellten und mit lotrechten Brettern bekleideten Oberbau auf.

Nach Verdrängung des eigentlichen Holzbaues bildete sich in Holland eine eigenartige Verbindung von Steinbau und Holzbau aus, welche auf den ersten Blick seltsam anmutet. Man sieht sonst bei Verbindung beider Bauweisen es als das übliche und folgerichtige an, den tragenden Unterbau aus Stein und den luftigeren Oberbau aus Holz herzustellen. Hier wurde gerade umgekehrt verfahren und die Erdgeschoßmauer an der Straße aus einer Reihe von Eichenholzpfosten gebildet, während der erste Stock und der Dachgiebel ganz aus Ziegeln oder aus Ziegeln in Verbindung mit Haustein gemauert wurde. Nach alten Abbildungen zu urteilen, muß diese Bauweise gerade in den Hauptstraßen der holländischen Städte im 17. Jahrhundert die Regel gewesen sein. So zeigt ein Bild des Malers Berchheyde im Königlichen Museum in Brüssel



a Betten. **b** Torfschacht. **c** Wandschränke.

Abb. 268. Haus am Luttik-Oudorp in Alkmaar.

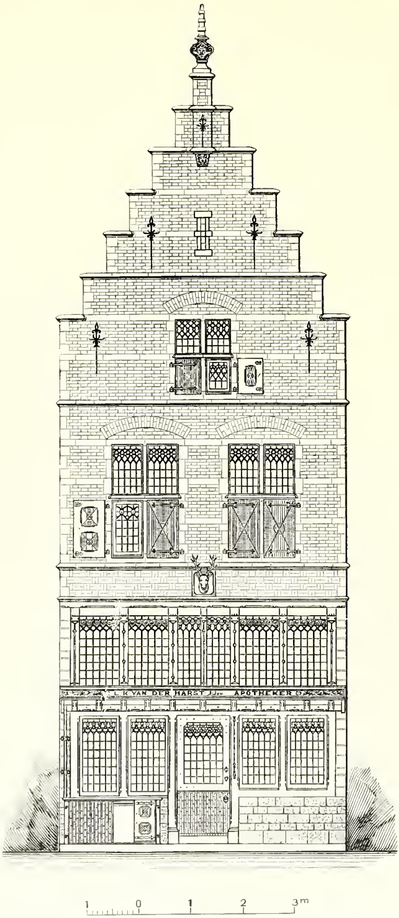
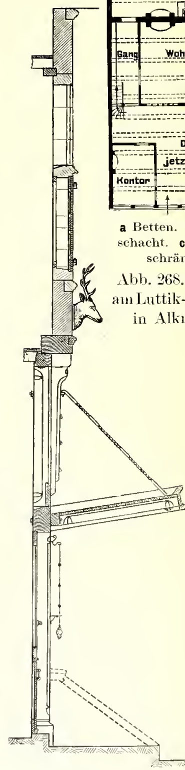


Abb. 269.



Holzstich v. O. Ebel.

Abb. 270. Schnitt durch die Frontmauer.

Abb. 269 und 270. Apotheke am Topfmarkt in Middelburg. Erneuert durch Architekt S. v. d. Meijden.

die südliche Seite des Marktplatzes in Haarlem ausnahmslos mit derartigen Häusern besetzt. Auch auf dem in Abb. 267 wiedergegebenen, das alte Rathaus in Amsterdam darstellenden Kupferstich sind neben dem Stadthause links zwei Giebelhäuser dargestellt, deren Holzsäulen des Erdgeschosses auch durchgebildete Renaissancegiebel tragen. In beiden Städten sind diese Bauten jetzt abgebrochen und durch Neubauten ersetzt. An anderen Orten sind unter Beibehaltung der alten Mauern der oberen Geschosse gerade die merkwürdigen Erdgeschosse umgebaut worden. Wo letztere aber noch erhalten sind, wie in Middelburg, Veere, Alkmaar, Utrecht usw., handelt es sich gleichfalls um Häuser in den wichtigeren, dem Markte benachbarten und für den Betrieb von Handel oder Gewerbe bevorzugten Straßen. Auch die ganze Einrichtung dieser Bauweise läßt keinen Zweifel daran, daß die Häuser für Handelsherren oder Gewerbetreibende zugeschnitten waren.



Abb. 271. Apotheke am Topfmarkt in Middelburg. Erneuert durch Architekt S. v. d. Meijden.

Wie aus den Abbildungen zu ersehen, ist die Ausbildung des ganz in Stützen aufgelösten Erdgeschosses immer die gleiche. Über einem niedrigen Steinsockel, der durch die Eingangspforte und den Kellerhals unterbrochen wird, stehen auf einer Schwelle in Entfernung von 80 bis 90 cm starke Eichenpfosten, die in etwa 2,40 m Höhe ein Rähm tragen. Über letzterem setzen neue 1,60 m hohe Stützen auf, welchen wieder ein Rähm und, vor dem letzteren ausgekragt und durch hohe Holzkonsolen gestützt, eine Schwelle auflagert. Auf dieser baut sich dann die massive Mauer des ersten Stockes und des Dachgiebels auf. Gegen das mittlere Rähm lehnt sich, behufs besserer Lichtgebung vielfach mit rückwärts gerichtetem Gefälle, das den Beischlag schützende Vordach. Wo die alte Einrichtung noch ganz unversehrt erhalten ist, sind die Fenster unter dem Vordach mit Klappläden versehen, die sich um eine lotrechte oder wagerechte Achse drehen. In den oberen Geschossen ist meistens die mittlere Fensteröffnung als Ladeluke ausgebildet. Die Fenster der oberen massiven Fronten haben entsprechend der im frühen Mittelalter üblichen Einrichtung (vergl. das romanische Haus auf dem Burghofe in Soest, Denkmalpflege 1903, S. 67) Fensterkreuze aus Haustein und in den unteren Flügeln doppelten Verschluß durch Läden und Fenster. Um den Gegensatz zwischen dem stark durchbrochenen Erdgeschosse und den breiteren Mauerflächen der oberen Stockwerke tunlichst zu verdecken, pflegte man

unter den Fenstern des ersten Stockwerkes einen aus Backsteinen gemauerten Fries anzuordnen, der eingefaßt oder unterbrochen wird durch die aus Haustein gemeißelten Giebelsteine.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Erdgeschoßanlage das Überbleibsel des alten Holzbaues bildet. Man hat den als vornehmer geltenden und feuersicheren Steinbau für die Umfassungswände des Hauses anwenden wollen, mochte aber den Vorteil der reichlicheren und bequemeren Lichtzuführung im Erdgeschosse nicht aufgeben. Auch traute man den starken Eichenholzpfosten genügende Tragfähigkeit zu, um den schweren Steingiebel zu tragen. Im Erdgeschosse war die Entstehung und schnelle Ausbreitung eines Feuers wohl weniger zu fürchten, daneben das Löschen eines Brandes hier auch leichter als in den oberen Geschossen. Eine möglichst große Lichtzufuhr war gerade im Erdgeschosse, das bei großer Tiefe des Baues mit Upkammern und Kellerkammern ausgestattet war, durchaus notwendig. Auch das Überkragen des oberen massiven Mauerwerks über die Front des Erdgeschosses hinaus wurde zweifelsohne vom Holzbau übernommen. Daß man im benachbarten Flandern, wo der Hausteinbau größere Pflege und Entwicklung gefunden hatte und wohl auch reichere Mittel zur Verfügung standen, dieselben Zwecke auch im reinen Hausteinbau zu erreichen wußte, das beweisen die daselbst noch erhaltenen Gildehäuser, z. B. das der Schiffer in Gent und der Schützen in Antwerpen. Hier sind nicht nur die Mauern des Erdgeschosses, sondern auch der oberen Stockwerke mit großen Fensterflächen durchbrochen und in ganz schmale Hausteinstützen aufgelöst (vergl. Abb. 275).



Abb. 272. Häuser am Balanplatze in Middelburg.
Nach der Wiederherstellung Frederiks.

Über die weiteren Einzelheiten der beschriebenen Bauweise geben die Abb. 269 bis 274 Auskunft. Das Haus des Apothekers van der Harst am Topfmarkte in Middelburg ist in den Jahren 1899 und 1900 nach den Plänen des Architekten v. d. Mijden wiederhergestellt worden. Auch die Fensterläden und das Holzdach über dem Beischlage haben hier ihren alten farbigen Schmuck wiedererhalten. In Middelburg steht noch ein ähnliches Häuschen



Abb. 273. Häuser am Luttik-Oudorp in Alkmaar.
(Vergl. den Grundriß Abb. 268.)



Abb. 274. Giebelhaus mit Holzunterbau in Veere.

am Marktplatze, und bei der Wiederherstellung der Häuser am Balanplatze neben der Abtei hat Architekt Frederiks eine Hausanlage mit reizvoller Ecklösung in der alten Bauweise geschaffen (Abb. 272). Das in Abb. 274 dargestellte schmale Giebelhaus ist in Veere, der Middelburg benachbarten Stadt auf der Insel Walcheren, gegenüber dem Stadthause erhalten. Die beiden Häuser in Alkmaar an der Kaistraße Luttik-Oudorp (Abb. 268 u. 273) sind noch heute für Geschäftszwecke in Benutzung. Besonders eigenartig ist der Oberbau des größeren Hauses mit seinem reichen Ziegelfriese unter den

Fenstern des ersten Stockes, den mit Hausteinkartuschen verzierten Bogenfeldern der Fenster und den Lukenöffnungen der Speicherböden. Der im Jahre 1609 errichtete Bau wurde 1882 wiederhergestellt. Die in Abb. 269 dargestellte jetzige Grundrißausbildung scheint, nach den Kunstformen des Himmelbettes in der Stube hinter der Diele zu schließen, dem 18. Jahrhundert zu entstammen. Vielleicht war das Haus vorher mit ähnlichen Upkammern wie das Edamer Museum (vergl. Abschn. I, Seite 203) eingerichtet.



Abb. 275. Haus der Schiffergilde in Gent (1531).

Es kann nun nicht auffällig erscheinen, wenn in der durch Holländer erbauten schleswig-holsteinischen Stadt Friedrichstadt sich Anklänge an die beschriebene Bauweise vorfinden. So ist an der sogenannten alten Münze daselbst (vergl. Abb. 136 u. 137 auf S. 113 u. 114) zwar nicht eine vollständige Stützenreihe im Erdgeschosse angeordnet, aber die Ziegelpfeiler zwischen dem breiten Tor und den seitlichen Fenstern sind auf das äußerste Maß eingeschränkt, so daß die Holzgewände dieser Öffnungen mit als tragende Konstruktion wirken müssen. Auch der breite Ziegelfries unter der Brüstung des Oberstockes ist in besonders schöner Weise vorhanden, desgl. die Luken und Fensterläden. Nun stehen aber auch in den übrigen Städten der schleswig-holsteinischen Westküste, in Husum, Meldorf, Wilster und Krempe,

noch eine Reihe von Giebelhäusern, welche nach niederländischer Bauweise im Erdgeschosse Fachwerk und darüber einen massiven friesischen Giebel aufweisen. Auffälligerweise ist hier das Fachwerk nicht so stark wie in Holland durchbrochen, sondern entspricht genau der sonstigen Anlage eines niedersächsischen Kleinstadthauses. Besonders eigenartig ist die Konstruktion eines Hauses in der Großen Straße zu Husum (abgebildet in der Architek-



Abb. 276. Haus in Krempe.



Abb. 277. Früheres Pfarrhaus in Meldorf (1601).

tonischen Rundschau 1903, Seite 29). Über dem Erdgeschosse kragen sechs starke Holzkonsolen aus, zwischen denen Flachbogen gespannt sind, auf deren vorderer Kante der mit Blenden und wagerechten Gesimsen gegliederte Giebel aufsetzt. In den Städten Meldorf, Wilster und Krempe ist der Unterbau des oberen massiven Giebels wie in Holland durch ein starkes, auf Konsolen vorgekragtes Rähm gebildet, das vielfach eingeschnitzte Inschriften trägt. Selbst wo das untere Fachwerk nachträglich durch massive Mauern ersetzt ist, blieben jene Schwelle und die Konsolen erhalten, so z. B. am Spritzenhaus in Wöhrden, dessen altertümlicher Backsteingiebel 1519 erbaut ist (abgebildet in den Baudenkmälern Schleswig-Holsteins Band I, Seite 152). Das Haus Norderstraße in Meldorf (Abb. 278) ist nachweislich der auf dem Türsturz

eingegrabenen Inschrift: DE · SEGEN · DES · HEREN · MACKT · RICK · ANE · ALLE · MOIE · ANNO · 1579 · LANGE · PERS · CLAS. 1579 errichtet. Die Architektur des Giebels erinnert an die Husumer, Lüneburger und Lübecker Backsteinbauten. Ein jetzt abgebrochenes benachbartes Haus in derselben Straße hatte über einem aus Fachwerk hergestellten Oberstocke ebenfalls ein massives Giebeldreieck mit Blenden, welche durch aufsteigende Rundbogen abgeschlossen waren.[70]) Vor allem fällt aber der breite und hohe Giebel des ehemaligen, 1601 erbauten Pfarrhauses in Meldorf auf. Die Giebelblenden sind durch doppelte Rundbogen überdeckt und durch kräftige Gesimse unterbrochen. Die Schwelle des Giebels wird durch Konsolen und sechs kräftige Eichenholzstiele getragen (Abb. 277). Die ähnlichen Bauten in Wilster und Krempe in der Elbmarsch stammen ebenfalls aus dem Anfange



neu alt neu

Abb. 278. Haus in der Norderstraße in Meldorf (1579).

des 17. Jahrhunderts. Hier kragen auch noch die Backsteingiebel in mehrfachen Abstufungen über. Die Auskragungen sind durch zierliche Backsteinkonsolen getragen (vergl. Abb. 276). Große Teile der Kremper und Wilster-Marsch sind mit holländischen Kolonisten besiedelt. In den Städten der Seemarschen Meldorf und Husum bestand ein lebhafter Handelsverkehr nach Holland. Handwerker und Künstler gingen hinüber und herüber. Einzelne Kunsthandwerker in Husum sind nachweislich dauernd von Holland nach Schleswig-Holstein übersiedelt, z. B. der Snitger van Groningen in Husum. Es liegt daher nahe, eine Übertragung der eigentümlichen Bauweise von Holland nach der deutschen Wasserkante anzunehmen. Vielleicht gibt das Auffinden ähnlicher Bauten in noch anderen Teilen unserer Küstenländer weiteren Aufschluß über derartige Beziehungen zwischen Holland und Norddeutschland.

[70]) Vergl. die Abbildung in Haupts Baudenkmäler Band I, Seite 138.

III. Der Rittersaal im Binnenhof im Haag und seine Wiederherstellung.

Die Burg der Grafen von Holland, „het kasteel die Haghe“, ist der Ausgangspunkt der Entwicklung der Residenzstadt s'Gravenhaag und hat diese auch weiterhin beeinflußt. Noch heute geben die Reste der Burg dem Kern der Stadt sein Gepräge. Die 2 Hektar große Wasserfläche der alten Burggracht, des Vijver, ist noch fast in der ursprünglichen Gestalt erhalten, die übrigen schmaleren Burggrachten sind wenigstens in den Straßenzügen erkennbar. Der Vorhof und die Innenburg haben ihre alten Namen „Buitenhof“ und „Binnenhof“ erhalten, und inmitten des letzteren erhebt sich noch heute der Hauptbau der Burg, der Hof- oder Rittersaal.

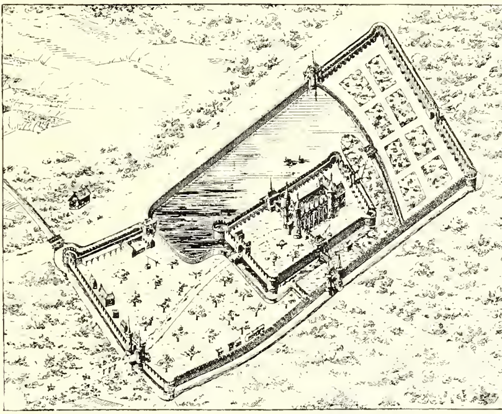


Abb. 279. Das Grafenkastell im Haag um 1300.
Nach Reichsbaumeister Peters.

Als Wilhelm II. von Holland als Gegenkönig gegen Konrad den Hohenstaufer gewählt worden und in dreijährigem Kampfe gegen die dem letzteren treu gebliebenen Reichsstände seine Macht im Nordwesten des Deutschen Reiches ausgedehnt und befestigt hatte, faßte er 1250 den Entschluß, ein ansehnliches Hofgebäude zu stiften, welches geeignet wäre, das zahlreiche Gefolge eines deutschen Kaisers aufzunehmen, in dem es auch angängig wäre, einen Hof- und Reichstag abzuhalten. Jedenfalls wurde dieser Entschluß durch den Einblick in die Burgen und Pfalzen Karls des Großen und der hohenstaufischen Kaiser in Deutschland hervorgerufen. Die seinen Erblanden am nächsten gelegene Pfalz in Nymwegen, welche von Karl dem Großen erbaut und von Barbarossa 1155 vergrößert worden, hatte er aus dringender Geldnot mit allen Gerechtsamen und Besitzungen an den Grafen von Geldern verpfändet. Die alten Pfalzen in Aachen und Ingelheim lagen

ihm wohl zu fern von seinen Erblanden. Zwar bestanden in der Grafschaft Holland Burghäuser in Zieriksee, s'Gravenzande, in Leiden und in Haarlem. Von letzterem ist der stattliche Burgsaal noch heute als Vorsaal des städtischen Rathauses erhalten. Aber diese Anwesen konnten den Anforderungen der Hofhaltung eines deutschen Königs nicht genügen. Als Bauplatz des neuen Schlosses wählte Graf Wilhelm eine Stelle in dem Walde, der sich von Leiden, seiner Geburtsstadt, bis nach Delft längs der Innenseite der Seedünen erstreckte, nicht weit von dem daselbst schon vorhandenen, wohl aus Holz erbauten kleinen Jagdhause. Der Bau wurde bei den geringen Geldmitteln, welche auf ihn verwendet werden konnten, nur lässig

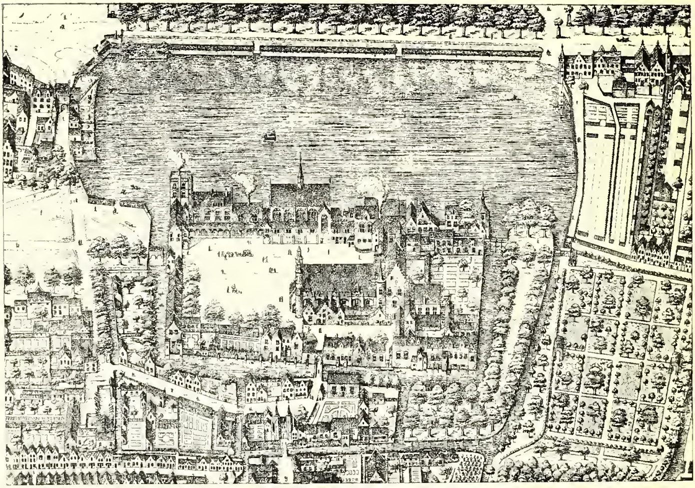


Abb. 280. Der Binnenhof im Haag 1616.
(Nach einem Kupferstich.)

betrieben und geriet mit dem frühen, unerwarteten Tode Wilhelms II. 1254 zunächst gänzlich ins Stocken. Wahrscheinlich sind nur die Außen- und Innengrachten und ein Teil der für die Wohnung des Grafen bestimmten Gebäude errichtet worden.

Als Floris V., der Sohn des Königs Wilhelm, großjährig geworden, nahm er das Werk seines Vaters auf und brachte es von 1274 bis 1284 zum Abschlusse. Gerard van Leiden, des Grafen Floris Schreiber, „Clericus noster“, wird als Baumeister genannt. Neue Wohngelasse wurden östlich der vorhandenen angelegt, über letzteren der große Empfangs- und Festsaal, die Halle, erbaut. Die Hofkapelle wurde der heiligen Magd Maria sowie dem Apostel Andreas geweiht und mit dem Rittersaal durch einen Laubengang verbunden, der „Vijver“ wurde gegraben, die „Gevangenpoort“ am Vorhof angelegt und 1284 im August die neue Anlage eingeweiht und

in Benutzung genommen. Wie das „Kasteel“ nach seiner Fertigstellung, etwa 1300, aus der Vogelschau ausgeschaut, gibt die Abb. 279 wieder, welche Reichsbaumeister Peters im Haag auf Grund der erhaltenen Reste der Burg und der schriftlichen Überlieferungen entworfen hat. Sie war einer Schrift beigefügt, in welcher Peters für eine würdige Wiederherstellung des Baues eine Lanze brach. Die Burg bildet ein längliches Rechteck von 210 : 720 m und bedeckt somit eine Fläche von rund 15 ha. Der Vor- oder Niederhof hatte zwei Zugänge, von denen der nördliche noch jetzt als



Abb. 281. Der Rittersaal vor der Wiederherstellung (1896).

“Gevangenpoort” erhalten ist. Er enthielt die Stallungen, Vorratshäuser, das Falken- und Hundehaus sowie die Wohnungen der Kriegs- und Dienstmannen. Mitten in der Hauptburg, dem Binnenhofe, erhebt sich als alles beherrschender Bau der große Saal mit seinem hohen, von zwei Treppentürmen eingerahmten Giebel. An der Rückseite des Saales schlossen sich die gräflichen Kemenaten an. Dicht am Schloßteich war inmitten der Wohnungen der Gäste die Hofkapelle errichtet. So bildeten Rittersaal und Hofkapelle, gleich wie bei allen deutschen Kaiserburgen, den Mittelpunkt der Anlage. Der östliche Teil des Burggeländes enthielt den gräflichen Park und Garten. Mauern und Grachten umgaben das ganze Gewese und trennten die drei einzelnen Abteilungen, so daß der gräfliche Hof gegen Hand-

streiche wohl gesichert war. Für schwere Kriegszeiten wurden die Befestigungen nicht eingerichtet, da alsdann die Hofhaltung in die nahe, stark befestigte Stadt Delft verlegt werden konnte.

Sehr bald bildete sich unter dem Schutze der Burgmauern eine Ansiedlung, die bereits in den folgenden Jahrhunderten einen städtischen Anstrich bekam. Wie aus Abb. 280, der Wiedergabe eines Kupferstiches aus dem Jahre 1616, ersichtlich ist, war im 17. Jahrhundert der Außenhof der Burg bereits teilweise verbaut, der Mauerring der Innenburg ist dicht mit kleinen Gebäuden besiedelt, und auch der Burggarten ist nur noch zur Hälfte erhalten. Aber die Hofkapelle und der Rittersaal sind noch deutlich als die beherrschenden Teile der Umgebung zu erkennen. Auch die Schicksale der Burggebäude sind recht wechselreiche gewesen, hingen aber eng mit den Wandlungen der Geschicke des ganzen Landes zusammen.

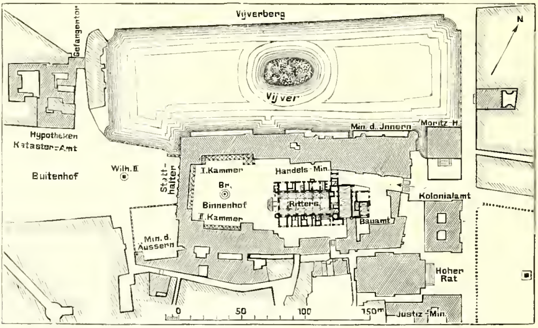


Abb. 282. Binnenhof. Lageplan und Grundriß im Jahre 1891.

1462 wurde durch Karl den Kühnen der Gerichtshof „Hof van Holland“ in der Burg eingerichtet. 1581 am 26. Juli schwuren die Abgesandten der nördlichen Provinzen im Hofsaal, sich vom Königreich Spanien loszusagen. 1582 wurde der neue Gerichtshof „Hooge Raad“ im Binnenhof eingerichtet. Später diente der Binnenhof bis 1805 als Residenz der Statthalter der Republik, der Oranier, um nach mannigfaltigen weiteren Schicksalen 1813 für die Regierung des neuen Königreiches der Niederlande eingerichtet zu werden. Hand in Hand mit den Veränderungen der Benutzung gehen die baulichen Maßnahmen, welche allmählich die alten Gebäude bis auf den Hofsaal durch neue ersetzen lassen. Der Lageplan (Abb. 282) läßt ersehen, wie der alte Binnenhof im Jahre 1891 von allen Seiten mit öffentlichen Gebäuden eingeschlossen und als städtischer Platz in das Weichbild der Stadt einbezogen wurde. Nur der alte Rittersaal ist, wenn auch rings mit Anbauten versehen, noch als Mittelpunkt der Anlage erkennbar. Von der Baugeschichte dieses Saales sind uns gleichfalls einige wichtigere Abschnitte überliefert. 1376 wurde das Portal des Westgiebels, dessen Formen ja auch auf eine spätere Bauzeit schließen lassen, erneut und 1383 die südliche Saalmauer neu gebaut. 1446 beginnt bereits der Anbau von Seitengebäuden,

1468 wird das Dach neu gedeckt. 1534 erhalten die beiden Giebeltürme Renaissancehauben, die aber gelegentlich einer Wiederherstellung des Westgiebels 1871 bis 1880 durch gotische Spitzen ersetzt werden. Bis zum Jahre 1861 behielt der Hofsaal jedoch das Eigenartigste seines großen Innenraumes, die freitragende Decke, welche bei einer Breite von 17,80 m, einer Länge von 38 m und einer Höhe von 26 m ohne Stütze zwischen den Widerlagern der Seitenwände gespannt war; fünf eichene Binder aus scharfkantigem Eichenholze wölbten sich frei von den durch Strebepfeiler verstärkten Widerlagern ohne wagerechte Verankerung bis zu den 17 m über dem Saalfußboden liegenden Spannbalken. Es ist dies eine so kühne, folgerichtige und dem Baustoffe angepaßte Sprengewerkskonstruktion, wie sie uns aus dem 13. Jahrhundert sonst nicht erhalten ist.[71]) Abb. 286 gibt die Innenansicht dieses alten Dachstuhles, wie er 1860 noch bestand, nach einer

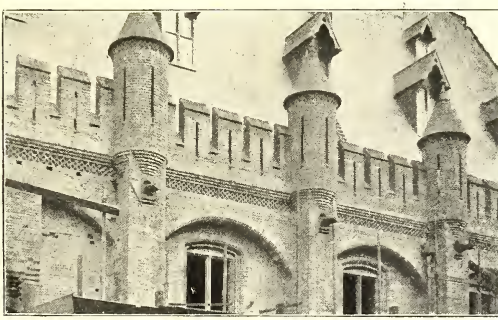


Abb. 283. Der wiederhergestellte Wehrgang 1903.

Skizze des Reichsbaumeisters Peters wieder. Man erkennt, wie sich von Binder zu Binder die wieder durch kleinere Sprengwerke verstärkten Pfetten spannen, und darüber das von unten offene und sichtbare Sparrenwerk gestreckt ist. Nach den Berichten holländischer Schriftsteller soll irisches Eichenholz, das dem Wurmfraß besonders gut Widerstand zu leisten vermag, Verwendung gefunden haben. Da der Bauherr Graf Floris V. mancherlei Verbindung mit England hatte — so ließ er seinen Sohn in England erziehen —, erscheint es bei den sonstigen engen Handelsbeziehungen zwischen Holland und England auch nicht ausgeschlossen, daß vielleicht englische Rat-

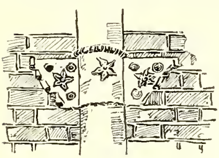


Abb. 284. Abfallrohr mit Schelle.

[71]) Zum Vergleich seien die Maße einiger mittelalterlicher Räume angeführt. Die Decke des Saales der Kaiserpfalz in Goslar ist 15,1 m weit gespannt, wird aber durch eine Säulenreihe getragen, der Gürzenichsaal hatte 22 m Spannweite, aber ebenfalls eine Mittelunterstützung. Der Saal des Heiliggeisthospitales in Lübeck hat eine freitragende Decke von 13,9 m Spannweite.

geber und englische Vorbilder bei der Ausgestaltung dieser Hallendecke mitgewirkt haben.

Es ist nun nicht verständlich, wie es möglich war, daß im Jahre 1861, also zu einer Zeit, da anderwärts das Verständnis für den Wert mittelalterlicher Kunst doch schon zu tagen begann, an einem Gebäude, das allein als geschichtliches Baudenkmal die sorgfältigste Unterhaltung verdiente, durch Baumeister Rode dieser Dachstuhl, der einzige seiner Art aus dem

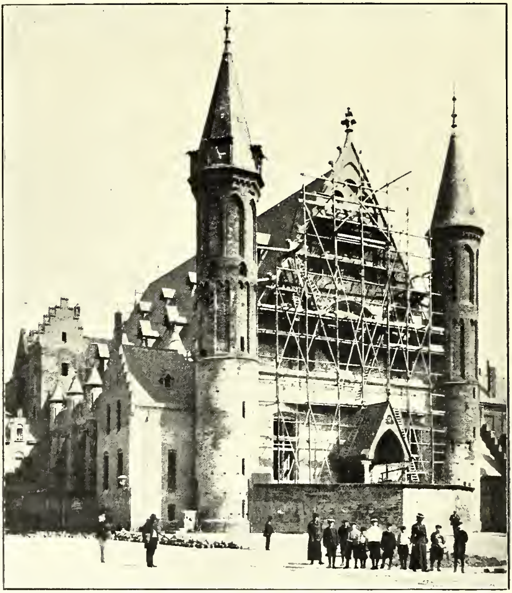


Abb. 285. Der Rittersaal während der Wiederherstellung 1903.

13. Jahrhundert, abgebrochen und durch eine dreischiffige Anlage mit gußeisernen Bindern ersetzt werden konnte. Um so dankenswerter ist das Vorgehen der holländischen Regierung, welche seit 1896 einen Ausschuß von fünf Künstlern, P. J. H. Cuijpers, C. Meijsken, J. Nieuwenhuis, C. H. Peters und B. E. C. Knuttel, für die planmäßige Wiederherstellung des Rittersaalgebäudes einsetzte und den letztgenannten Architekten mit der Bauausführung betraute. Sie ist jetzt (1904) so weit gediehen, daß begründete Hoffnung vorliegt, Ende dieses Jahres den wiederhergestellten Bau durch die Eröffnung der Generalstaaten in ihm neu zu weihen.

Reichsbaumeister C. H. Peters hatte die Güte, den Verfasser bei der Besichtigung des Baues mit allen Einzelheiten der Arbeiten bekannt zu machen und auch Zeichnungen für die hier beigegebenen Abbildungen zur Verfügung zu stellen. Die Wiederherstellungsarbeiten erstrecken sich im Äußeren auf die Beseitigung der späteren Anbauten an den beiden Längsseiten und die Erneuerung der alten Strebepfeiler mit den zwischengespannten, den Wehrgang tragenden Bogen sowie des Wehrganges selbst mit den Türmchen und Zinnen. Nur dicht neben der Giebelseite sind zwei kleinere Anbauten, für welche alte Grundmauern vorgefunden wurden, belassen, haben aber ihre alte Form mit steilen Dächern und Treppengiebeln wieder erhalten. Ebenso sind die alten Bauten der gräflichen Wohnflügel an der Ostseite neu mit mittelalterlichen Dächern versehen worden. Während Abb. 281 den Bau vor 1861 mit den späteren Anbauten wiedergibt, stellt die Abb. 285 den Zustand im Herbste v. J. kurz vor Abschluß der äußeren Wiederherstellungsarbeiten dar. Die Einzelheiten des Wehrganges der Seitenmauern mit den runden Türmchen und den Zinnen sind aus Abb. 283 zu erkennen. Abgesehen von der anscheinend aus späterer Zeit stammenden Abdeckung des großen Giebels und den Wasserspeiern des Wehrganges handelt es sich um einen reinen Backsteinbau. Der alte Verband zeigt Strecker und Läufer, welche in derselben Schicht miteinander wechseln. Bemerkenswert sind auch die aus Walzblei hergestellten Abfallrohre und Schellen. Abb. 284 läßt ersehen, wie durch Umbörtelungen der Ränder der breiten Bleibänder und durch getriebene Darstellungen von Seesternen auf den Flächen ein eigenartiger Schmuck erzielt ist. Die gleiche Schmucktechnik ist auch an dem alten Gebäude der ostindischen Kompagnie in Middelburg auf der Insel Walcheren erhalten.

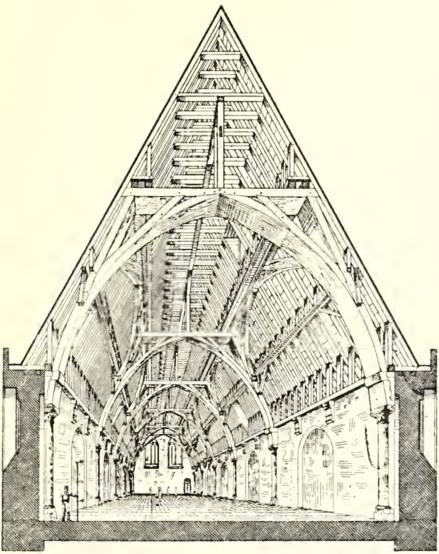


Abb. 286. Der Rittersaal vor dem Umbau im Jahre 1860.

Das Innere ist in den Grundrissen (Abb. 290 u. 291) wiedergegeben. Der große Saal ist etwa zu zwei Drittel der gesamten Fläche unterkellert.

Der hintere zweischiffige Kellerraum, dessen Westwand gegen die Außenwand zurücktritt, stammt jedenfalls von dem ältesten Bau Wilhelms II. aus dem Jahre 1250. Die Träger der Decke, die drei gedrungenen Säulen sind aus Ziegeln gemauert, die Gewölbegrate sind vierkantig. Es sind auch noch die alten, nach vorn führenden Fensteröffnungen erkennbar. In dem vorderen größeren Kellerraume sind die sechs Säulen aus Haustein gefertigt und die Gratrippen in abgeschrägtem Profil hergestellt. Dieser Bau, ebenso die Kellerräume unter dem östlichen Wohnflügel stammen aus der Zeit Floris' V., also um 1275. Aus den Grundrissen ist zu erkennen, wie der Saal van de Lairesse später durch Vorkragen vor der älteren zurückliegenden Mauer hergerichtet ist. Der große Saal und die eigentlichen Wohnbauten sind durch einen schmalen Innenhof voneinander geschieden. Die Wirkung des Innenraumes des Saales wird durch die Eigenart der Deckenausbildung bedingt. Abb. 287 stellt den Querschnitt des Saales im Jahre 1859 vor dem Einbau der Rodeschen dreischiffigen Halle dar. (Auch Abb. 286. S. 223 gibt den Zustand vor dem Umbau vom Jahre 1860 wieder.) Abb. 292 zeigt die Ansicht des Innenraumes im Herbste 1903 während der Wiederherstellungsarbeiten. Abb. 288 u. 289 sind geometrische Darstellungen des wiederhergestellten Dachwerks. Die aus vollkantigem Eichenholze hergestellten Sprengewerke der Binder setzen auf Halbsäulen auf, die den Seitenwänden vorgelagert sind. Da Eichenholz von so großen Abmessungen im Lande nicht mehr zu beschaffen war, mußte es von außerhalb, aus Bayern, bezogen werden. Die Pfetten sind bei ihrer großen, 6 m überschreitenden Spannweite durch starke Kopfbänder verstärkt. Bei den Hauptpfetten besteht diese Verstärkung aus

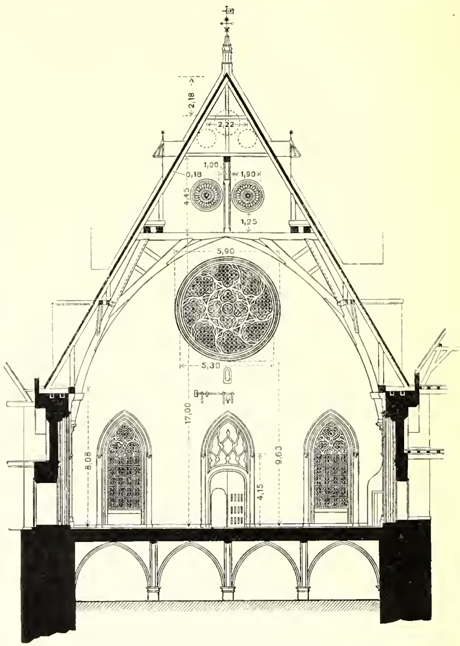


Abb. 287. Schnitt durch den Rittersaal.
(1859 vor dem Umbau.)

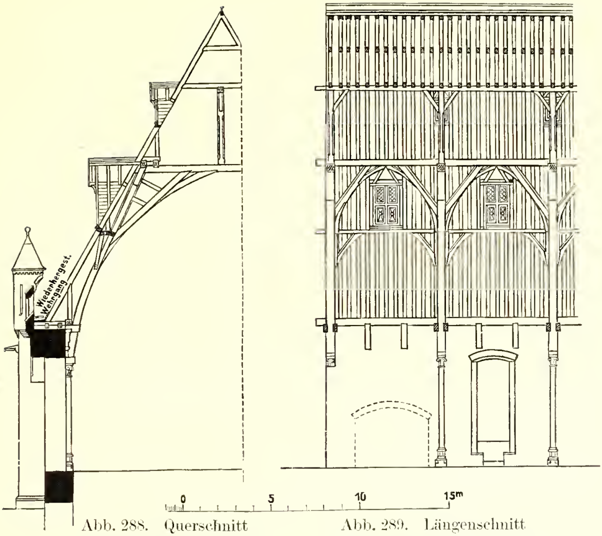


Abb. 288. Querschnitt nach der Wiederherstellung.

Abb. 289. Längenschnitt nach der Wiederherstellung.

a Haagtoren. **b** Toren.

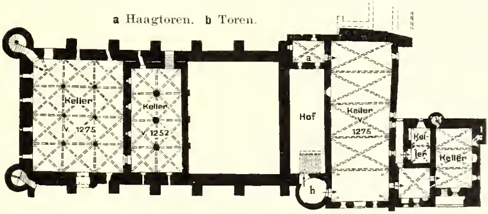


Abb. 290. Kellergeschoß.

A Gang in halber Höhe des Saales van de Lairesse.

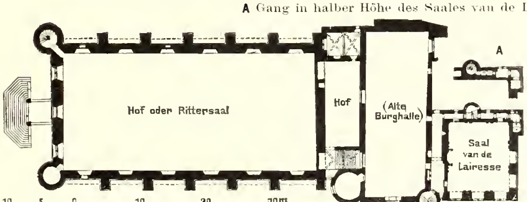


Abb. 291. Erdgeschoß.

Der Rittersaal im Binnenhof im Haag.

einem vollen Sprengewerke. Neben den Pfetten sind noch Längsbalken angeordnet, welche die Binder verspannen und einen Teil der Last der Sparren vermittels lotrecht gestellter Drempelstiele aufnehmen. Auch unter den Hahnenbalken des Oberteiles des Dachstuhles sind noch Längsverspannungen angeordnet. Die großen Dachflächen werden durch zwei Reihen Dachfenster unterbrochen, die wieder ihre mittelalterliche Überdeckung mittels Dachgaupen erhalten haben. Jede Verzierung an dem Holzwerke ist vermieden, abgesehen von einer Reihe gemeißelter Kragstücke, welche den Anschluß der Längsstreben an den Bindern bilden. Einzelne der alten Kragstücke sind bei dem Abbruche des Jahres 1861 erhalten geblieben und konnten daher wieder verwendet werden. Sie stellen, wie aus den Abb. 293 u. 294 ersichtlich ist, Menschenköpfe, Schnecken und andere phantastische Tiergestalten mit

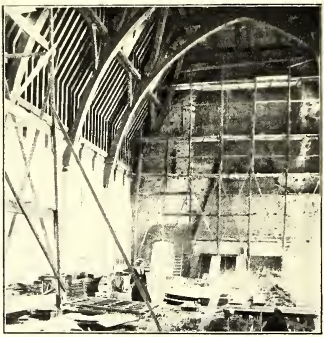


Abb. 292. Inneres des Rittersaales während der Wiederherstellung 1903.



Abb. 293.



Abb. 294.

Menschenköpfen dar. Bei der großen Höhe, in welcher diese Zieraten angebracht sind, kommen sie weniger zur Geltung. Der Hauptwert der Raumbildung beruht eben darin, daß unter Verzichtleistung auf bildnerischen Schmuck alle Bauglieder, welche die Decke bilden und tragen, unverhüllt gezeigt sind und dabei durch die Folgerichtigkeit der aufstrebenden und tragenden Bauteile sowie die richtigen Verhältnisse von Wand und Decke eine monumentale, eigenartige Raumwirkung geschaffen ist. Es ist wohl anzunehmen und wird durch alte Stiche erwiesen, daß bei festlichen Anlässen die malerische Wirkung des Innenraumes durch Aufhängung von Fahnen, Teppichen und sonstigem farbigen Wandschmucke erhöht wurde. Auch bei den Wiederherstellungsarbeiten soll auf einen weiteren inneren Ausbau verzichtet werden. Am Ostgiebel wird der alte große Doppelkamin wiederhergestellt. Die Wände sollen im Putze stehen bleiben und nur in der unteren Hälfte durch eichene Wandbekleidung und eine niedrige Bekleidung mit alten Tapeten einen Schmuck erhalten. Die Fenster werden weiß mit einzelnen Wappenverzierungen verglast. Gleich hinter dem Eingange wird eine schmale hölzerne Tribüne eingebaut. Die Arbeiten währen jetzt rund sieben Jahre. Die Gesamtkosten werden etwa eine halbe Million Gulden betragen.

Das Baudenkmal hat für uns nach drei Richtungen große Wichtigkeit. Demselben liegt als Baugedanke die Errichtung einer deutschen Kaiserpfalz zugrunde, wenngleich der fertige Bau nie als solche gedient hat. Es ist unter den älteren profanen Backsteinbauten Hollands wohl das umfangreichste und darum für die Frage von Bedeutung, ob unser norddeutscher Backsteinbau als eine Weiterentwicklung des holländischen Ziegelbaues anzusehen ist, oder ob der holländische Backsteinbau nur einen Ausläufer der Bewegung bildet, welche in Norditalien ihren Ausgangspunkt hatte. Schließlich ist uns kein gleich großartiger Dachstuhl mit so mächtiger Spannweite aus dem frühen Mittelalter erhalten. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn seitens der Architekten der Wiederherstellungsarbeiten alle Befunde des alten Baubestandes auf das sorgfältigste gesammelt und die Ergebnisse dieser Forschungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht würden. Zunächst sei aber dem Reichsbaumeister Peters der lebhafteste Dank ausgesprochen, daß seine Unterstützung es dem Verfasser ermöglichte, durch diese flüchtige Skizze die Aufmerksamkeit der Leser auf die Bedeutung des Rittersaales im Binnenhof im Haag zu lenken.

IV. Holländische Hofjes.

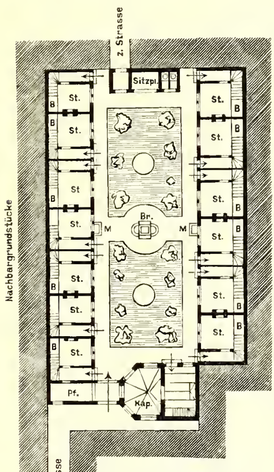


Abb. 295. St. Anna Hofje in Leiden.

B Bett. **Br.** Brunnen. **M** Müllgrube. **St.** Wohnstube. **Vz.** Versammlungszimmer. **Kap.** Kapelle. **Pf.** Pförtner.

Neben den Bauten, welche für die Verwaltung der Stadtgemeinde und die Obliegenheiten der Gilden, Gewerkschaften und Kaufmannschaften bestimmt waren, sind uns in Holland alte Einrichtungen erhalten geblieben, die den Zwecken der öffentlichen Wohlfahrtspflege dienten. Von diesen sind die sogenanten „Hofjes" dem Lande besonders eigentümlich und verdienen eine allgemeine Beachtung aus den verschiedensten Gründen. Sie waren dazu bestimmt, alte Leute aufzunehmen, deren Verhältnisse es nicht zuließen, ihren Lebensabend im Kreise der Familie und in Wohnhäusern, die Familienbesitz bilden, zu beschließen. Die Mittel für die Erbauung und Unterhaltung flossen in der Hauptsache aus milden Stiftungen von Gönnern und reichen Stadtbürgern. Schon bei Lebzeiten vermachten viele Leute Teile ihres Vermögens ähnlichen Stiftungen und dienten ihnen gleichzeitig als Verwalter und Mitglied der Vorsteherschaften. So gehörte es eine Zeitlang zum guten Ton in der Gesellschaft, sich in der Eigenschaft als „Regent" eines Hofjes, Hospitales oder Gasthauses inmitten des Vorstandes abbilden zu lassen. Eine Reihe köstlichster Bilder dieser Art sind uns im Museum in Haarlem und anderwärts erhalten.

Der Name „Hofje", d. i. Hof, stammt jedenfalls von der ursprünglichen Einrichtung, nach welcher die Gebäude einen Hof und Garten um-

schlossen. Dabei mögen die verschiedensten Gründe mitgewirkt haben. Vielleicht liegt das Vorbild eines Klosterhofes nahe, in dem die Zellen der Mönche und Nonnen einen Hof mit Kreuzgang umgeben. Die Übersicht in der Anstalt und ihre Überwachung wurde jedenfalls durch eine derartige Anlage erleichtert. Für die außerhalb des Lebens und Treibens der Straße stehenden Insassen genügte wohl auch der inmitten der Häuserviertel gelegene und infolgedessen billigere Bauplatz. Dabei war die beschauliche Ruhe des abgeschiedenen Hofes eher als ein Vorteil für die Bewohner anzusehen, die hier Gelegenheit fanden, sich aus dem harten Getriebe des Lebens eine, wenn auch nur bescheidene Altersruhe zu retten. So mag die allseitig von Nachbargrundstücken umgebene Baustelle, wie sie im St. Anna Hofje in Leiden erhalten ist, wohl als die älteste Art der Einrichtung angesehen werden (vgl. Abb. 295 u. 296). Das Hofje ist von zwei benachbarten Straßen durch schmale Gänge zugänglich. An dem Haupteingang liegt gegenüber dem Raum des Pförtners die Kapelle mit der Wohnung der geistlichen Vorsteherin, die aus einem unteren Wohnraum und einem oberen Schlafraum besteht. Dreizehn selbständige kleine Häuschen, die als Reihenhäuser gebaut sind, umgürten den Hof und Gartenplatz, der die sonstigen gemeinschaftlichen Einrichtungen, als Müllgruben, Aborte, Brunnen, bedeckte Sitzplätze usw. aufnimmt.

Die Stadt Haarlem ist noch heute reich an Hofjeanlagen, darunter auch an solchen aus späterer Zeit und von aufwendigerer Durchführung. Das hier nach einer skizzenhaften Aufnahme wiedergegebene „Backenes Hofje“ ist eine ältere, bereits 1395 gegründete Anlage. Die eine Schmalseite



Abb. 296. St. Anna Hofje in Leiden.

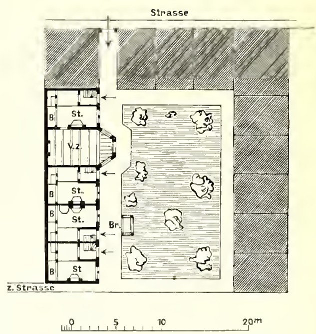


Abb. 297. Backenes Hofje in Haarlem.

des länglichen Vierecks liegt an einer nicht sehr breiten Gasse, aber die Eingänge und Fenster der Wohnungen sind sämtlich nach dem Hofe gerichtet (Abb. 297, 299, 300 u. 301). Den Haupteingang an jener Gasse bildet eine Pforte, die 1628 mit einer Renaissancearchitektur umrahmt wurde. In der Kartusche des Giebelfeldes ist hier auch die Stiftungsurkunde angebracht (Abb. 300). Eine der alten Wohnungen ist anscheinend nachträglich zu einem gemeinschaftlichen Unterkunftszimmer der Insassen ausgebaut und bei der Gelegenheit durch einen Erkervorbau erweitert worden. Derartige reichere Portale, die zwischen den Wohnhäusern an der Straße vor einem Traufgange angelegt sind und den Zugang zu Anlagen inmitten der Häuserblöcke bilden, sind in Holland überhaupt recht beliebt gewesen. Ein besonders schönes Beispiel, das Portal des Waisenhauses in Groningen (Abb. 298), ist ganz aus Haustein ausgeführt und mit den Bildwerken von Waisenkindern in der Landestracht geschmückt.



Abb. 298. Portal am Waisenhaus in Groningen.

Vor den Toren der Stadt Haarlem, dicht an dem daselbst gelegenen Parke ist das 1651 erbaute „Heythuysen Hofje“ erhalten. Es wäre nicht angebracht gewesen, den Bewohnern die Aussicht in die Baumanlagen des öffentlichen Parkes vorzuenthalten. So sind wenigstens die Fenster einzelner Hofjewohnungen an der Frontseite angeordnet, während die Eingänge zu den Stuben vom Hof- und Gartenplatz aus angelegt sind (Abb. 304). In Alkmaar liegt an einer der Hauptstraßen, dicht an sie angrenzend, das stattliche Altmänner- und Frauenhaus. Hier hat man den Hof und Garten an die Straße herangelegt, so daß er von ihr durch ein Gitter und einen Portalbau geschieden wird (Abb. 302 u. 305). Aber die beiden Gebäudeflügel, die bis an die Straße heranreichen, enthalten nur die gemeinschaftlichen Räume, als den Andachtssaal, die Wirtschafts- und Verwaltungsräume, während die eigentlichen Wohnräume ebenfalls nur von dem Hofe Licht und Luft erhalten. Im übrigen ist diese Anlage durch einen hochgeführten Treppenturm ausgezeichnet, der neben den Türmen des Rathauses, der Stadtwage und der Kirchen seinen Anteil an der malerischen Erscheinung des Stadtbildes behauptet.

Als allmählich in der Umgebung des Grafenschlosses im Haag eine ansehnliche städtische Gemeinde entstand, wurden dort auch eine ganze Reihe von Hofjes angesiedelt, die entsprechend den reicheren, zur Verfügung stehenden Mitteln und den inzwischen anderweitig gewonnenen Erfahrungen eine stattlichere und aufwendigere Durchbildung erfahren haben. Eine

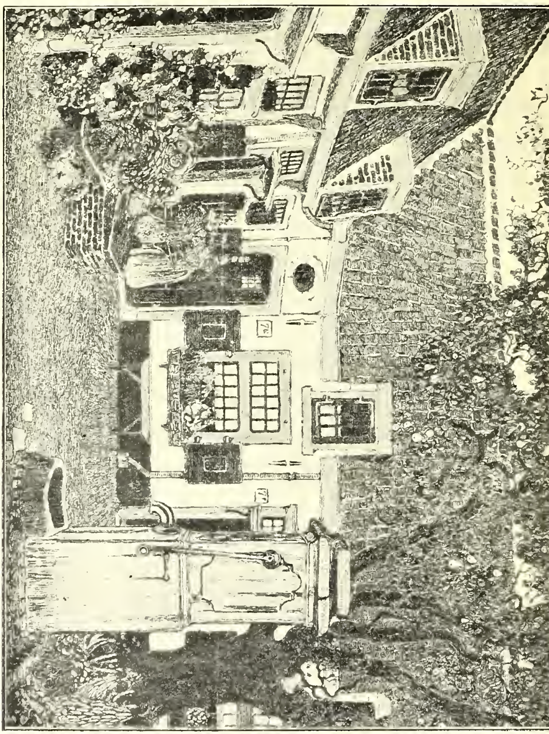


Abb. 299. Backenes Hofje in Haarlem. Ansicht des Hofes und Gartens.
Nach einer Zeichnung des Malers W. O. J. Nieuwenkamp.

große Anzahl derselben sind uns in ihrer ursprünglichen Gestalt durch Kupferstiche wiedergegeben worden, von denen ein Beispiel, das Hofje von Nieukoop, in Abb. 307 abgedruckt ist. Längs der Grachtstraße ist zunächst ein Bau mit Flügeln und einem reich ausgestalteten Portale angelegt, der die Verwaltungs- und Festräume aufnimmt. Dahinter liegt das eigentliche Hofje mit seinen langen Zeilen von Einzelwohnungen.

Der große Mittelplatz, mit dem gemeinschaftlichen Brunnen in der Mitte, ist in Gärtchen abgeteilt, welche den Wohnungen zugehören. Der Kapellenbau bildet den hinteren Abschluß.

In der Nähe der Stadt Leeuwarden, dicht bei dem Flecken Marsum, hat Dr. Popta, der einstige Besitzer des großen Landgutes „Popta Slot“, ein Hofje gegründet, das wegen seiner Lage in Verbindung mit diesem Landgut besonders bemerkenswert ist (Abb. 303). Der Landsitz, Popta Slot, ist nach friesischer Art von einem breiten Wasser, einer Gracht, umgeben. Zwischen dem Schloß und dem Flecken liegt ein weiter Anger, der für die Aufnahme der Stiftung bestimmt wurde. Obgleich hier genügend Raum für eine freie ungebundene Stellung der einzelnen Gebäude des Hofje vorhanden war, wurde 1710 bis 1712 zunächst das sogenannte „oude Gasthuis“ genau nach städtischer Art, entsprechend der altgewohnten Überlieferung, mit einem rings umbauten Hofe errichtet. Erst die späteren Anlagen der neuen Wohnungen zwischen dem Anger und der Harlinger Straße haben eine freiere Gruppierung in der Landschaft erhalten. Das Schloß dient noch heute den Familien der Regenten wenigstens als Sommeraufenthalt. Das alte Gasthaus ist im Inneren in alter Weise auf das bescheidenste eingerichtet. Im Gegensatz hierzu fällt die reiche Ausstattung des Portales mit bildnerischem Schmuck in die Augen (Abb. 306).



Abb. 300. Backenes Hofje in Haarlem.
Portal an der Straße (1628).

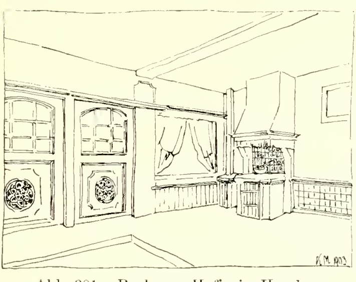


Abb. 301. Backenes Hofje in Haarlem.
Alte Wohnstube.

Trotz der geschilderten, mannigfach verschiedenen Ausgestaltung der Gesamtanlagen der Hofjes sind die inneren Einrichtungen innerhalb der eigentlichen Wohnungen im Laufe der Jahrhunderte ziemlich die gleichen geblieben. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß sie im allgemeinen ein Bild einer Wohnung wiedergeben, wie sich solche

in früheren Zeiten aus der Eigenart der weniger bemittelten Bevölkerung herausgebildet hatte und deren Gewohnheiten entsprach. Berücksichtigt man dabei, daß es sich nicht um die Unterbringung einer ganzen Familie, sondern nur um die einzelner Personen handelt, und zieht man noch in Betracht, daß in den alten Städten der Baugrund wohl auch recht begehrt war, so kann man die Größe der Wohnungen mit ihren Nebenräumen eher als reichlich ansehen. Gemeiniglich tritt man vom Hofe zunächst in einen Flur oder Windfang, der zuweilen die Stiege nach der Bodenkammer aufnimmt und gelegentlich auch als Waschraum benutzt wird. Die Wohnstube enthält den geräumigen Fensterplatz, die als Wandschrank eingebaute Bettstatt und den Kamin nebst

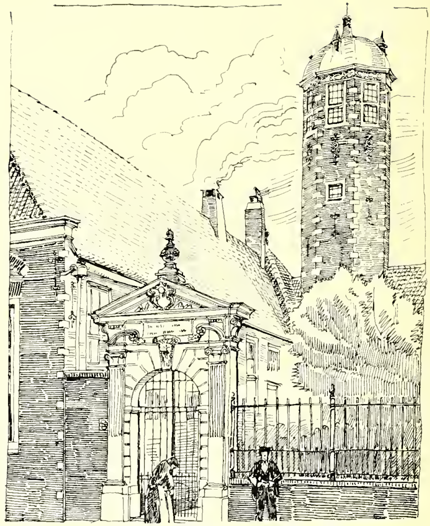


Abb. 302. Alt-Männer- und -Frauenhaus in Alkmaar.

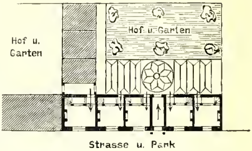
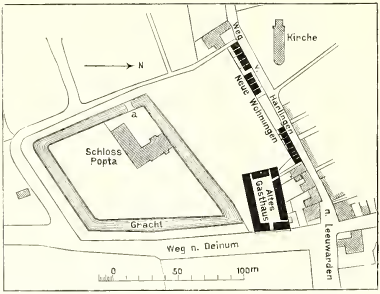


Abb. 304. Heythuysen Hofje in Haarlem.



Die schwarz angedeuteten Häuser gehören der Stiftung.
a Torgebäude.

Abb. 303. Lageplan. Schloß Popta.

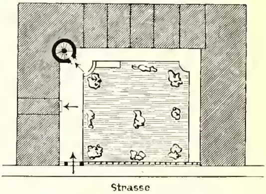


Abb. 305. Alt-Männer- und -Frauenhaus in Alkmaar.

Zubehör, daneben noch sonstige Wandschränke. Eine besonders altertümliche und zugleich eigenartige Anlage aus dem Backeneshofje gibt Abb. 301 wieder. Neben dem Kamin ist ein vom Dachboden herabführender Torfschacht angelegt, der unten in einem Schränkchen endet. Zwischen dem Kamin und dem Vorsprunge des Torfschachtes sind kleine Borden für Bücher angelegt. Neben der Bettkoje ist ein Schrank und eine Vorratskammer eingebaut. Der untere Teil der Wände, soweit diese nicht aus Holz bestehen, ist ebenso wie die Rückwand des Kamins mit glasierten Fliesen bekleidet. Die Fenster haben in ihrem unteren Teile feste Holzläden. An der Außenseite der Fenster sind breite Borde für die Aufstellung von Blumentöpfen angebracht, die im Verein mit dem Gebüsch und den Blumenbeeten des Hofes der ganzen Anlage ein recht freundliches Aussehen verleihen (vergl. Abb. 299).

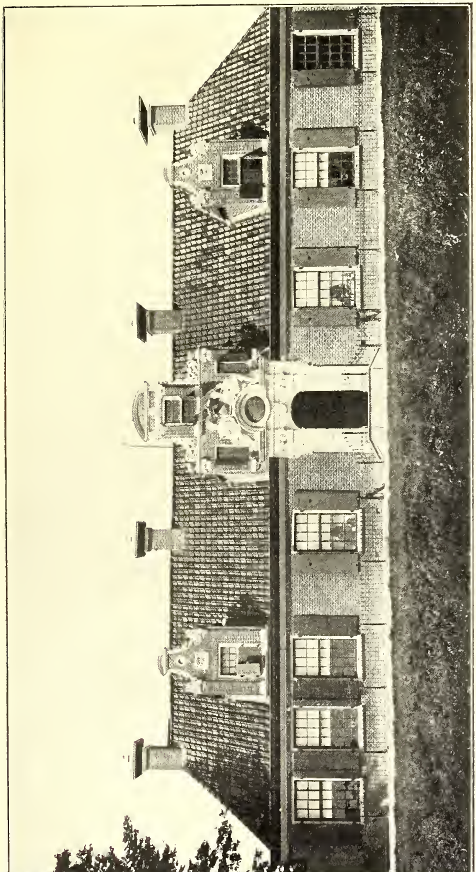


Abb. 306. Schloß Popta bei Leeuwarden. Altleutehaus (altes Gasthaus).

Diese Herrichtung von Einzelwohnungen, welche als Reihenhäuser dicht aneinander gedrängt sind, bildet die Regel. Hiernach führt jeder Insasse seine eigene bescheidene Wirtschaft. Das genannte Altleutehaus in Alkmaar ist dagegen eine Anstalt, in der eine gemeinschaftliche Verpflegung durchgeführt ist. Demgemäß sind hier auch mehrere Pfleglinge in größeren Räumen untergebracht, wobei allerdings wenigstens kleinere Abschläge für die einzelnen Personen geschaffen sind.

Die Hofjes sind nicht die einzigen Anstalten, welche der Gemeinsinn des holländischen Volkes für die wirtschaftlich Unselbständigen geschaffen hat. Neben denselben sind noch die Waisenhäuser, die sogenannten Gasthäuser, die Hospitäler und die Beginenhäuser zu nennen. Auch in den



Abb. 307. Nieukoop Hofje im Haag.

deutschen Landen sind uns mancherlei ähnliche Anlagen aus alter Zeit überkommen, deren Bauten Rückschlüsse auf das Leben des Volkes im Mittelalter und der anschließenden Zeit außerhalb des Kreises der Familien gestatten. Besonders bekannt ist das Stift zum heiligen Geiste in Lübeck, über dessen Kapelle in der Denkmalpflege, Jahrg. 1900, Nr. 1 berichtet wurde. In Schleswig-Holstein ist noch heute das alte Gasthaus der Stadt Husum unter Aufrechterhaltung seiner alten Bestimmung und Einrichtung im Betriebe. Die Stadt Schleswig hat neben anderen klösterlichen Anlagen die Kielmannseckschen Stiftung des Präsidentenklosters aufzuweisen. Das Ahlefeldsche Stift in Eckernförde, das leider schon abgebrochen ist, war in ähnlicher Weise eingerichtet. Gewiß sind auch in anderen Teilen des deutschen Landes mancherlei Bauten gleicher Bestimmung erhalten, welche der Beachtung und Pflege wert sind.

V. Altholländische Innenräume.

Die altholländischen Innenräume, welche uns noch erhalten sind, stammen aus einer Zeit, da es nach mittelalterlicher Sitte üblich war, das Gefüge der den Raum abschließenden Wände und Decken als Grundlage der architektonischen Durchbildung festzuhalten. So war für die Deckenbildung



Abb. 308. Vorsaal im Stadthaus in Haarlem; früher Rittersaal des Grafenschlosses (13. Jahrhundert).

die Herstellung starker Unterzüge mit quer zu denselben, und zwar ziemlich eng aneinander gestreckten schmalen Holzbalken die Regel. Letztere tragen den zugleich Decke und Fußboden bildenden Bohlenbelag. Ein Beispiel dieser Bauweise ist bereits im ersten Abschnitte dieser Aufsätze wiedergegeben, der das altholländische Bürgerhaus zu Edam behandelt. Selbst bei weitergespannten, saalartigen Räumen wandte man diese Deckenbildung an, wie das Beispiel des jetzigen Vorsaales im Stadthause zu Haarlem zeigt (vergl.

Abb. 308). Der Raum soll aus dem einstigen gräflichen Schlosse stammen und im 13. Jahrhundert als der Rittersaal des Grafenschlosses erbaut sein. Die straffe Gliederung der Decke mit den tief herunterreichenden Streben der Sattelhölzer gibt trotz der einfachen Durchbildung der Einzelheiten und dem Mangel einer Bemalung, die jetzt nicht mehr vorhanden und auch nicht

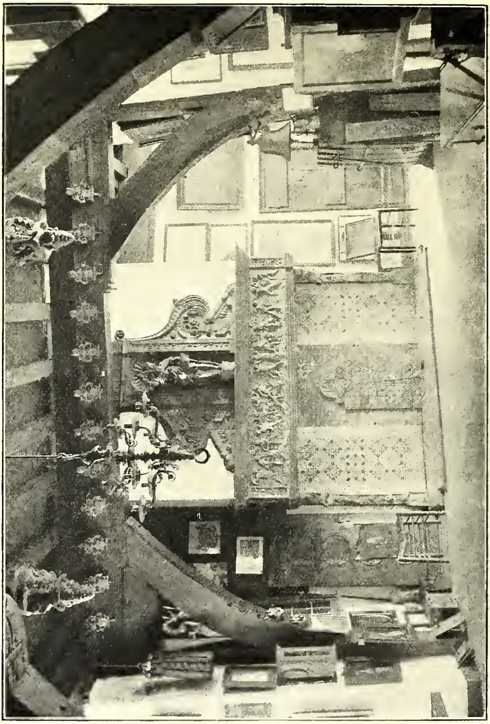


Abb. 309. Kamin im Museum in Dordrecht; früher in Kloveniersdoelen (Haus der Synode).

nachweisbar ist, dem Raume eine ernste und würdige Wirkung. Daß man derartige schwere Unterzüge mit Sattelhölzern und Streben auch bei den gewöhnlichen mäßigen Spannweiten verwandte, beweist die Decke des oberen Raumes im Museum in Dordrecht (Abb. 309). In späterer Zeit, als die neuen Bauformen der Renaissance aus dem Süden in das Land drangen, begann man, die schweren Streben am Auflager der Unterzüge zu unterdrücken und

nur die Sattelhölzer beizubehalten, denen wohl noch auskragende Konsolen als Stützen dienten. Hier war zugleich der Ort, an dem das Holzwerk in den Formen der neuen Kunst geschmückt wurde. Als Beispiele seien außer der Decke der Ratswage in Hoorn noch genannt die Decke eines Saales im Museum in Hoorn, einem einstmaligen Gerichtsgebäude. Es wird zugleich

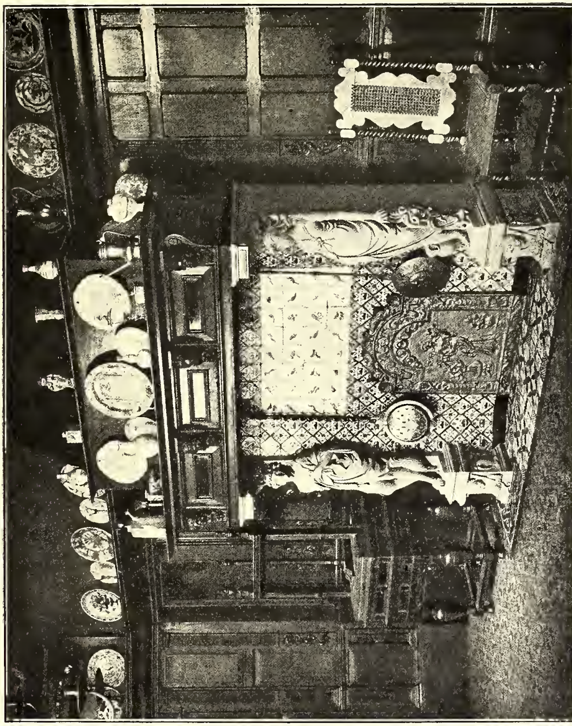


Abb. 310. Kamin aus Nord-Holland im Kunstgewerbemuseum in Haarlem.

auf die Ausführungen des Schaumannschen Aufsatzes und die zugehörige Abb. 170, Seite 136 dieser Schrift Bezug genommen.

Sofern in den oberen Stockwerken Kamine angelegt wurden, war die Herstellung der Decke in deren nächster Umgebung in unverbrennlichem Baustoffe notwendig. Man erreichte dies ausnahmslos durch die Auskragung der Mauer im unteren Geschosse. So wurde im Stadthause in Alkmaar einem

Kaminmantel im unteren Geschosse ein Spitzbogenfries aufgesetzt, der auf Steinkonsolen, die mit Masken geschmückt sind, auskragt. Häufiger ist die in dem Ratswagegebäude in Hoorn gewählte Anordnung, nach welcher ein halbes aus Backsteinen gemauertes Kreuzgewölbe von der Wand auf einer Konsole emporsteigt und sich gegen einen starken Wechsel lehnt, der zwischen die benachbarten Unterzüge gespannt ist. Abb. 313 gibt diese Lösung wieder und zeigt zugleich, in wie reizvoller Weise mit einigen Schnitzereien dieser Übergang von der Wand zur Decke betont ist.

Wenn auch der Massivbau in den holländischen Städten sich im Verhältnis zu dem übrigen Norddeutschland frühzeitig entwickelt hat, so hielt man doch gern an der hölzernen Wandbekleidung der Innenräume auch bei den Backsteinbauten fest. Die Holzpaneele nehmen etwa $^2/_3$ der Wandhöhe ein, so daß nur noch ein schmalerer Fries bis zur Decke verbleibt, der bei reicherer Ausstattung, z. B. in einem Sitzungszimmer des alten Gerichtsgebäudes in Hoorn mit Ledertapeten bekleidet wurde. Für das Holzpaneel hat sich die Ausführung mit gestemmten Füllungen herausgebildet, und zwar sind verhältnismäßig kleine Füllungen beliebt, die sich in gleicher Größe

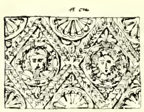


Abb. 311.

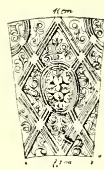


Abb. 312.

Kaminziegel aus Veere.

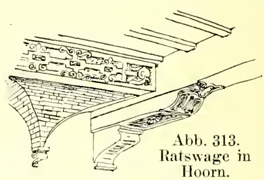


Abb. 313. Ratswage in Hoorn.

Deckenauskragung.

mehrmals übereinander (bis 5 mal) wiederholen. Dabei kommt vielfach der Einbau fester Wandschränke vor, die wohl eine reichere Behandlung erfahren, gleich wie die mitunter in reizvollster Weise geschnitzten Friese. Das Gesims des Paneels kragt weit aus, so daß es zur Aufstellung von Schmucktellern und Geschirr dienen kann.

Der hervorragendste und mit besonderer Vorliebe schmuckvoll behandelte Teil der Wand ist der Kamin, der zur Erwärmung der Räume und in Wohnhäusern zugleich als Kochstätte dient. Diese vornehmlich bei den romanischen Völkern übliche Einrichtung unterscheidet sich also streng von der niederdeutschen Art, nach welcher der Herd der Diele und der Bilegger der Stube in zwei getrennten Räumen aufgestellt sind. Der nur wenig von der Wand vorspringende Fuß des Kamins ist mit Steinfliesen belegt, und zwar in gleicher Höhe mit dem Fußboden oder nur wenig über diesen hervortretend. Die Hinterwand trägt mit zwei Pfeilern oder Auslegern die Kappe, einen eichenen Rahmen, über dem der nach oben sich allmählich zusammenziehende Schornstein beginnt. Die Rückwand der Feuerstelle ist ausnahmslos in zwei verschiedenen Bauweisen ausgebildet. Der dem Feuer nicht unmittelbar ausgesetzte Teil wird vornehmlich mit den bekannten glasierten holländischen Fliesen bekleidet, durch deren Musterung wohl noch besondere friesartige Abteile hergestellt werden. Der Wandteil unmittelbar hinter der Feuerstelle mußte besonders gegen den Angriff der Hitze geschützt werden. Hierzu bediente man sich gegossener eiserner Platten oder einer Bekleidung mit be-

sonders scharf gebrannten Ziegeln. Erstere wurden ähnlich wie die Platten der niederdeutschen Bilegger die Träger reicherer Bildwerke, wie die Beispiele in Abb. 310 u. 314 aus Nordholland und Hoorn erkennen lassen. Bei den Bekleidungen mit gebrannten Ziegeln verwandte man solche kleinen Formates bis zu 15 cm Länge, deren teppichartig sich wiederholende Muster anscheinend beim Formen des Ziegels mit einem Stempel eingepreßt worden sind. Es handelt sich also um eine Art alter Terrakotten. An den Steinen des Kamins im Museum in Dordrecht ist der holländische Wappenlöwe als Zierform benutzt. Im Rathause in Veere auf der Insel Walcheren sind alte Kaminziegel erhalten, die in ihren Friesfüllungen augenscheinlich die Köpfe der Landesfürsten, nämlich Philipps II. und Kaiser Maximilians und deren

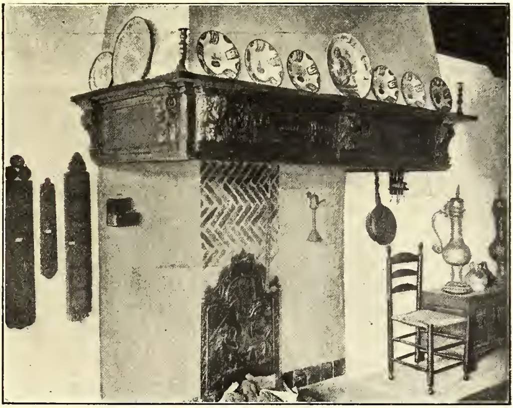


Abb. 314. Kamin im Museum in Hoorn.

Gattinnen, aufweisen. Sie stammen nach den beigepreßten Jahreszahlen aus den Jahren 1594 und 1546 (vergl. Abb. 311 u. 312). An der den Rauchfang tragenden Kappe hat sich die Schnitzkunst auf das schönste betätigt. Namentlich ist es beliebt, am Friese des Eichenholzrahmens Konsolen mit Masken anzubringen. Das Schnitzwerk dehnt sich wohl auch auf die Friestafeln zwischen den Konsolen aus, wie z. B. an dem auf Abb. 314 wiedergegebenen Kamine im Museum in Hoorn, der Darstellungen von Schiffen und Seestücken trägt.

Einer der wohl am reichsten durchgeführten Kaminaufsätze stammt aus dem früheren Haus der Synode in Dordrecht und ist jetzt im Museum daselbst aufgestellt (vergl. Abb. 309 u. 316). Hier wird die ganze Länge des Rahmens durch eine Holzschnitzerei eingenommen, in der mit 18 nackten Männergestalten ein Kampf wiedergegeben ist. Die Leiber der Kämpfer sind meistens in nahezu voller Körperlichkeit geschnitzt, und die einzelnen Kampfesstellungen sind von solcher Mannigfaltigkeit und einer so vorzüglichen Durch-

bildung, daß die Vermutung, es läge dieser Arbeit der Entwurf eines hervorragenden Künstlers zugrunde, wohl berechtigt erscheint. In Dordrecht nimmt man Jan Terneen als den Bildschnitzer des Werkes an. Es mag diese Annahme zutreffend sein oder nicht, so kann ein Vergleich mit dem Kupferstich des süddeutschen Künstlers Barthel Beham, bezeichnet mit: „Der Männerkampf", keinen Zweifel darüber lassen, daß diese Zeichnung der Ausführung des Bildwerkes zugrunde gelegt ist. Zur Erleichterung des Vergleiches ist hier der Behamsche Stich nach einer Veröffentlichung in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI 2. S. 268, wo er als Abbildung zu einem Aufsatze von Singer abgedruckt ist, wiedergegeben (Abb. 315)[72]. Es sind dieselben 18 Ge-



Abb. 315. Der Männerkampf.
Nach einem Kupferstich von Barthel Beham.



Abb. 316. Bildschnitzerei des Kamins im Museum in Dordrecht.

stalten in fast genau den gleichen Kampfesstellungen. Nur hat der Bildschnitzer einzelne Landschaftsteile hinzugefügt, und in der rechten Hälfte seiner Darstellung sind die Gestalten, um zu füllen, weniger gedrängt aufgestellt. Trotz der bewundernswerten Durchführung der Schnitzarbeit ist es nicht überall gelungen, in der spröderen Werkarbeit die Akte mit derselben Sicherheit und in der gleichen Schönheit wiederzugeben, wie dies in dem Behamschen Vorbilde durchgeführt ist. Jedenfalls ist das Werk ein Zeichen, daß bei der Übertragung der neuen Formen von Italien nach den

[72] Daß es sich bei dem Bildwerke um eine Anlehnung an eine Behamsche Arbeit handelte, hatte der Verfasser bereits aus der Kenntnis des bekannteren Kupferstiches „Titus Grachus" angenommen. Die fast vollständige Übereinstimmung mit dem Stiche des sogenannten Männerkampfes ist auf diesseitige Anregung von dem Bibliothekar im Kgl. Kunstgewerbemuseum Dr. Gustav Kühl festgestellt worden.

Niederlanden die Mitwirkung süddeutscher Künstler nicht ganz auszuschließen ist, wie dies ja für das übrige Norddeutschland in reichem Maße nachweisbar ist.[73]) Es sei nur daran erinnert, wie oft Dürersche Kupferstiche und Holzschnitte von schleswig-holsteinischen Bildschnitzern als Vorbilder benutzt



Abb. 317. Kammer aus Hindelopen, jetzt im Museum in Leuwarden.

worden sind. Erwähnt sei noch, daß an der Dordrechter Kaminkappe gegossene, bronzene, mit dem holländischen Wappenlöwen geschmückte Griffe erhalten sind, deren man sich beim Wärmen der Füße zum Festhalten des Körpers bediente.

[73]) Vergl. hierzu auch den Küsthardtschen Aufsatz „Die neun guten Helden", in der Zeitschr. Denkmalpflege, Jahrg. 1901 Seite 58.

Die einzelnen, jetzt das Königreich der Niederlande bildenden Landschaften wurden erst im Laufe der Zeit zu einem einheitlichen Staate vereinigt und sind daher früher sowohl in wirtschaftlicher Beziehung als auch in der Durchbildung ihrer Bauten eigene Wege gegangen. Vor allem trifft dies auf die von Friesen bewohnten Landesteile, also den nördlichen Teil der jetzigen Provinz Nordholland, Friesland und Groningen zu. In Friesland ist es namentlich die frühere Handelsstadt Hindelopen, in der infolge des Rückganges der wirtschaftlichen Verhältnisse alte Bauten verhältnismäßig lange gegenüber den Strömungen der Neuzeit sich erhalten haben. Eine alte Friesenstube wurde 1900 auf der Weltausstellung in Paris als ein Beispiel alter holländischer Kunst vorgeführt. Eine Zimmereinrichtung aus Hindelopen ist im Germanischen Museum in Nürnberg aufgestellt worden, und im friesischen Museum in Leuwarden sind gleichfalls zwei alte Innenräume aus Hindelopen mit ihrer vollständigen Ausstattung bewahrt. Abb. 317 gibt die Einrichtung des größeren und behäbigeren Wohnraumes des Leuwardener Museums nach einer photographischen Aufnahme wieder, Abb. 319 stellt den Grundriß dar, wobei die Außenmauern des alten Hauses als wiederhergestellt angenommen sind. Trotzdem in dem Wohnraume drei Wandbetten, „Betsteden“ eingerichtet sind, handelt es sich augenscheinlich nicht um eine Bauernstube. Hindelopen war vor allem eine kleine Handelsstadt. Wie die im Leuwardener Museum aufbewahrten Zeichnungen alter Häuser der Stadt beweisen (vergl. die Wiedergabe einer Aufnahme von Feith aus dem Jahre 1847 Abb. 318), bestanden die schmalen Giebelhäuser von etwa 6 m Breite aus einem unteren Wohngeschosse und einem oder mehreren Speicherböden. Letztere dienten augenscheinlich nur zur Aufstapelung der Waren, waren durch eine bis zum Fußboden reichende Tür zugänglich und durch kleine Fenster beleuchtet. Der Ausbau des Wohngeschosses hatte mit dem in Abschnitt I beschriebenen altholländischen Wohnhause zu Edam insofern Ähnlichkeit, als die Hauptträume durch die ganze Breite des Hauses hindurchreichen und aus einer Voorkamer oder einem Binnenhuis und einer Achterkamer oder Buitenkamer bestehen. Die eigentümliche Anlage einer Kelderkamer und Upkamer, wie sie sich in Edam vorfindet, scheint hier nicht üblich gewesen zu sein, sind doch die Kaminfeuerung, die ja zugleich als Wärmequelle und Kochvorrichtung dient, und die Betsteden in die Achterkamer verlegt. Eine solche Achterkamer ist es also, die sowohl im Germanischen Museum in Nürnberg als auch in Leuwarden zur Aufstellung gelangte. Beider Einrichtung ist im wesentlichen fast genau übereinstimmend. Wenn in Leuwarden die Kachelverkleidung der beiden Außenwände an den oberen Wandteilen nicht überall durchgeführt ist und die Balken der Decke nicht parallel der Giebelwand, sondern senkrecht zu letzterer gestreckt sind, so kann dies wohl von einer mangelhaften Durchführung des Einbaues in den Museumsraum herrühren. Man tritt von der Voorkamer zwischen einer Doppelwand, in der zwei Wandbetten, ein Schrank sowie die Treppen zum Keller und Speicherboden eingebaut sind, in den Raum, dessen auffälligste Einrichtung darin besteht, daß die sieben unteren Schichten der Kachelbekleidung der Außenwände an den beiden anderen Zimmerwänden, also auch unter den Holzverschlägen der Betsteden herumgeführt sind. Man steigt daher in diese Wandbetten vermittels Trittleitern. Ebenso ist der große bewegliche Schrank in der Wandnische auf einem stelzenartigen Unterbau aufgestellt, und ein Teil der sonstigen Möbel, als z. B. die Wiege, ja selbst die Puppenwiege sind von dem mit Fliesen belegten Fußboden durch hölzerne Untergestelle emporgehoben. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Einrichtungen den Zweck hatten, eine Reinigung des Zimmers

mit reichlichem Wasserverbrauch ohne Schädigung des Holzwerkes vornehmen zu können, oder ob dabei sogar auf die Möglichkeit einer Überschwemmung des ganzen Geweses bei einem Bruche des Seedeiches gerechnet wurde. Vielleicht trifft beides zu.

Neben dem seitlichen Wandbette ist ein Windfang von dem Raume abgeschlagen, der nach dem Hofausgange führt und mittels eines Durchguckes von der Stube aus übersehen werden kann. Der Kamin ist an der Außenmauer zwischen den beiden Fenstern angelegt; so daß der Schornstein in der Höhe der Giebelmauer, letztere bekrönend, ausmünden kann. Dies ist eine Anordnung, die auch im deutschen Ostfriesland und im Jeverlande bei den

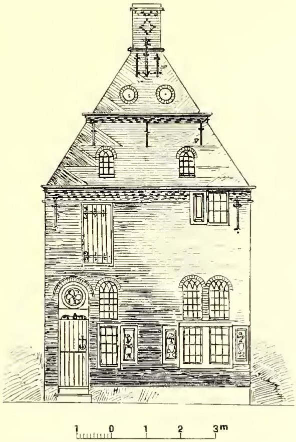


Abb. 318. Ansicht eines Hauses aus Hindelopen.

Nach einer Aufnahme von Feith im Museum in Leuwarden.

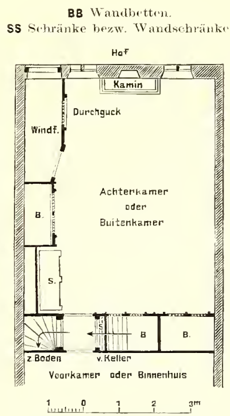


Abb. 319. Kammer aus Hindelopen, jetzt im Museum in Leuwarden. Grundriß zu Abb. 317.

Wohnflügeln der großen Platzgebäude vorkommt und dort als eine eigenartige holländische Einrichtung angesehen wird. Die Fenster sind entsprechend der verhältnismäßig großen Stockwerkshöhe ziemlich schlank und deshalb in der Mitte durch einen wagerechten Balken geteilt. Das Oberteil besteht aus zwei gekuppelten, mit Rundbogen abgeschlossenen Öffnungen. Bei der Aufnahme der Fassade des in Abb. 318 dargestellten Hauses im Jahre 1847 war noch die Färbung des Holzwerkes der Fenster, Türen und Fensterläden mit lebhaften Farben, als Rot, Weiß, Grün und der Nachahmung blauen Marmors erhalten. Die inneren Holzbekleidungen der Wandbetten, Schränke, Türen und Durchgucke einschließlich des großen beweglichen Schrankes sind in braunem, ungefärbtem Eichenholz gearbeitet. Dabei wurden die Pilaster, die Schlagleisten und einzelne Füllungen in wirkungsvoller Weise durch Schnitzereien belebt. Für die oberen Füllungen der Türen der Bettstellen sind diese

Füllungen durchbrochen gearbeitet, wobei besonders die Verwendung gedrechselter Docken beliebt ist. Jedenfalls sollen diese Durchbrechungen zum Lüften der Bettstellen über Tage dienen. Das tiefe Braun dieser Holzarbeiten hebt sich wirkungsvoll von den leuchtenden Farben der glasierten Wandkacheln und der porzellanenen Schauteller ab, die in reicher Zahl auf den Borden am Oberteil der Wände Aufstellung gefunden haben. Die farbenreiche, eigenartige Wirkung der ganzen Einrichtung wird noch gehoben durch die Möbelausstattung, die auf teilweise rotem Grunde mit Lackfarben auf das reichste bemalt ist. Pflanzen, Blumen, Vögel und anderes Getier sind in reizvoller Zusammenstellung dargestellt. Auf der Abb. 317 ist neben einzelnen Teilen dieser Möbel (es sei besonders auf den Tritt vor der Bettlade, eine Kinderwiege, einen Kinderschlitten und eine durchbrochene hölzerne Feuerkieke aufmerksam gemacht) auch die alte, eigenartige Volkstracht der Hindelopener wiedergegeben.[74])

Diese Hindelopener Zimmer in Leuwarden und Nürnberg bilden nur einen Teil der vielfach erhaltenen Reste alter friesischer Volkskunst, die sich als Niederschlag eines kräftig entwickelten Volksstammes herausgebildet hatte. Wir finden solche Reste noch zerstreut und verschleppt in ganz Holland, so z. B. in Gestalt von Fenstersäulen und Wandschränken wiederverwendet in einem Neubau, den Architekt Jan Schouten in Anlehnung an alte Kunstformen in Delft errichtet hat. Der Einfluß frisischer Kunst läßt sich auch an der Westküste Schleswig-Holsteins verfolgen. So sprechen die verschiedensten Anzeichen dafür, daß wenigstens einzelne Teile der Ausstattung des Swinschen Pesels aus Lunden (jetzt im Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf) unter dem Einflusse holländisch-friesischer Kunst entstanden sind (vergl. die Ausführungen auf Seite 70 u. 71).

VI. Reste altholländischer Volkskunst auf dem Lande.

Trotzdem die holländischen Landschaften sich in der Nähe großer Verkehrswege erstrecken, und volkreiche Städte innerhalb derselben liegen, haben sich auf dem Lande doch mannigfache Reste alter Volkskunst erhalten. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß der Bauernstand von alters her eine große wirtschaftliche Selbständigkeit besaß, und so die Grundbedingungen für die Entwicklung eines kräftigen Volkstums gegeben waren. Dieses kennzeichnet sich noch heute in der verbreiteten Erhaltung der alten Volkstrachten, in dem Festhalten an der Farbenfreudigkeit im Hausbau und am Gerät und schließlich in

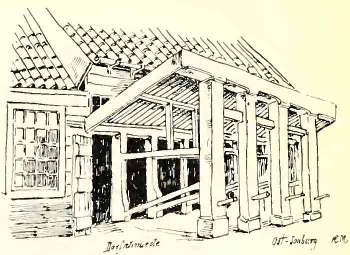


Abb. 320. Dorfschmiede in Ost-Souburg, Insel Walcheren.

[74]) Vergl. den Aufsatz von O. Lauffer in den „Mitteilungen aus dem Germanischen Museum“ 1904, Heft 1, in dem neben der sonstigen Einrichtung der in Nürnberg aufgestellten Hindelopener Stube auch die dortigen Möbel auf das eingehendste beschrieben sind.

der Wiederverwendung altgewohnter Bauweisen bei der Ausgestaltung des Hauses selbst.

Die alten Volkstrachten sind recht mannigfaltig, wie dies bei einem Volke, das aus dem Zusammenschmelzen der verschiedensten niederdeutschen Stämme entstanden ist, nicht anders erwartet werden kann. Die große Sammlung von Volkstrachten im Reichsmuseum in Amsterdam gibt hiervon Zeugnis. In vielen Landschaften sind die alten Trachten aber bei dem Volke noch täglich im Gebrauch, so namentlich in der von den Mündungsgewässern der Schelde und Maas umflossenen Provinz Seeland, in den Fischeransiedlungen am Zuidersee und in den friesischen Landen. Die große Farbenfreudigkeit macht sich sowohl im Hausbau als auch in der Ausbildung

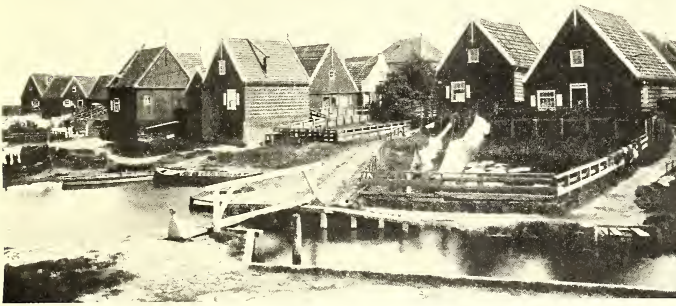


Abb. 321. Hafenort auf der Insel Marken.

des Gerätes bemerkbar. Gemeiniglich werden Fensterrahmen und Fensterläden in hellen Farben, weiß oder grün gestrichen. Wenn die Holzverkleidungen der Außenwände mit Teer dunkel gefärbt werden, erhalten die Flächen in Seeland regelmäßig hell gestrichene Einfassungslinien. Knallblau ist als Anstrich einzelner Mauerteile auch nicht unbeliebt, namentlich als Färbung des Sockels. In einzelnen Landschaften Nordhollands erstreckt sich der Anstrich sogar auf die den Häusern vorgelegten Traufpflaster und selbst auf die Stämme der vor den Häusern stehenden Bäume. Farbig prangen die Hecktore der die Felder einfassenden Gräben, Zäune und Umwallungen. Grün, rot und weiß sind die Farben der Gefährte, nicht zu vergessen des Metallgelbes der Messinggefäße, namentlich der stets hellglänzend geputzten Milchkannen. Auch die für die Wohnungausstattung gebräuchlichen Möbel zeigen noch vielfach die den alten Vorbildern gleichende reiche Bemalung.

Der Übergang vom Holzbau zum Massivbau hat zwar namentlich für die eigentlichen Wohnhäuser auch auf dem Lande begonnen. Immerhin

wird für die Wirtschaftsbauten noch mit Vorliebe Holzfachwerk verwendet, das außen mit Brettern verkleidet ist. Besonders malerisch wirken die Anlagen der Dorfschmieden, wie sie sich in Seeland erhalten haben. Der Werkraum ist entweder frei auf dem Dorfanger errichtet oder in die Häuserzeile eingebaut. Vor ihm ist ein aus starken Stämmen zusammengebautes und überdachtes Gerüst errichtet, in dem zwei bis drei Pferdestände nebeneinander angelegt sind. Das Holzwerk der Gerüste wird geteert, während die Verbretterungen weiß und grün gestrichen sind. Ein Beispiel aus Ost-Souburg auf der Insel Walcheren ist in der Abb. 320 wiedergegeben.

Je nach der Stammeszugehörigkeit der einstigen Siedler — Brabanter und Franken in den südlichen Landschaften, Bataver in Seeland und Südholland, West- und Ostfriesen in Nordholland, Friesland und Groningen, Sachsen in den an Westfalen angrenzenden Landen — weist die Bauanlage



Abb. 322. Häusergruppe aus Marken.

der Häuser die mannigfaltigsten Lösungen auf. Ihr nachzuspüren würde auch der Kenntnis der Entwicklung unseres deutschen Bauernhauses sehr zustatten kommen. Es wäre daher recht erwünscht, wenn das vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine herausgegebene Werk: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche“ durch die Bearbeitung des holländischen Bauernhauses eine ähnliche Ergänzung und Erweiterung erhielte, wie dies durch die Herausgabe des gleichen Werkes für die Schweiz und Deutsch-Österreich geschehen ist. Namentlich würde jetzt noch Gelegenheit sein, für die Gestaltung unserer friesischen Platzgebäude in Oldenburg und Ostfriesland sowie der Eiderstedter Hauberge die verwandten Bauformen in den Landschaften Nordhollands zwischen Hoorn und Enkhuizen sowie in Groningen und Friesland festzulegen. Auch Moorkaten mit bis zur Erde herabreichenden Dächern sind noch in der Provinz Geldern erhalten.

Neben den eigentlichen Bauten des Landmanns sind in Nordholland Siedlungen von Fischern und gewerblichen Arbeitern bemerkenswert, in denen

an altertümlichen Einrichtungen bis in die jüngste Zeit mit großer Treue festgehalten wurde. Dies sind die Fischerdörfer Marken und Urk auf den gleichnamigen Inseln, das Fischerdorf Volendam bei Edam und die Flecken und Dörfer längs des Flußlaufes der Zaan und ihrer Nebenkanäle. Auf der flachen, unbedeichten Marschinsel Marken im Zuidersee stehen die Häuschen auf künstlichen aus Kleierde aufgeworfenen und womöglich von Bohlwerk umgebenen Wurten, zu kleineren und größeren Gruppen zusammengedrängt, wie dies die Abb. 321 u. 322 wiedergeben. In Volendam hat man sich im Schutze des Seedeiches angesiedelt, teils auf der Rückseite des Deiches selbst, teils in dem dahinter liegenden Polder in einer Gasse parallel zum Deiche. Die Häuser in Zaandam, Zaandijk, Zaanstreek, Wormermeer usw.,



Abb. 323. Kanal bei Zaandam.

welche von den Arbeitern der benachbarten gewerblichen Anlagen bewohnt werden, ziehen sich in langen Reihen, einem nordischen Venedig ähnlich, an den Wasserläufen hin, die das Land nach allen möglichen Richtungen durchfurchen (vgl. Abb. 323). Die gewerblichen Anlagen dieser Gegend beziehen ihre Rohstoffe, hauptsächlich Holz aus Skandinavien und Rußland, von alters her auf dem Wasserwege. Als Triebkraft für die Maschinen wird noch heute, wie vor hunderten von Jahren, der Wind benutzt, der durch eine Menge größerer und kleinerer Windmühlen aufgefangen wird. Diese überragen die Schuppen und Werkstattgebäude. Entweder sind sie als Bockmühlen angelegt, die oberhalb großer Plattformen sich drehen (ein Beispiel sieh Abb. 324 rechts). Oder es ist, wie dies bei den Brettschneidemühlen das üblichere ist, die ganze Werkstatt mit der Mühle zusammen drehbar auf einem Untergestell eingerichtet (vergl. Abb. 325 und die Mühle links auf der Abb. 324). Nach guter alter Sitte hat jede Windmühle, ähnlich wie dies bei den städtischen Häusern im Mittelalter die Regel war, ihren eigenen Namen.

So zeigt die auf Abb. 325 dargestellte Mühle die weithin sichtbare Inschrift: „ADE WILDE BOER", zum wilden Bauern. Wir haben hier die Werkstätten vor uns, die in früheren Jahrhunderten als mustergültig in ganz Europa an-



Abb. 324. Windmühlen bei Zaandam.

gesehen wurden, in denen auch Peter der Große sich längere Zeit aufhielt, um seine Kenntnisse im Schiffbau und der gewerblichen Tätigkeit des Westens zu bereichern.

Das Eigenartige sowohl bei den gewerblichen Bauten als auch bei den Wohnhäusern der Arbeiter und Fischer ist es, daß hier in der Nähe der so hoch entwickelten Baukunst, wie sie die benachbarten Städte aufweisen, von dem Massivbau anscheinend grundsätzlich kein Gebrauch gemacht, und bis auf die Wände der Feuerungen nur Holz als Baustoff verwendet wird. Dabei werden die Wände als Fachwerk mit Bretterbekleidung, also wenig sicher gegen Feuer und klimatische Einflüsse hergestellt. Die Kunstformen beschränken sich auf die Anbringung eines Giebelspießes und ausgeschnittener Giebelbretter. Das Beispiel Abb. 334 zeigt eine in Marken viel beliebte Giebellösung. In Zaandam ist die Nachahmung einer Vase oder eines Korkenziehers üblicher, wie dies die Abb. 327 u. 333 erkennen lassen. Trotz dieser Beschränkung der eigentlichen Kunstformen machen die Häuschen

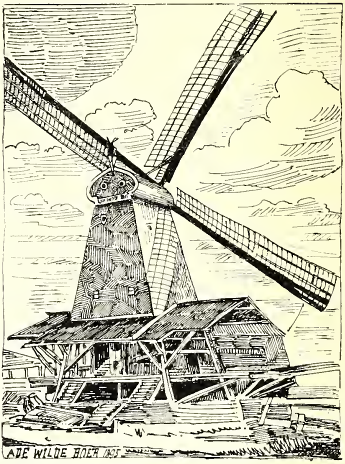


Abb. 325. Schneidemühle in Zaandam.

einen recht freundlichen Eindruck, wozu die geschickte Bemalung der Fensterumrahmungen, Läden, Giebelbretter usw. nicht unwesentlich beiträgt. Diese Bauteile sind in hellen Farben gehalten und heben sich scharf von dem Hintergrunde der Brettverkleidung und der Dachflächen ab. Letztere sind teils nach alter Sitte mit Reth oder mit roten Ziegeln gedeckt. Bei älteren Bauten sind die Fensterläden auf die Höhe der unteren Fensterflügel beschränkt, wie die Auf-

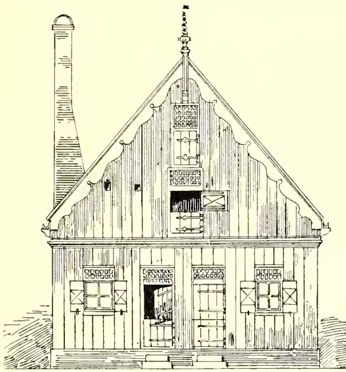


Abb. 326. Wohnhaus in Koog a. d. Zaan (1648).

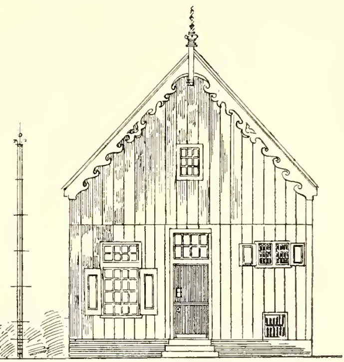


Abb. 327. Wohnhaus in Zaandam.

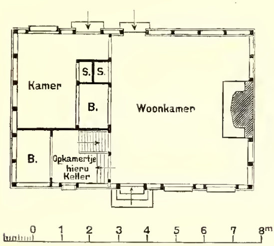


Abb. 328. Wohnhaus in Zaandam, erbaut 1728.

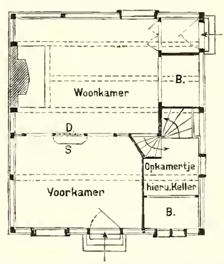


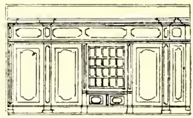
Abb. 329. Wohnhaus in Zaandam. Grundriß zu Abb. 327.

nahmen Abb. 326 u. 327 zeigen.[75]) Die Fenster wurden, wie dies auch jetzt noch in den städtischen Bauten Hollands die Regel ist, als Schiebefenster angelegt. Die Haustüren bestehen, gleich wie bei den altdeutschen Bauernhaustüren, aus zwei übereinanderliegenden Flügeln. Der im allgemeinen

[75]) Die Aufnahmen der Abb. 326 bis 331 verdanken wir der gütigen Vermittlung des Reichsbaumeisters Peters im Haag, der sie für die Zwecke dieser Veröffentlichung anfertigen ließ.

rechteckige Grundriß der kleinen Häuschen hat in den Siedlungen an der Zaan stellenweise insofern eine Bereicherung erfahren, als dort gelegentlich die vordere Gebäudeecke gebrochen ist, und hier ein schräg gestelltes Fenster angeordnet wird, das den Ausblick auf die vorbeiführende Gasse oder den Kanal erleichtern soll. An dem in Abb. 335 dargestellten Beispiel setzt sich das schräge Fenster an der Giebelwand weiter fort.

In der Durchbildung der Innenräume wird bei den Fischerhäusern in Marken und Volendam auf die knappste Aufteilung des Raumes Bedacht ge-



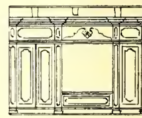
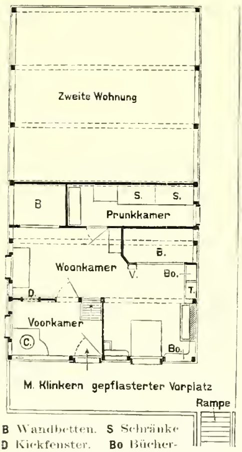


Abb. 330. Abb. 331.
Woonkamer des Hauses in Zaandam (zu Abb. 327 u. 329).



B Wandbetten. **S** Schränke **D** Kiekfenster. **Bo** Bücherbord. **C** Zisterne. **T** Torfschrank. **V** Uhr.

Abb. 332. Zwillingshaus in Marken.

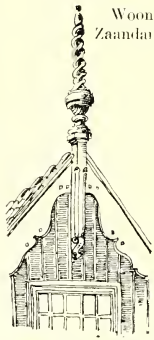


Abb. 333. Giebelspieß aus Zaandam.

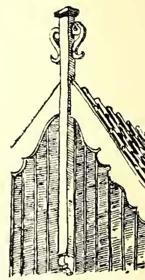


Abb. 334. Giebelspieß aus Marken.

nommen, die an die kleinen Wohnungen der Hofjes erinnert. Vielfach ist das Haus als Zwillingshaus oder Drillingshaus für mehrere Familien eingerichtet. Von dem mit Klinkern gepflasterten erhöhten Vorplatze der Wurt (vergl. Abb. 332) tritt man zunächst in eine „Voorkamer“, welche die Zisterne, die Abwaschvorrichtung und das zum Dachboden führende Treppchen aufnimmt. Mit dem Hauptraum, der „Woonkamer“, ist der Vorraum außer durch die Tür noch mittels eines Guckfensters verbunden. Im Wohnraum dient der Kamin zugleich als Kochherd und als Wärmequelle. Die Bettstellen sind als Wandbetten eingebaut. Als dritter Raum tritt hier und da noch die sogenannte „Prunkkamer“ hinzu, in der einige Schränke und Truhen aufgestellt sind. Die Freude am Besitz eines behäbigen Hausrats kommt aber schon in der Ausstattung der Wohnstube zur Geltung. Gewebte Vorhänge schließen die Öffnungen der Bettkojen. Bettbezüge und Bettleinen sind in zierlichster



Abb. 335. Haus in Zaandijk.

Weise mit Stickereien geschmückt, wobei alte Muster, deren Bedeutung wohl längst vergessen ist, wie z. B. das Motiv der Baumverehrung, wiederholt werden. Rings an den Wänden auf Borden, auf Tischen und Kommoden ist eine so große Zahl von Schautellern und sonstigem farbigen Geschirr angebracht und aufgestellt, daß man eher den Eindruck eines Museumsraumes als der Stube einer Fischerwohnung hat. Unter den aus Holz gefertigten Stücken des Hausrats, als Wanduhren, Mangelbretter, Hängeschränkchen usw. befinden sich viele mit Kerbschnitt verzierte Gegenstände, die wohl dem Hausfleiß der Vorfahren ihre Entstehung verdanken. Abb. 336 gibt eine Anschauung der Zimmerecke der in Abb. 332 im Grundrisse dargestellten Wohnung.

Die Häuser der Gewerbetreibenden an der Zaan bieten eine größere Mannigfaltigkeit in der Grundrißlösung, wie die Aufnahmen Abb. 328 u. 329 erkennen lassen. Außer dem Hauptwohnraum ist meist eine



Abb. 336. Woonkamer aus Marken. (Grundriß in Abb. 332.)

Kammer und über einem Kellerraum ein erhöhter kleiner Schlafraum, die „Opkamertje“, angelegt. Bei größerem Wohlstande ist neben der äußeren Brettverschalung noch eine innere Täfelung angebracht. Diese hat, wie z. B.

in dem auf Abb. 327 u. 329 bis 331 dargestellten Hause eine architektonische Durchbildung mit Pilastern und Füllungen erfahren, in welcher die Öffnungen der Bettkojen, das nach der Voorkamer führende Guckfenster, Schränke und Türen eingebaut sind.

Noch bis vor kurzem hat man in Marken und Volendam an dem alten Herkommen festgehalten, und wenn auch einzelne Mauern aus Backsteinen hergestellt wurden, ist doch das Gesamtgepräge der früheren Bauten gewahrt worden. In erfreulicher Weise machte auch die Arztwohnung, welche nach einem Entwurfe des Architekten Frowein in s' Gravenhage ausgeführt wurde, keine Ausnahme, wie die in der Zeitschrift „de bouwwereld" 1905, Nr. 4, und in der „Denkmalpflege" 1906 S. 26 wiedergegebene Abbildung erkennen läßt. Leider ist im Jahre 1905 die Häusergruppe am Hafen des Eilandes Marken durch einen Brand zerstört worden, welcher bei der Feuergefährlichkeit der alten Bauart größeren Umfang angenommen hatte. Vom Architekten Wentik jr. wurden Vorschläge gemacht, wie selbst unter Verwendung massiver Umfassungsmauern der Gesamtcharakter der alten Ansiedlung zu erhalten sei, ob mit Erfolg ist uns nicht bekannt.

In der Nähe der sich anscheinend eines großen Wohlstandes erfreuenden Stadt Zaandam erstrecken sich schon ganze Häuserzeilen, in welchen, ohne Rücksicht auf das geschichtlich gewordene und ohne Anschluß an die alten Bauten, neue Bauformen sich breit machen, die vor allem das Eingehen auf die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Glieder der Bevölkerung vermissen lassen. Zu wünschen wäre, daß, wenn nun einmal der Massivbau seiner größeren Feuersicherheit wegen berufen ist, in den geschlossenen Teilen der Ortschaften den alten Holzbau zu verdrängen, bei diesen Neuschöpfungen in ähnlicher Weise vorgegangen wird, wie seinerzeit vor Jahrhunderten in den holländischen Städten. Es möge unter Berücksichtigung der Eigenart des Baustoffes, unter Anschluß an die Sonderheiten der Landschaft, der Bevölkerung und des einzelnen Hausstandes und unter Vermeidung unnützer, nicht zum Wesen eines schlichten Hauses gehöriger Zierate gebaut werden.

Schleswig u. Berlin 1903—1905. K. Mühlke.

Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin S W.